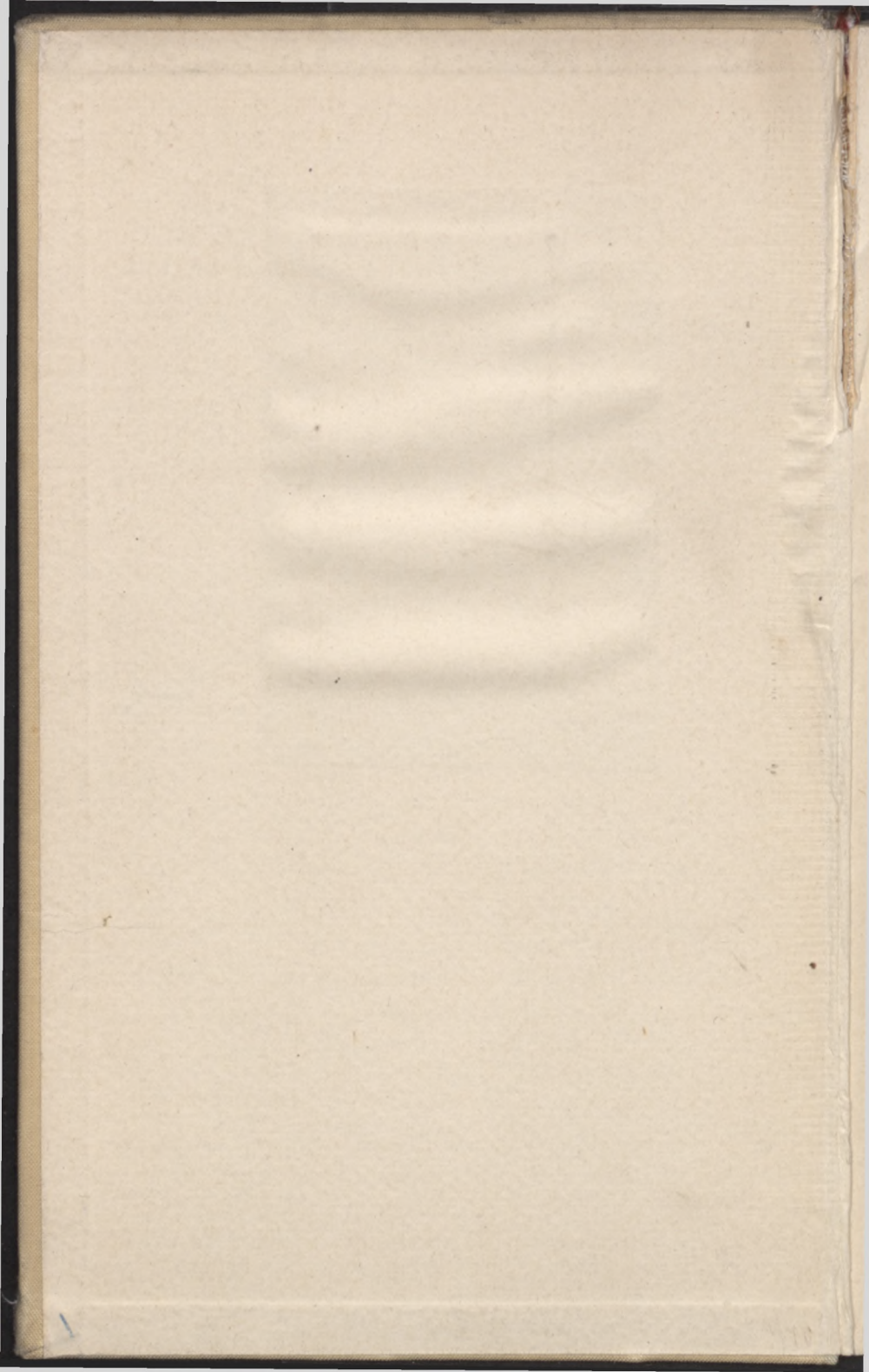


Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

132735

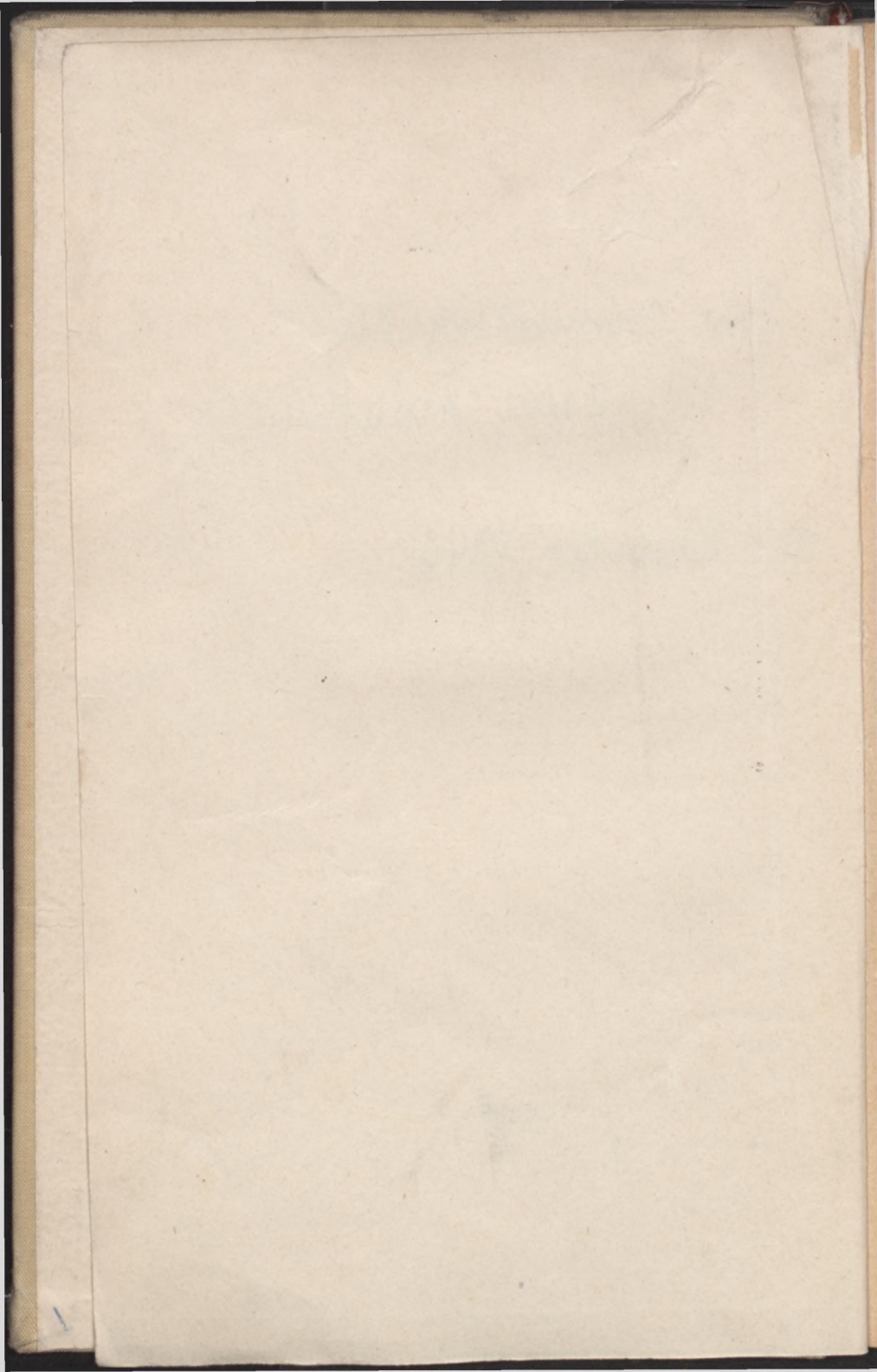
ERSKINE  
\*  
VERGISS  
WENN  
DU KANNST  
\*



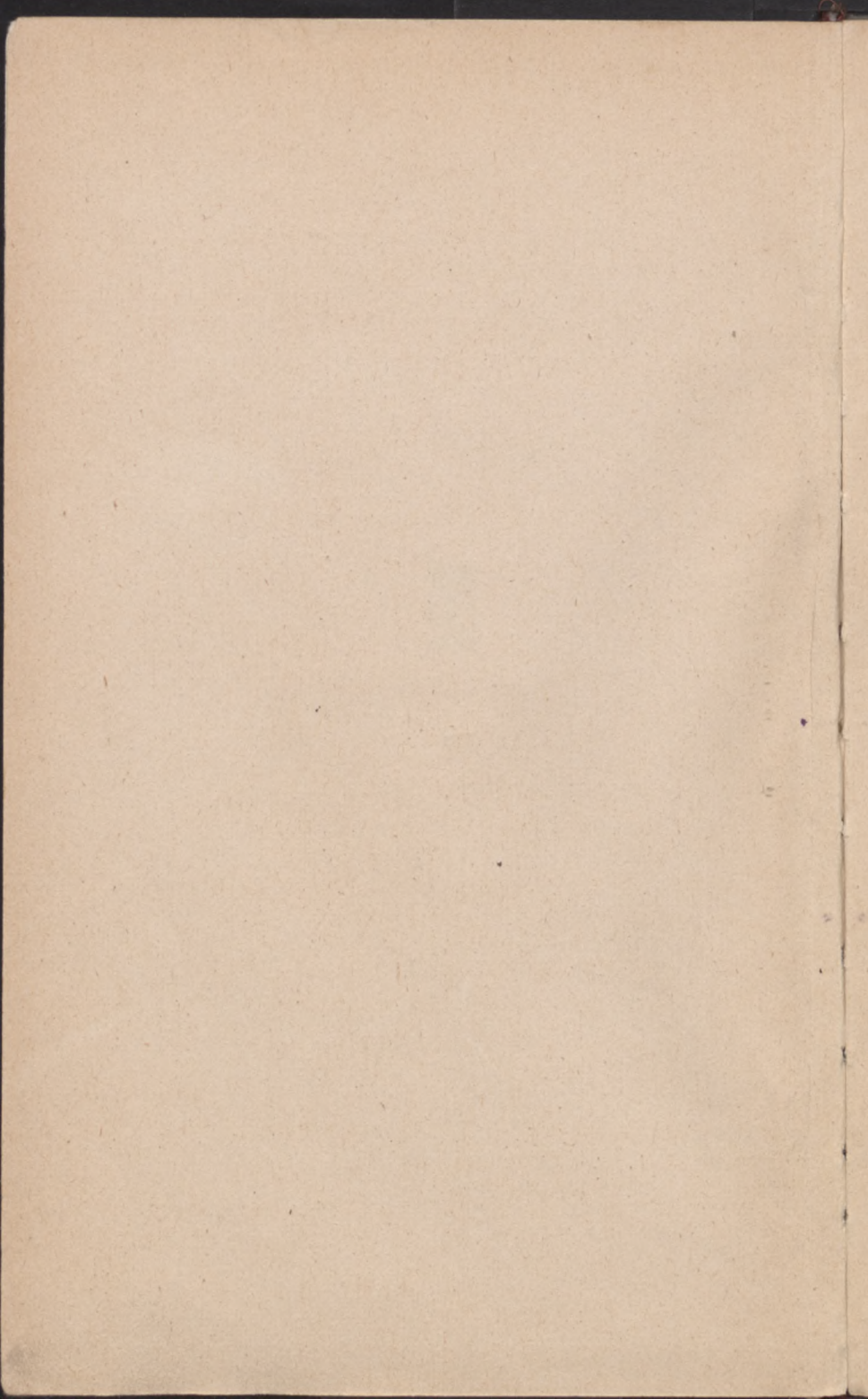


Für Erinnerung an  
Seine Freunde.

Zu Dezember 1940.







JOHN ERSKINE

VERGISS  
WENN DU KANNST

ROMAN

1940

---

PAUL NEFF VERLAG / BERLIN

Autorisierte Übersetzung der amerikanischen Original-  
ausgabe "Forget if you can" von Ilse Drewitz



24. bis 30. Tausend

132.735

II

Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagentwurf von Dorul v. d. Heide  
Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig



FLUCHT AUS DEM GESTERN

I

Sie waren meine Freunde, dieser Mann und diese Frau. Ich erfuhr ihre Geschichte von ihnen beiden ganz unabhängig voneinander. Aber es waren, so wie bei einem Wetterleuchten, nur immer flüchtige und grelle Enthüllungen eines für gewöhnlich von Verschwiegenheit umhüteten Schicksals. Die Tatsache, daß sie überhaupt davon sprachen, verrät zur Genüge, welchen Ansturm der Gefühle sie in sich niederzukämpfen hatten.

Mißbrauche ich ihr Vertrauen, wenn ich hier davon schreibe? Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich bin jedoch der Überzeugung, daß die Geschichte von Lattimer und Marguerite einigen symbolischen Wert für unsere Zeit besitzt, und ich glaube die Form gefunden zu haben, in der ich die Öffentlichkeit daran teilnehmen lassen kann. Ich werde getreulich das wiedergeben, was mir erzählt wurde, und weder Lattimer noch Marguerite werden ihre eigene Geschichte darin wiedererkennen. Wer weiß noch von seinen eigensten Worten, wenn sie zu ihm zurückkehren?

Da ich mich streng an die Wahrheit halten will, so wird mein Bericht nicht ganz einheitlich sein können. Der erste Teil stammt von Marguerite, von Lattimer und aus persönlichen Beobachtungen, — aber im wesentlichen doch

von Marguerite. Sie erzählte mir von Maude und Lila, die ich sonst nicht weiter kenne, nur daß ich sie in Marguerites Geschäft bedienen sah. Bob, dem Sohne Lattimers, bin ich begegnet, und er erschien mir wie andere junge Menschen auch: er erregte, eben wegen seiner Jugend, mehr ein freundliches Lächeln als ernsthaftes Interesse, war aber natürlich von großer Bedeutung für seine Eltern. Er mag, wie sein Vater meint, eine gewaltige Charakterstärke besitzen, — ich werde es nicht zu beweisen versuchen. Kate lernte ich durch Bob kennen. Die Tatsache, daß er sie liebte, besagt an sich noch nichts weiter, denn Liebe ist eine Angelegenheit ganz für sich. Kates Mutter jedenfalls ist eine prachtvolle Frau. Gern entsinne ich mich eines Abends in ihrem kleinen, geschmackvollen Heim, an dem sie ihren Gästen erklärte, wie sie Kinder mit der harten Wirklichkeit des Daseins vertraut machen würde. Kate lachte dabei und versuchte sie zu unterbrechen.

Bentoff und Ruth Romain habe ich nie gesehen. Also besitzt das Bild, das ich von ihnen entwerfe, einige Aussicht auf Erfolg.

Die zwei Hauptfiguren nun sehe ich — so gern ich sie beide habe — nicht ganz so, wie sie selbst sich hier darstellen. Ich will versuchen, bei meiner Schilderung ihre Gesichtspunkte zu wahren, aber hinter der Hand möchte ich meinen Lesern doch andeuten, daß Lattimer ein sehr verbreiteter Typ unter den amerikanischen Männern ist: klug in seinem Geschäft oder Beruf, doch ein ewiger Anfänger in der Lebenskunst. Ich schildere seine inneren Kämpfe hier nicht deshalb, weil ich sie für neuartig oder besonders tiefgründig halte, sondern weil er sie dafür hielt. Und die vielen, die seinesgleichen sind, werden ihm ohne Zweifel beistimmen.

Marguerite hingegen, die sich selbst für sehr durchschnittlich hält, ist in meinen Augen eine seltene Frau. Zum mindesten aber gehören jene Frauen, die sie hier vertritt, bereits einem geschichtlichen Augenblick an: der Nachkriegszeit. Und wir begreifen langsam, daß sie etwas Einmaliges waren. Nach Marguerites Überzeugung bestand die Vergangenheit einzig in Konventionen und übererbten Gefühlen; so glaubte sie, ihr Leben meistern zu können, indem sie keinerlei Vergangenheit gelten ließ. Und für eine ganze Zeit lang wähnte sie, frei zu sein von allem. Auch heute noch und bis zu ihrem Lebensende dürfte sie Lattimer und die Männer überhaupt bedauern, weil die Natur ihnen weniger Freiheit ermöglicht als den Frauen. Sie ist sich noch immer nicht im klaren darüber, was ein Mann aus ihrer Lebensgeschichte herauslesen könnte: nämlich die ironische Wahrheit, daß die Vergangenheit hauptsächlich in unveränderlichen Instinkten weiterlebt und daß die Frauen, da ihre Instinkte ja sehr stark sind, gegen ihren Willen und im Nu aus ihrem erkünstelten Gleichgewicht in eine Feindseligkeit, eine Besitzlust oder Eifersucht von vollendeter Ursprünglichkeit, um nicht zu sagen: Primitivität, entgleiten können.

Kurzum, es ist natürlich Marguerite, um die es sich verlohnt, diese Geschichte zu erzählen. Und nun mag der Bericht beginnen, Zug um Zug. Ich werde nur dort unterbrechen, wo zwischen den einzelnen Vorgängen eine Verbindung hergestellt werden muß.

## II

Das Geschäft, das Marguerite Laval in der 5. Avenue, gleich hinter der 57. Straße, im Herbst 1929 eröffnete,

reizte die Neugierde aller derjenigen, die gleich mir jegliche Veränderung in dieser berühmten Straße aufmerksam verfolgten. Ein neuer Laden, mit einer sehr vornehmen Auslage von Damenmänteln! Man sah auch Garderobe anderer Art, doch vorwiegend Mäntel. Einige Stücke waren billiger, kosteten also nicht viel mehr als dreihundert Dollar, dafür durfte man für Hermelin und Zobel so viel bezahlen, als man nur Lust hatte. Wir alle folgerten daraus, daß Marguerite Laval eine finanzielle Rückendeckung haben mußte. Aber auch ganz abgesehen von dem Wert des Lagers sprachen wir dem neuen Hause eine besondere Note zu. Und mochte die Laval nun einen geheimen Gönner besitzen oder nicht, selbst die Mißgünstigen mußten zugeben, daß einzig ihre Persönlichkeit jene besondere Note erzeugte. Es war da ein Fluidum, das unablässig von ihr auf ihre sehr hübsche Sekretärin Kate Mitchell und weiter auf die Haltung der beiden Brünetten in dem Vorführungsraum, Maude Gill und Lila Braun, einwirkte und das sogar noch draußen auf der Straße zu spüren war, wo Paul, der Portier, in seiner bunten, knapp sitzenden Livree uns ein jedes Mal, wann immer wir auch vorüberkamen, den Eindruck von etwas Besonderem, etwas nicht Alltäglichem vermittelte.

Die Besonderheit von Marguerite Laval war ebenso eine körperliche wie eine geistige — nur daß niemand, der ihr begegnete, ihren Geist erst an zweiter Stelle genannt hätte. Ihre Intelligenz sprühte aus ihren schwarzen Augen. Vor der Eindringlichkeit dieses Blicks konnte man wohl verstummen, aber nichts verheimlichen. Selten sprach sie ohne zu lächeln, vielleicht, weil eine Muskelbildung, ein unwillkürlicher Mechanismus ihre Wangen hob, sobald sie die Lippen bewegte. Dieses Lächeln, mehr

noch als die Augen, wirkte ein wenig weltmüde. Wenn sie einen so anlächelte, erkannte man, daß ihr an Erfahrung nichts erspart geblieben war, und man hatte den Eindruck, daß sie lieber ein bißchen weniger gewußt hätte.

Sie war eigentlich nicht schön. Wenn sie stand, war sie kaum mehr als mittelgroß und überschlang, wirkte aber trotz ihrer Hagerkeit sehr erregend. Ihre Kleidung war von doppeldeutiger Einfachheit: man konnte ihre Schlichtheit bewundern, konnte aber auch den Argwohn hegen, daß sie tatsächlich nur das anhatte, was zu sehen war. Ihr schwarzes Haar war kurz geschnitten, es lag nicht dicht an, sondern fiel in kunstvoller Fülle, weich und schwer zurückgekämmt, anmutig über jene Gegend des Nackens, die Frauen mit Bubikopf stets ein Kummer ist. Ihre Schultern waren breit oder schienen jedenfalls so, vielleicht, weil ihre Taille schmal war. Ihre Brüste, geschmackvoll vom Schnitt des Kleides verhüllt, zeichneten sich dennoch plastisch ab. Man dachte an Bildhauerarbeit, an gute Rasse, an Stolz. Ihre Hände waren edel, und obgleich sie nicht aufdringlich mit ihnen spielte, konnte man sie auf die Dauer nicht übersehen; sie waren langfingrig, warm, weich und sehr weiß. Für ihre Fingernägel bevorzugte sie eine natürliche Röte, sie vermied das beliebte Rosenrot und das brennende Feuerrot.

Ihren Ruf verdankte sie besonders auch dem Geheimnis, das sie umgab, und von dem die Mißgünstigen sagten, daß sie es für die Öffentlichkeit sorgsam pflegte. Obgleich sie mit Bereitwilligkeit zu reden schien, sprach sie doch nie über sich selbst. Sogar Kate Mitchell, ihre Sekretärin, wußte nur, daß sie zehn Jahre nach dem Kriege nach New York gekommen war. Diejenigen, die sie für den Nachkommen einer alten Familie hielten, die sich aus der Welt-

katastrophe hierher gerettet hatte, wo Geld zu verdienen war, wußten nicht zu erklären, warum sie so lange Zeit gebraucht hatte, um herüberzukommen. Wo hatte sie jene zehn Jahre verbracht? Wo und wie?

Wenn sie jemals verheiratet gewesen war, mußte sie jetzt verwitwet oder geschieden sein. Vielleicht aber war sie auch noch unverheiratet. Aber niemand, der sie jemals sprechen hörte, der sie ansah oder ihre katzenhafte Anmut beim Durchschreiten eines Raumes empfunden hatte, konnte auch nur für einen Augenblick daran zweifeln, daß sie eine erfahrene Frau war.

Wir, die ihr Erscheinen auf der 5. Avenue beobachteten, waren verblüfft darüber, daß sie sich von Anfang an eines uneingeschränkten Erfolges erfreute. Wie gelang es ihr nur, den Umweg über jenes Vorspiel von Versuchen und Irrtümern zu vermeiden, durch den die meisten Unternehmer sich mühsam ihren Weg bahnen müssen? Damals schon — wie heute nach fünf Jahren — war sie „en vogue“. Sie richtete ihren Laden ein, ordnete das Lager und die Auslagen und setzte auf die beiden schmucken Fenster in Goldschrift den Namen „Laval“ — ohne jeden weiteren Zusatz noch Erklärung. Sie engagierte Kate Mitchell für ihr Büro, Maude Gill und Lila Braun für den Verkauf, und Paul, um an der Tür in grüner Livree mit goldnen Litzen die Aufmerksamkeit der Passanten zu erregen und an regnerischen Tagen mit einem riesenhaften Regenschirm die Kunden vom Wagen hereinzubegleiten. Eine kleine Karte am Fenster, so winzig klein, daß man schon dicht herantreten mußte, um sie lesen zu können, kündigte an, daß die Laval am folgenden Montag für ihre Kunden zu sprechen wäre. Am Montag war sie da und — wunderbarerweise auch die Kunden.

Spätere Nachforschungen und vorsichtige Erkundigungen ergaben, daß keine einzige Newyorkerin jemals von der Laval vor dieser erstaunlichen Eröffnung etwas gehört hatte. Doch alle, die ihre Schwelle überschritten, glaubten, das neue Unternehmen in dieser oder jener Form unterstützen zu müssen.

Diejenigen, die für sie arbeiteten, schienen ihr vollauf ergeben zu sein. Sie hielt auf strenge Ordnung, jedoch in den verbindlichen Formen einer Königin. Ihre Befehle klangen wie Bitten, ihre Tadel wie Bedauern, und ein jeder tat von selbst sein Bestes, um ihr zu gefallen. Paul zum Beispiel trug seine Pracht zuerst mit schlaff herabhängenden Schultern und hielt die militärische Haltung bei einem Türhüter für so überflüssig wie bei einem lyrischen Tenor. Am Ende der Woche jedoch schien er einen Zögling der Kadettenanstalt West Point zu imitieren. Marguerite hatte nämlich ihr Mitgefühl über sein schwaches Rückgrat geäußert.

Kate Mitchell, die der Laval am nächsten stand, bewunderte ihre vornehme Gesinnung. Ihre Ware war das Beste, was es in der Art gab, und sie hielt fest an ihren Preisen, jedoch hatten Maude und Lila Anweisung, jedem Kunden zu sagen, wo ähnliche Sachen billiger zu bekommen wären. Da nicht alle Menschen einen hervorragenden Geschmack besitzen, hatte sie auch einige Mäntel auf Lager, die sie selbst nicht getragen haben würde. Mehr als einmal sagte sie ihren Kunden offen, daß sie eine falsche Wahl getroffen hätten. Durch diese Rechtschaffenheit büßte sie keine Kunden ein, verbesserte aber auch nicht viel ihren Geschmack; schließlich kauften sie, was ihnen gefiel, und Marguerite Laval hüllte sich in ihr rätselhaftes Lächeln.

Kate war jung und sehnte sich begreiflicherweise danach, hinter der vom Leben geformten Klugheit der Laval etwas ganz Entgegengesetztes, eine ursprüngliche Bereitschaft zum Vertrauen und zur Zuneigung zu entdecken. Diese Laval war großzügig denen gegenüber, die sie gern hatte, daran zweifelte niemand. Nach Kates Meinung war sie in einer Weise freundlich, aus der auf Einsamkeit und Entbehrung zu schließen war. Für eine Weile, kurz nachdem der Laden eingeweiht war, gab es eine Anzahl von ebenso beharrlichen wie anonymen Telephonanrufen. Romantik umwehte die Ecke der Laval. Einmal – mindestens – hatte Kate sie mit unleugbarer Zärtlichkeit antworten hören, aber abgesehen von diesem einen Mal war die Verschwiegenheit der Laval undurchdringlich gewesen, und seit fünf Monaten hatten die Anrufe aufgehört.

Kate hätte gern gewußt, aus welchem Lande die Laval kam. Sie sprach französisch, aber sie sah slawisch aus. Zwei Russinnen besuchten eines Tages das Geschäft, und, als sie nicht fanden, was sie wünschten, verlangten sie nach dem „Manager“, wie sie sich ausdrückten. Als die Laval in den Vorführungsraum kam, unterhielten sie sich lebhaft in ihrer eigenen Sprache. Kate lauschte angestrengt durch die offene Tür. Die Laval gab vor, keine weitere Sprache als Französisch zu kennen. Später jedoch, in einem unbedachten Augenblick, wiederholte sie, was die Russinnen gesagt hatten.

So sehr sie ihr eigenes Geheimnis bewahrte, so unbarmherzig drang sie in jenes anderer ein. Die Unterhaltung mit Kate bei der ersten Vorstellung war schon mehr ein Kreuzverhör gewesen.

„Sie sind zweifellos befähigt. Ich kümmere mich keinen



Pfifferling um diese Empfehlungen von Ihrer Handelsschule. Arbeiten Sie eine Woche für mich, und ich weiß Bescheid. Aber wir müssen einander verstehen. Meine Leute sind meine Familie. Warum kommen Sie hierher?“

„Des Gehalts wegen, gnädige Frau! Mein Vater ist tot.“

„Und wenn er es nicht wäre?“

„Dann würde ich auf die Universität gehen.“

„Wie alt sind Sie?“

„Neunzehn.“

„Lebt Ihre Mutter?“

„Ja.“

„Sie unterstützen sie?“

„Ich möchte ihr helfen.“

„Keine Brüder oder Schwestern?“

„Keine.“

„Haben Sie eine Liebelei?“

Als Kate die Frage übelnahm, zeigte sich das spöttische Lächeln auf dem Gesicht der Laval.

„Solange es nur ein Freund ist, interessiert es mich nicht; aber es wäre ärgerlich, wenn er beabsichtigen sollte, Sie zu heiraten, — vielleicht gerade in dem Augenblick, in dem ich Sie fertig ausgebildet habe. In meinem Interesse möchte ich das lieber gleich sagen.“

„Ja, es ist da ein junger Mann . . .“

„Ein Freund?“

„Nein, gnädige Frau!“

„Sie sind verlobt?“

„Er ist in Princeton, beginnt gerade sein fünftes Semester. Wir sprechen noch nicht viel vom Heiraten, aber wir denken daran.“

„Zum mindesten“, meinte die Laval besinnlich, „denken Sie daran.“

Kate war gekränkt über diese Folgerung. „Er meint es ernsthaft, gnädige Frau!“

„Das tun sie alle. Hat er Geld?“

„Sein Vater hat Geld. Er besitzt nur noch den Vater — ein Anwalt — Sie werden seinen Namen kennen.“

„Ich werde ihn erfahren“, sagte die Laval, „sobald der junge Mann mein Büro stört. Also gut, wir verstehen uns! Sie werden mindestens ein ganzes Jahr lang noch nicht heiraten, danach muß ich mich nach einer anderen Sekretärin umsehen. Oder auch früher, sofern Sie mehr ihn im Sinn haben als mich.“

### III

Die Freundschaft zwischen Maude Gill und Lila Braun begann in der Elementarschule. Marguerite erzählte mir davon. In den verhältnismäßig ruhigen Tagen, denen Lattimers Erscheinen ein Ende machte, hatte sie die beiden Mädchen dazu ermutigt, viel mit ihr zu sprechen, und sie erzählten mehr, als sie eigentlich wollten.

Maude war ein wenig älter. Sie hatte ein langes Gesicht und einen kurzen Körper, ihr Lebenswunsch war es, schlank zu bleiben. Neben diesem wichtigsten Ziel bereitete es ihr ein besonderes Vergnügen, menschliche Beziehungen zu beobachten. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt, weil es notwendig war. Sie kämpfte gegen die Gewichtszunahme, weil ein dickes Mädchen nicht so gut vorankommt und weil es nicht modern war. Sie stellte Betrachtungen an über ihre Freunde und über alles, was sonst in ihren Gesichtskreis kam, weil dies das Naheliegende für sie war und weil das Leben besser ist als ein Buch, vorausgesetzt, daß man den richtigen Schlüssel fin-

det. War ihr wieder einmal ein Einblick gelungen, so war sie sparsam in ihrem Urteil und hütete sich vor Tadel. Die Gutmütigkeit, die bei ihr stark überwog, wurde hemmungslos, sobald es galt, ihren Freunden zu helfen.

Als sie daher beim Austausch von Schulmädchenvertraulichkeiten erfuhr, daß Lila eines Tages eine große Künstlerin werden wollte oder mindestens eine Ballett-Tänzerin, sorgte sie für den ersten Schritt, indem sie für die Kleine eine Stellung im Kaufhaus Macy besorgte. Ein Freund hatte dort einen Platz für Maude freigehalten, und Maude nahm Lila mit. Man konnte hinter dem Ladentisch, wie sie auseinandersetzte, die große Welt vorbeigehen sehen und das Benehmen der feinen Leute beobachten, das eine Künstlerin doch in so manchen Theatervorstellungen nachahmen mußte; wurde der Kunde aber grob, so konnte man lernen, sich gegen Direktoren und Abteilungsleiter zu behaupten. Zuerst verwarf Lila diesen Weg zur Bühne als zu umständlich; aber nachdem sie vergeblich die Theatermagnaten, die in ihren Büros die Rollen besetzten, belagert hatte, wurde sie Verkäuferin, weil sie ja schließlich leben mußte.

Maude liebte sie mit mütterlichem Stolz und etwas schwesterlichem Neid. Die Natur hatte Lila jene unschätzbare Fähigkeit verliehen, die es einem gestattet, ein Eclair zu essen, ohne daß die schlanke Linie darunter leidet. Klugheit im höheren Sinne besaß sie wenig, aber sie konnte — wie Maude oft beobachtete — wertvolle Kleider in einer Weise tragen, als hätte sie nie etwas anderes angehabt. Zog man ihr einen Pelz an, war sie von einer großen Dame nicht mehr zu unterscheiden.

Bei Macy wurde ihr Talent erkannt, sie wurde vom Ladentisch weg zum Mannequin für Mäntel befördert.

Maude folgte langsam hinterdrein auf dem Weg der kleinen Erfolge; sie leitete eine Abteilung des Metallwarenlagers. Sie war es auch, die mit ihrer unglaublichen Witterung für Neuigkeiten zuerst davon erfuhr, daß die Laval ein Geschäft eröffnen würde, und durch ihr schnelles Zugreifen sicherte sie sich die Stellung für sie beide. Es war vorgesehen, daß sie beide in der gleichen Weise tätig sein sollten. Sie hatten zu verkaufen, abgesehen von schwierigen Fällen, in denen sie sich an die Laval zu wenden hatten. In Wahrheit jedoch war es so, daß zunächst Lila an die Kundin herantreten durfte, besonders dann, wenn jene mit der Bühne zu tun hatte, was ja häufig vorkam. In diesen wenigen Jahren hatte Lila Gelegenheit gehabt, einige große Stars persönlich kennenzulernen, kleinere Sterne aber in reicher Zahl. Maude bediente die gesetzteren Damen, erinnerte Lila an die Preise und flüsterte ihr hin und wieder zu, welchen Mantel sie zeigen sollte. Die kostspieligsten Toiletten wurden von jungen Damen erworben, die — wie Lila wußte — im Augenblick ohne Engagement waren und die vielfach von einem schon tragischen Liebreiz waren. Lila hatte wohl gehört, daß das Leben der Jugend und der Schönheit freundlich gesonnen ist, aber sie hatte früher nicht geahnt, welches Ausmaß diese Freundlichkeit annehmen konnte. Maude verjagte solche Gedanken, indem sie in ihrer unumwundenen Rede, in die sie stets verfiel, sobald keine Kundinnen anwesend waren, darauf hinwies, daß dieser Wohlstand zwar glänzend sei, aber doch irgendwo einen dunklen Punkt hätte.

„Jedesmal bezahlt ein anderer, hast du es noch nicht bemerkt, Kleine? Alle sechs Monate ein neuer Name. Nichts Solides!“

In einem müßigen Augenblick konnte Lila dann vor einem der Spiegel stehen, das Kleid mit ihren Händen glatt streichen und ihre Ondulation prüfen, die ihre ganze Sorge war. Ihre Haut war wie Elfenbein, ihre dunklen Augen waren ungewöhnlich klar. Die Stirn war zwar ein wenig niedrig, aber Lila kämmte das Haar zurück, so wirkte sie höher. Sie konnte sich auf diese oder jene Weise so reizvoll in Szene setzen wie irgendeine der Frauen, die hierherkamen und sich in diesem selben Spiegel prüften. Wahrscheinlich könnte sie ebensogut spielen, wenn sie nur eine Gelegenheit dazu hätte. Ohne Frage würde auch sie eines Tages ruhmbeholden zurückkommen und selbst einen neuen Mantel tragen. Aber natürlich, das ging erst nach und nach. Maude hatte recht. Nicht alle sechs Monate ein neuer Name! Lila hatte kein Gedächtnis für Namen.

Von dem Portier Paul reden, heißt vom Thema abschweifen, denn über seine Tätigkeit an der Tür hinaus spielt er, wie sich zeigen wird, nur eine kleine Rolle in dieser Geschichte. Zufällig jedoch lernte ich ihn durch seine Musik schätzen, und so schweife ich zu meinem eigenen Vergnügen so lange ab, bis ich den einzigen Menschen dieses Buches beschrieben habe, der vollkommen und heiter sein eigenes Leben meisterte.

Gleich Lila hatte er künstlerische Impulse. Nur auf einem anderen Gebiet. Er tanzte, hauptsächlich aber war er Sänger. Unter seinen eigenen Leuten genoß er den Ruf eines Gesanglehrers. Nach sechs Uhr, während der Stunden, in denen seine Schüler ebenfalls frei waren, gab er Unterricht. Am Ende des Tages warf er seine Grün-goldne ab, eilte nach dem Norden und machte sein „Studio“ auf. Das heißt, seine Frau zog sich an den Abenden, an denen



sie ausnahmsweise nicht der Laval half, aus dem Wohnzimmer ihrer Zweizimmerwohnung zurück, kochte das Abendbrot und überließ ihm den Stolz des Hauses, das Klavier, und die Herde der Schüler. Sein täglicher Verdienst im Laden übertraf kaum seinen abendlichen Gewinn aus den Kehlen seiner Nachbarn. Er bevorzugte die italienische Schule.

Gloria, seine Frau, war mittelgroß und hatte eine dunklere Hautfarbe als er. Sie besaß die Gabe, alles zu sehen, zu lachen und geduldig zu sein. Im Grunde liebte sie Musik und bedauerte deshalb den Krach im Wohnzimmer; aber dafür wußte sie wenigstens — wie sie oft sich sagte —, wo er die Abende verbrachte.

Tagsüber sorgte sie für die Wohnung der Laval, die im Osten lag, in der 66. Straße. Aber diese Stellung hatte sie nur unter der Bedingung erhalten, daß sie niemals, auch nicht mit Paul, über die gnädige Frau sprach und niemals erzählte, wo sie wohnte.

#### IV

Lattimer Morton erhob sich von dem einsamen Abendbrot-Tisch in seinem Heim an der Ostseite des Gramercy-Parks und machte sich zum Ausgehen fertig. Es war ein kalter Februarabend im Jahre 1934. Was er auch vorhaben mochte, etwas Erfreuliches schien es ganz und gar nicht zu sein. Zweimal kam er zum Fenster zurück und blickte in die Nacht hinaus — und gewiß nicht deshalb, weil die Nacht als solche seine Gedanken beschäftigte. Sein Gesicht konnte ohne die gegenwärtigen Sorgenfalten — ja, sogar noch mit ihnen — als angenehm bezeichnet werden. Es hatte einen gütigen und aufrichtigen Ausdruck und

war schön gebräunt vom Golfspiel. Er war groß gewachsen, etwas eckig und knochig, mit eingezogenen Hüften. Seine Augen waren braun, die Haare gleichfalls, sie lichteteten sich noch kaum. Die Wangen waren glatt rasiert, Nase und Mund wirkten ziemlich groß. Und wenn Morton im Augenblick auch ernst dreinschaute, so konnte man sich doch gut vorstellen, daß er über sich selbst zu lächeln vermochte. Es waren da lustige Falten um Lippen und Augen.

Vor ungefähr zehn Jahren, zu Beginn seiner Einsamkeit, hatte er diese Wohnung gewählt, weil man durch ihre Fenster die Abendsonne sehen und auf den schönen Park hinunterblicken konnte, der jenseits des Gitters sich dehnte. Auch konnte er sein Büro von hier aus bequem erreichen. Theater und Kino, sofern er sich nach Abwechslung sehnte, befanden sich gleichfalls in nächster Nähe. Damals nämlich hatte er gewöhnt, daß eine solche stille Zurückgezogenheit die Erfüllung aller seiner Wünsche bedeuten würde.

Der Junge war zu jener Zeit fort gewesen, er bereitete sich auf der Schule für das Princeton-College vor. Ein Zimmer der Wohnung blieb für ihn reserviert, es enthielt unter anderem einen Bücherschrank und Schulwimpel und die sichtbaren Spuren der letzten Ferien. Später verschwanden die Schultrophäen, sie wurden von Erinnerungen an das College ersetzt. Das College behauptete sich teilweise auch heute noch, aber daneben sah man einige äußerst moderne Malereien, ferner einige alte Landkarten und eine Radierung von der Harvard-Universität, so daß man sogleich feststellen konnte, auf welcher Hohen Schule des Rechtes der junge Morton sich darauf vorbereitete, mit dem Namen seines Vaters zu wetteifern.

Des Vaters Schlafzimmer hingegen war eine Art Familienmuseum. Seine Vorfahren waren tüchtige Sammler gewesen, er schlief sozusagen in der Behaglichkeit und im Geschmack von zwei Jahrhunderten. Daneben befand sich ein kleiner Arbeitsraum mit Büchern rings an den Wänden. Doch die juristische Literatur ließ er in seinem Büro, in seiner Wohnung wünschte er sich einzig die geistige und geistvolle Erbauung eines aller Fron ledigen Mannes. Das Jus hatte ihm wie seinen Vorvätern ein hübsches Vermögen eingebracht, und die Gewöhnung an den Überfluß hatte sich in Lattimer denkbar günstig ausgewirkt: er neigte dazu, sich von aller Geschäftemacherei fernzuhalten.

Auf den Regalen standen in mehreren Sprachen die Autoren, die er liebte, in sehr abgegriffenen Einbänden, und außerdem eine bemerkenswerte Sammlung von Büchern über Segelboote und Schifffahrt.

Der Arbeitsraum war mit dem großen Wohnzimmer verbunden, das einen praktischen Kamin hatte. Muri, der Diener, setzte ihm dort seinen Tisch hin, wenn Lattimer daheim aß. Für Gäste waren noch andere Tische vorhanden, aber es waren selten Gäste da. Allenfalls Männer. Er war dafür bekannt, daß er Frauen mied; und auch seine männlichen Bekannten lud er lieber auswärts ein, etwa in einen der Räume des Century-Klub. Die Atmosphäre in diesem Klub entsprach seinem Geschmack — und auch seiner Erscheinung. Er war eins der jüngsten Mitglieder, das je gewählt worden war; selbst heute war er erst neunundvierzig.

Bevor er an diesem Abend fortging, schrieb er in seinem Arbeitszimmer noch schnell einen Brief an seinen Sohn; planmäßig hätte der Brief einen Tag früher her-



ausgehen müssen, er entschuldigte sich vor sich selbst mit den vielen Gedanken, die ihn beschäftigt hatten. Jetzt aber wollte er dem Jungen wie gewöhnlich einige Worte der Zuneigung und des Vertrauens sagen — ein prachtvoller Junge das. Er hatte ein gut Teil von jenen Vorfahren in sich, die aus der Familie etwas gemacht hatten. Lattimer behandelte seinen Sohn wie einen Altersgenossen und wie seinesgleichen, — ja vielleicht sogar wie jemand, der noch mehr war als er selbst. Er fühlte mit Genugtuung, daß Robert mehr darstellen würde als er.

Er siegelte und frankierte den Brief und übergab ihn Muri zur Beförderung, zog den hellen Mantel an, den der Diener ihm hinhielt, und nahm Hut und Stock.

„Ich werde früh zu Haus sein, aber warten Sie nicht auf mich.“

Muri sah enttäuscht drein. „Sehr schade, daß Sie heut abend ausgehen, Herr Morton. Ich hatte ein besonders gutes Abendessen für Sie.“

„Das ist wirklich dumm! Ich hätte Ihnen heute früh sagen sollen, daß ich verabredet bin.“

Muri lächelte zutraulich. „Sehr einsam hier, Herr Morton. Sie gehen oft aus. Ich freue mich immer, wenn Sie zu Haus bleiben!“

Morton wandte sich um und blickte den kleinen Mann an, der seine so stille Häuslichkeit mit ihm teilte. „Ja, es muß wirklich recht stumpfsinnig sein! Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie sich darüber beklagen. Ich hoffe, wir werden das bald ändern können!“

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Morton. Wünsche einen angenehmen Abend!“

Tim, sein irischer Chauffeur, wartete auf der Straße.

„Nach dem Century.“

Sie fuhren die 5. Avenue herauf und bogen an der 43. westlich ab.

„Wann soll ich Sie abholen, Herr Morton?“

„Heute abend nicht. Danke.“

Tim grüßte mit unergründlicher Miene und fuhr davon, während Morton mit einem Anflug von Selbstbewußtsein die leere Halle betrat, für den Gruß des Portiers William dankte und in dem Garderobenraum seinen Überzieher ablegte. Als er herauskam, verbeugte sich William.

„Herr Allen und Herr Winsor warten auf der Galerie, Herr Morton.“

Lattimer stieg das Dutzend Stufen zu dem langen Raum hinauf, wo von Zeit zu Zeit die Bilder von Malermitgliedern gezeigt wurden. Die beiden Männer, die mit ihm essen sollten, waren in ein tiefes Sofa gesunken und sprachen leise. Sie hörten ihn nicht kommen.

„Tut mir leid, daß ich mich verspätet habe, Ralph. Hallo, Bill! Bitte, entschuldigt mich beide!“

Ralph Allen reichte seinen langen Arm zum Händedruck hinauf, im übrigen ließ er sich nicht weiter stören. Er war groß, sehr ähnlich im Wuchs wie Morton, mit einem gutmütigen Lächeln. Winsor, weniger groß, aber sehr stämmig, erhob sich mühsam von seinem bequemen Sitz.

„Du kommst nicht zu spät“, sagte Allen, „trotzdem freut es mich, dich so klein zu sehen.“

„Wir haben den Fall bereits für dich miterledigt“, sagte Winsor mit seiner hellen Stimme rasch und deutlich. „Also können wir gleich essen.“

„Gut. Gehen wir.“

Lattimer stieg die zwölf Stufen zur Halle wieder hin-

unter. Dort nahmen sie den kleinen Aufzug zu den Privaträumen.

„Ich habe bereits bestellt, damit es schneller geht“, erklärte er. „Ich habe für neun eine Verabredung.“

„Das paßt mir sehr gut“, sagte Allen, „denn ich fahre nach Oster Bay.“

„Du bleibst nicht in der Stadt?“

„Um Himmels willen, nein! Nicht zwei Abende hintereinander! Meine Frau . . .“

„Wie geht es Jane?“ fragte Morton.

„Gut! Sie möchte gern wissen, warum sie dich niemals sieht.“

„Ich war zu gebunden.“

„Das hat sie sich schon gedacht. Sie meinte, du pflegtest sonst zuverlässiger zu sein als ihr eigener Mann. Aber in diesem Sommer hättest du sie kein einziges Mal zum Segeln mitgenommen. Sie vermutet, daß sie eine Nebenbuhlerin hat.“

Morton erwiderte nichts darauf. Sie saßen in dem nach Norden gehenden Zimmer, das sehr geräumig wirkte im Vergleich zu dem kleinen, für drei Personen gedeckten Mitteltisch. Der Ober begann mit einem steinernen Gesicht zu bedienen.

„Ich hatte die Hoffnung“, sagte Morton nach einer Weile, „daß wir diesen Fall endlich beschleunigen könnten, wenn wir drei uns einmal darüber zusammensetzten. Die Sache zieht sich jetzt seit einem Jahre schon hin.“ Sie aßen und besprachen den Fall und konnten sich nicht einigen.

Als sie den Klub um neun Uhr verließen, stieg Ralph in seinen Wagen, um nach Long Island zu fahren, und Winsor machte sich auf den Weg nach der Park-Avenue, —

und zwar zu Fuß, weil er an chronischem Bewegungsmangel litt.

Morton wartete an der Tür des Klubs auf ein Taxi. Zu Ruth Romain fuhr er nie in seinem eigenen Wagen. Obwohl er über die Gründe lieber nicht nachdachte, weigerte sich sein Gewissen, ihn in Ruhe zu lassen. Ruth übrigens gleichfalls, auch sie fragte immer wieder.

„Es geschieht aus Rücksicht auf dich“, hatte er erklärt, „ich möchte den Leuten keine Gelegenheit zum Reden geben. Wenn wir beide öffentlich zusammen gesehen werden, oder wenn du in meinem Wagen erkannt wirst, oder wenn mein Wagen vor deiner Tür steht, dann geht sogleich das Gerede los.“

„Gut, Lieber, und was macht das?“

„Ich will aber nicht, daß sie über dich sprechen.“

„Du meinst: nicht über dich?“

„Über keinen von uns.“

„Warum nicht, wenn es die Wahrheit ist? Wenn du mich nicht liebtest, so würdest du überhaupt nicht hierherkommen, und wenn ich dich nicht liebte, würde ich dir nicht das gewähren, was ich dir gewähre. Laß sie reden. Mich könnte es nur stolz machen.“

Das war vor Monaten gewesen. Die Erinnerung an das, was sie ihm gewährt hatte, hatte ihn sehr peinlich berührt. Sie schien einen Anspruch daraus herleiten zu wollen und — er konnte sich nicht helfen — er fand das geschmacklos.

Niemals lud er sie in seine Wohnung ein. Er wünschte nicht, daß Muri sie zusammen sehen sollte. Zu seinem Sohn war er offen gewesen. Er hatte dem Jungen von Ruth erzählt, als Mann zum Mann.

„Ich liebe sie. Wir denken daran, bald zu heiraten.“

Der Sohn mißbilligte das. Er hatte sie in der Revue des letzten Jahres gesehen.

„Sie ist nicht dein Typ, Dad. Ich würde es wenig gern sehen, daß du einen Fehler machst.“

„Du kennst sie nicht.“

„Dad, nach alledem, was ich von ihr weiß, kann ich mir ein Bild machen. Sie sieht gut aus und gesund und mag, wie du sagst, gutartig sein und zielbewußt. Aber ich möchte darauf wetten, daß sie im Grunde ihres Herzens ziemlich vulgär ist.“

„Sie ist eine prächtige Frau, Bob, sie ist aufrichtig und lebendig. Ich wünschte, du könntest sie ein wenig mit meinen Augen sehen.“

Worauf der Sohn mit jener Freimütigkeit, die ihre Beziehung zueinander so reizvoll machte, zur Antwort gab: „Siehst du sie so, wie sie heute ist, alter Herr, oder wie sie einmal war? Liebst du nicht in ihr jene Zeit, da sie bei der Großen Oper einen Namen hatte? Wenn sie gut gewesen wäre, würde es nicht bergab mit ihr gegangen sein, nicht wahr? Ich hörte sie damals im Radio. Es war ziemlich schauderhaft. Und heute würde sie schon über eine Rolle bei der Komischen Oper froh sein. Sie kann nicht singen, und sie kann nicht spielen.“

Er nahm diese unbarmherzige Kritik hin und war froh über die Offenheit des Jungen. Seine Treue zu Ruth wurde davon nicht erschüttert, zum mindesten bildete er sich das ein. Eines Tages würde er die Vermählung anzeigen und sie heimbringen, aber inzwischen sollte man in seinem Hause nichts vermuten.

Das Taxi hielt vor ihrer Wohnung an der Riverside.

Als das Mädchen, eine Mulattin, mit einem vertraulichen Lächeln öffnete, wurde er steif und fragte förmlich:

„Guten Abend, Elise. Ist Fräulein Romain zu Haus?“

Ein jedes Mal fragte er das. Als ob sein Besuch nicht verabredet gewesen wäre! Die Vertraulichkeit des Mädchens verdroß ihn immer wieder aufs neue. Er wünschte sehnlich, seiner Liebe, diesem befreienden Erlebnis seines Daseins, ohne zudringliche Zeugen sich hingeben zu können!

Elise nahm ihm Hut und Mantel ab. Er legte seinen Stock auf den Tisch in der Halle und ging dann dort hinein, wo Ruth — wie er wußte — das Licht gedämpft und die „Szene vorbereitet“ hatte.

Sie hatte, hingestreckt auf die Couch, in einem Roman gelesen; aber nun erhob sie sich und erwartete ihn. Das Buch blieb liegen, wo es hingeworfen wurde, die Zigarette, die sie gerade aus der Hand gelegt hatte, qualmte im Aschbecher weiter. Ihre Augen blitzten ihn an, als er durch die Tür kam, und sein Herz machte einen kleinen Sprung, von neuem von ihrer aufreizenden Schönheit berührt. Sie war naturblond und wirkte etwas amazonenhaft. Sie trug einen chinesischen Pyjama aus schwarzer, goldgemusterter Seide und goldne Sandalen mit roten Absätzen. Ihre Zehen guckten, infolge einer anatomischen Laune, graziös aus den Sandalen hervor, die Nägel waren, genau wie die Fingerspitzen, zinnoberrrot gefärbt.

Seine Augen begegneten ihrem Blick, in dem ein Schimmer von Ungewißheit war, ja, fast von Furcht; bei allen ihren letzten Begrüßungen war ihm das aufgefallen.

„Liebling! Ich habe so auf dich gewartet! Ich dachte, du kämst überhaupt nicht!“

Er zog sie in seine Arme und küßte sie. Er ließ sie nicht aus den Armen, sondern blieb stehen und sah auf ihr Gesicht hinunter.

„Ich habe einen bewegten Tag gehabt.“

„Als du anriefst, war ich so enttäuscht! Ich dachte, wir würden heut abend zusammen essen.“

Bevor er seine Entschuldigung vorbrachte, zog er sich einen Stuhl an die Couch heran, auf die sie sich wieder gesetzt hatte, und zündete sich eine Zigarette an. Indem er das brennende Streichholz an den Tabak hielt, bemerkte er von ungefähr auf dem gegenüberstehenden Tisch an der anderen Seite der Couch auffallend frische gelbe Rosen in einer großen Vase. Er atmete tief den Rauch ein und richtete seine ernstesten Augen auf Ruth.

„Ich konnte es nicht ändern . . . Was gibt es Neues bei dir?“

Ihre Stimme nahm jetzt einen leichten Ton an, so als ob sie alle Sorgen hinter sich werfen wollte.

„Ach, ich hatte wieder einmal eine Unterhaltung mit dem Regisseur; und dann ging ich einkaufen.“

„Irgend etwas in Aussicht?“

„Da war ein Mantel, der mir gefiel.“

„Ich meine: für die neue Revue?“

Resigniert sah sie vor sich hin. „Sie besetzen im Augenblick noch keine Rollen, aber ich habe wenig Hoffnung. Sie wollen jemand, der nicht so groß ist.“

„Laß dich nicht entmutigen. Die Saison fängt ja erst an.“

Sie kreuzte die Fußknöchel, lehnte sich für einen Augenblick zurück und reckte lässig die Arme über den Kopf.

„Das ist gerade dein Irrtum, mein Lieber! Im letzten Sommer hätte ich ein Engagement finden müssen!“ Plötzlich sagte sie mit einem offenerherzigen Lächeln: „Liebling,

ich bin eine alte Frau. Ich werde nicht mehr viel Engagements bekommen. Mein Glück auf dem Theater ist vorbei!“

„Unsinn! Hör zu, Ruth: ich wünschte, du würdest zur Großen Oper zurückfinden oder zu deinen Konzerten. Da gehörst du hin!“

Sie ärgerte sich über den Rat, sie schien ihn schon zu oft gehört zu haben. „Ich kann nicht, Lattimer, ich kann einfach nicht. Das ist vorbei — wie meine Jugend. Aber ich mache mir nichts daraus, seitdem ich gefunden habe, was mir besser gefällt.“

Er stand auf, um sie zu küssen; und als er sich zu ihr hinabbeugte, zog sie ihn neben sich auf die Couch.

„Wo kommen die Blumen her?“ fragte er plötzlich.

„Ich brachte sie selbst mit — von meinem Blumenmann an der Straßenecke — als ich unterwegs war.“

Offenbar beunruhigte sie seine Frage. Jener erschreckte Blick kam wieder in ihre Augen. Hastig fragte sie: „Könnten wir nicht bald heiraten? Dieses lange Warten macht mich ganz krank!“

„Du fragtest das neulich abend schon“, erwiderte er langsam, „und ich versuchte, es dir zu erklären.“

„Und ich habe es begriffen! Lattimer, wenn du meiner überdrüssig bist, sollst du dich nicht länger gebunden fühlen.“

Diese Herausforderung hatte er anscheinend schon öfter zu hören bekommen, denn er antwortete rasch und erregt, aber doch voller Zuneigung:

„Du weißt, daß ich deiner nicht überdrüssig bin. Ich sagte dir, wie die Dinge bei mir liegen. Mit jedem Tag kümmere ich mich mehr um dich, Ruth. Das kannst du doch unmöglich leugnen? Du bringst mir Kameradschaft,



Mut, Lebensfreude. Bei Gott, ich wünschte, wir wären uns früher begegnet!“

Sie langte nach seiner Hand hinüber. „Aber warum unternimmst du dann nichts? Du verbringst zuviel Zeit mit deinen Büchern, du fragst alle deine Vorfahren zuviel um Rat! Ich dachte gerade daran, als du hereinkamst.“

„Woran dachtest du?“

Sie lächelte, ehe sie antwortete, aber ihre Augen sagten ihm ein wenig den Krieg an. „Vielleicht bist du jetzt zu alt, um zu lernen, wie man lebt. Ich bin deine einzige Erfahrung mit Frauen — abgesehen von der Mutter deines Kindes.“

„Bedauerst du das?“

„Du müßtest die Frauen besser verstehen. Du müßtest wissen, welche Hölle es ist, Tag für Tag und Stunde für Stunde zu warten und — endlich Gewißheit haben zu wollen! Es ist das ziemlich selbstsüchtig von dir, findest du nicht? Du bist ein kluger Mann. Was du willst, das erreichst du. Wenn du mich wirklich liebtest, würden wir sofort heiraten. Wir würden beide glücklich sein.“

Er küßte ihre Hand, nicht ihre Lippen, und bat, sich eine neue Zigarette anzünden zu dürfen. Als das Streichholz erloschen war, setzte er sich nicht neben sie auf die Couch, sondern wieder auf den Stuhl. Plötzlich erschienen Tränen in ihren Augen.

„Ruth, was gibt es?“

„Ich sehe, daß es zu Ende geht.“

Er wartete, bis sie die Tränenspuren beseitigt hatte und ihm wieder zulächelte.

„Wenn es zu Ende geht — dann wahrscheinlich durch solche Worte wie diese.“

Sie schüttelte den Kopf, langsam und traurig. „Wie oft ist das alles schon gesagt worden!“

„Weiß ich, wie oft!“ antwortete er etwas scharf. „Ich dachte, daß wir in dieser Welt zwei Menschen wären, die ein ehrliches Spiel miteinander treiben könnten. Und als wir uns begegneten, sagte ich dir, zu welcher Sorte von Männern ich gehöre.“

„Richtig!“

„Ich sagte dir, was mein Junge mir bedeutet.“

Sie richtete sich streitsüchtig auf. „Aber jetzt ist er ein Mann, Lattimer! Er lebt sein eigenes Leben. Du kannst für ihn nichts mehr tun. Wie sollte ich da im Wege stehen?“

Er parierte ihren Angriff. „Wenn du ehrlich bist, wirst du dich daran erinnern, daß ich dies alles voraussah.“

„Du meinst, ich hätte um deine Liebe gebeten?“ Sie beugte sich nach vorn. „Warum sprichst du es nicht offen aus, daß ich dir entgegenkam. Ich bin froh, daß ich es tat. Du hattest ja nicht den Mut dazu! Du hattest Angst vor dem Leben, wie du sie jetzt noch hast. Nein, du schuldest mir nichts. Ich sagte oft genug, daß ich nicht an die Heirat glaubte. Damals glaubte ich auch nicht daran. Liebling, du hättest nicht so zärtlich zu mir sein dürfen. Jetzt bin ich schrecklich verliebt in dich. Ich kann nicht mehr ohne dich leben!“

Erregt, verlegen schlug er seine Hände zusammen. „Wir werden heiraten. Ich versprach es dir vorige Woche.“

Mit einem Lachen fiel sie wieder auf die Couch zurück. „Vorige Woche? Vor einem Jahr! Nun gut, ich werde nie wieder davon sprechen.“

„Das brauchst du auch nicht, — wenn du mir nur vertraust. Denke nur nicht, daß ich mich über diesen Auf-

schub freue! Ich kam heut abend, um dir zu erzählen, daß ich in diesem Frühjahr Ferien machen kann. Mai oder Juni. Dann kann ich weg. Soll es unsere Hochzeitsreise werden?“

„Und du fragst noch? Du weißt ja, wie ich darüber denke. Nun mußt du entscheiden. Aber ich will dich nicht drängen. Ich möchte keinen Mann zur Heirat zwingen!“

Er stand auf und küßte sie. „Also im Mai. Aber nun keine Szenen mehr, Ruth! Wenn du auch nur für eine Sekunde aufhörst, an mich zu glauben, geht uns etwas verloren, das unersetzlich ist.“

„Szenen?“

„Du weißt, was ich meine! Wie viele Abende warst du in der letzten Zeit in Tränen aufgelöst!“

„Ja, aber wer bringt mich zum Weinen? Ich weiß, was dich stört — du kannst die anderen Männer nicht vergessen! Wenn sie nicht bei dir herumspukten, würdest du mich auf der Stelle heiraten.“

Sein Gesicht verzog sich schmerzlich. „Ich habe dir versprochen, daß wir heiraten.“

„Lattimer, hör mich an! Keiner von ihnen bedeutete irgend etwas in meinem Leben! Nur du!“

Als er schwieg, brach sie das leidige Gespräch ab, erhob sich von der Couch und ging hinüber zum Tisch, um eine Modezeitschrift herauszusuchen.

„Ich habe da einen Mantel gesehen, den ich mir eigentlich kaufen möchte. Heut nachmittag ging ich zur Laval.“

„Ist das das beste Geschäft?“

„Das einzige. Hier ist die Zeichnung. Ist er nicht fesch?“

Sie hielt ihm die aufgeschlagene Seite hin, und er starrte sie geistesabwesend an. Dabei fuhr sie ihm mit der Hand durch das Haar.

„Möchtest du einen Whisky?“

„Jetzt nicht, danke.“ Er blätterte in dem Heft. Sie kam herum und stellte sich vor ihn hin.

„Was hast du gegen mich, Lattimer?“

Er betrachtete ihren rassigen Körper. „Was könnte ich gegen dich haben?“

„Deine Freunde würden mich gern mögen. Ich komme mit jedem aus.“

Er warf die Zeitschrift weg und stand auf, um Ruth wieder in seine Arme zu nehmen, — und um noch einmal das zu bannen, was zwischen ihnen stand.

## V

Am nächsten Morgen, dem Beginn eines Tages bedeutender Zwischenfälle, öffnete Kate Mitchell im Büro die Post. Es war ein behagliches kleines Büro, dahinter ein winziger Raum, wo ihr Tisch und ihre Schreibmaschine stand und von wo sie Marguerite durch die Glaswand beobachten konnte. Aber die Post wurde immer auf dem Tisch geöffnet, an dem Marguerite arbeitete.

Es war heut nichts Besonderes unter den Briefen: der übliche Stoß Angebote von merkwürdigen Leuten, die der Madame Laval unbedingt ihre Waren zeigen zu müssen glaubten, — Klagen von Kundinnen, die ihre Meinung geändert hatten —, der Brief eines Pariser Hauses, das der Laval beweisen wollte, wie falsch es wäre, das letzte Angebot nicht zu akzeptieren. Dann waren da noch sechs Anliegen, die wohltätige Zwecke betrafen. Kate hatte die

Post kaum sortiert, als Marguerite auch schon hereinkam.

„Guten Morgen, meine Liebe. Hat irgend jemand angerufen?“

„Bitte, Madame.“ Kate reichte ihr das kleine gelbe Buch, in dem die Anrufe und Bestellungen kurz notiert waren. Marguerite warf einen Blick darauf. „Puh!“

„Ein Herr weigerte sich, seinen Namen zu nennen, Madame. Er wollte wissen, wo Sie heute morgen wären.“

Marguerite sah fragend auf. „Sagten Sie es ihm?“

„Ich wußte doch nicht, was Sie vorhaben.“

„Er sagte nicht, was er wollte?“

„Nein, Madame.“

Marguerite setzte sich an ihren Schreibtisch. „Diese Maude Gill hat Grips! Lila ist ein Dummkopf. Ich wünschte, ich könnte sie wegschicken und die andere behalten!“

„Zusammen arbeiten sie gut.“

„Ich wünschte, es wäre nicht so. Aber so ist's im Leben. Von zweien hat immer einer mehr Verstand. Sie, meine Liebe, werden wahrscheinlich Ihrem Mann in dieser Beziehung helfen müssen. — Also, fangen wir mit diesem hier an!“

Sie waren beinahe mit dem Diktat fertig, als Maude Gill anklopfte; Marguerite sah auf, den letzten Brief noch in der Hand haltend. „Nun, was gibt es?“

„Ich möchte Ihnen nur mitteilen, Madame: Ruth Romain kam herein und sprach mit Lila über einen Mantel.“

„Aber Sie sagten doch gestern schon, daß sie hier gewesen sei! Und was war heute?“

„Sie wollte uns sagen, daß Herr Morton, ein Freund von ihr, den Mantel aussuchen würde. Er ahnt nicht, daß

sie von seinem Kommen etwas weiß — es soll eine Überraschung für sie sein. Wir müssen aufpassen, daß er den richtigen aussucht.“

Marguerite blickte wieder auf den Brief, sie lächelte leise. „Was sagten Sie, wer bezahlt neuerdings?“

„Lattimer Morton, der Rechtsanwalt.“

Kate Mitchell wurde blaß, aber weder die Laval noch Maude bemerkten es. Marguerite beschäftigte sich mit hochgezogenen Augenbrauen und gespitzten Lippen wieder mit ihrer Korrespondenz. „Sie macht Karriere, die Romain! Aber Lila wird mit dem Herrn nicht fertig werden. Kümmern Sie sich darum, Maude!“

Maude wollte gehen. „Paßt auf, daß es nicht schief geht!“ rief Marguerite hinter ihr her. „Wenn es nötig ist, so ruft mich. Welchen Mantel will sie?“

„Das ist der Haken, Madame. Den auffallenden.“

Marguerite lachte. „Und ich wollte ihn gerade aus dem Laden herausnehmen!“

Als sie wieder diktieren wollte, saß Kate mit dem Bleistift in der Hand regungslos da. Die Laval sah auf.

„Kind, was fehlt Ihnen?“ Dann lehnte sie sich zurück in ihren Sessel und gab selbst die Antwort. „Ah! Ein Rechtsanwalt, dessen Name mir bekannt wäre, wenn ich ihn hören würde! Sie haben eben etwas entdeckt, nicht wahr?“

Kate gab sich einen Ruck. „Es ist Bobs Vater.“

„Und Sie wußten davon nichts?“

„Ich kann es nicht glauben! Er gehört nicht zu jener Sorte von Männern. Er würde ihr von sich aus keine Garderobe kaufen, er würde es nicht zulassen, daß sie herkommt und darüber spricht!“

„Und sich einen solchen Mantel aussucht! Aber er ist

ohne Frage in irgend etwas verliebt, das mit ihrem Geschmack nichts zu tun hat. Abgesehen davon verfügt sie noch über manches andere. Kennen Sie ihn persönlich?“

„Nein, Madame.“

„Haben Sie sie gesehen?“

„Nein.“

„Sie gehört zu denen, die einen ordentlichen Kerl für eine Weile ziemlich verrückt machen können. Ihre Stärke liegt da, wo einige der besten Frauen schwach sind. Vermutlich ist er noch jung.“

„Er ist beinahe fünfzig!“

„An Jahren, meine Liebe.“

Sie sah den unglücklichen Ausdruck in Kates Augen. „Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß er ein feiner Kerl ist, und Sie müssen sich nichts aus der Sache machen. In Wahrheit bilden wir uns unseren Kummer oft genug nur ein. Verstehen Sie? Sie und ich, wir sind einfach beide voreingenommen.“

Kate wollte soeben auf diese Ermutigung, die trotz aller Herzlichkeit zurückhaltend klang, etwas erwidern, als Maude schon wieder an der Tür erschien, und zwar mit einer Karte in der Hand.

„Ein Herr möchte Sie sprechen.“

Als Marguerite den Namen las, richtete sie sich heftig und böse auf. Kate hatte sie niemals vorher in solcher Erregung gesehen. Die Haltung, in der sie eben noch über den vermutlichen Charakter des Herrn Morton Betrachtungen angestellt hatte, verschwand vollkommen.

„Unmöglich. Weder jetzt noch zu irgendeiner anderen Zeit! Bringen Sie mir diese Karte nie wieder, Maude! Ich bin nicht da!“

Maude sah erschreckt aus. „Er weiß, daß Sie hier sind,

Madame. Er sprach zuerst mit Lila, und sie hatte ja keine Ahnung, daß Sie . . .“

„Keine Ahnung? Sie wollte keine haben! Wenn sie sich das noch einmal leistet, dann muß sie gehen! Kate, schreiben Sie die Briefe und nehmen Sie die Anrufe entgegen!“

Kate sammelte ihre Papiere auf und zog sich in den kleinen Winkel am Ende des Büros zurück, wo sie hinter der Glaswand ihren Schreibtisch hatte. Um in der Ecke arbeiten zu können, mußte sie das elektrische Licht anknipsen. Sie saß gerade hoch genug, um durch das Glas sehen zu können. Einerseits war es natürlich nicht sehr rühmlich, hinüberzulauschen. Einerseits! Trotzdem ließ sie die Tür einen unsichtbaren Spalt breit offen und begann zu tippen. Selbstverständlich würde sie zwischen den einzelnen Seiten Pausen machen!

Sobald Kate sich zurückgezogen hatte, schüttelte Marguerite mit den Händen das Haar zurecht, strich eine Falte an ihrem Kleide glatt und stand — die Augen auf die Tür gerichtet — wartend da, bis Maude einen Mann mit einem leicht exotischen Einschlag hereinführte. Er ähnelte Marguerite — dunkel, mit elfenbeinfarbener Haut, groß und gut gebaut, aber nicht athletisch. Er war geschmackvoll angezogen, jedoch irgendwie salopp. Eine Ecke des Taschentuchs hing aus seiner Tasche heraus. Seine Schuhe waren eher hübsch als dauerhaft. Sie hatten Stoffeinsätze. Es war eigentlich zu erwarten, daß er in der Hüfte zusammenknicken und Marguerites Hand küssen würde. Erfreulich war eine gewisse Freundlichkeit in seinen Augen, eine Offenheit, die überraschte. Kate, die durch die Glaswand spähte, fand, daß das Gesicht nicht recht zu der Aufmachung paßte.



Als Maude die Tür hinter ihm zugemacht hatte, blickte er ruhig auf die Laval und ließ sie zuerst sprechen.

„Was bedeutet das?“

„Ich bin wiedergekommen!“

„Ich hatte es verboten.“

„Ich versuchte, deinem Wunsch nachzukommen, Marguerite, aber ich brachte es nicht fertig. Darf ich mich setzen?“

Er zog sich einen der Bürostühle heran und war im Begriff, sich eine lange Zigarette anzuzünden; aber als er sah, daß sie noch immer stand, erhob er sich wieder und begann zu bitten.

„Bist du noch nicht überzeugt? Ich folgte dir in dieses Land! Als du mich wegschicktest, kam ich zurück. Ich komme zum zweitenmal zurück, — ich mußte!“

„Du tust mir nur weh, du tust uns beiden weh!“

„Ich bedauere es. Aber ich kann es nicht ändern.“

Sie sank auf ihren Schreibtischsessel, der Mann kam herum und stellte sich vor sie hin. Kate befürchtete ein wenig, daß sie nachgeben könnte. Aber nein, sie wollte nur Kräfte für ein neues Manöver sammeln.

„Warum willst du meinetwegen dein Leben verträdeln? Und warum sollen wir beide uns etwas vormachen? Hätte unsere Verbindung eine restlose Erfüllung für mich bedeutet — ich wäre glücklich gewesen. Ich hatte dich gern.“

„Du liebtest mich!“

„Vielleicht.“

„Du weißt es genau, daß du mich liebtest!“

Sie lächelte geduldig. „Hättest du mich anders haben wollen? Als unsere Liebe zu Ende war, grämte ich mich genau so sehr wie du!“

„Aber meine Liebe hat nicht aufgehört! Das ist der ganze Grund, warum ich hier bin!“

Einen Augenblick lang sahen sie sich an, und unterdessen tippte Kate – um die Pause auszufüllen – auf der Maschine.

„Wir wollen nicht streiten“, sagte Marguerite mit einer gewissen Würde und einem gewissen Bedauern. „Diesmal werde ich nicht befehlen, sondern dich um einen Gefallen bitten. Und wenn du dich nicht gerade sehr geändert hast, wirst du mir den Gefallen tun. Ich zweifle nicht an deiner Liebe zu mir. Wenn ich könnte, würde ich sie erwidern; aber da es kein Glück für uns geben sollte . . .“

„Aber wir waren glücklich!“

„Nun also: da unser Glück so bald endete, so laß mir die Erinnerung daran! Wenn du darauf bestehst herzukommen, so kann ich dich nicht hindern, aber ich bitte dich, nicht zu kommen. Ich liefere mich deiner Gnade aus, – wenn du willst: deiner Liebe.“

„Dir die Erinnerung lassen? Dann denkst du also daran, genau wie ich?“

Sie antwortete fest, aber nicht unfreundlich. „Ich nehme diese Worte zurück. Laß mich vergessen!“

Das traf ihn empfindlich. „Du hast irgendeinen anderen Mann gefunden?“

„Nein.“

„Dann wünschst du, einen anderen zu finden – und meine Ergebenheit ist dir dabei hinderlich!“

Sie stand auf, nahm seine Hand und führte ihn zur Tür.

„Geh nun, bevor du etwas sagst, das deiner nicht würdig ist. Du bist ein bewundernswerter Mann, du bist nett, aber ich konnte dich nicht lieben. Das ist alles! Komm nicht wieder!“

Er nahm seinen Hut. „Ich verspreche nichts, Mar-

guerite! Wenn es mir zu schwer wird, dir fernzubleiben, werde ich wiederkommen! Du wirst mir ja wenigstens erlauben, dich anzusehen, und du wirst mit mir am Telephon sprechen!“

„Auch das nicht! Nichts! Es ist vorbei!“

Er verbeugte sich. „Das bezweifle ich. Ich liebe dich sehr!“

Ogleich diese Abschiedsworte nur als eine feine Geste aufgefaßt werden konnten, verkannte die Frau ihre Bedeutung nicht. Er hatte es noch nicht aufgegeben. Nachdem er sie verlassen hatte, saß sie einen Augenblick verwirrt da und starrte auf die Tischplatte; aber als Kate die Briefe zum Unterzeichnen brachte, hatte sie sich wieder völlig in der Hand.

Noch ein anderer Besuch brachte an diesem Morgen Verwirrung. Kate wollte Maude bei der ersten passenden Gelegenheit fragen, was für ein Name auf der Karte gestanden hätte. Als sie aber endlich in den Vorführungsraum schlüpfen konnte, waren die Mädchen mit einem rundlichen, vollwangigen Herrn mit dünnen blonden Haaren beschäftigt. Er trug einen mächtig gewichsten Schnurrbart, vermutlich weil er klein von Gestalt war und sich so mehr Geltung verschaffen wollte. Er erkundigte sich nach Kleidern und Mänteln, und Maude half Lila, die Sachen auszuwählen, aber nichts gefiel ihm. Er bezeugte zwar kein Mißfallen, aber er kaufte auch nichts.

„Was ist los?“ flüsterte Kate, als Maude wieder ein Kleid fortbrachte.

„Er sah Lila durchs Schaufenster, und jetzt besieht er sie sich näher.“

Ihr Flüstern störte ihn. „Ich werde wiederkommen,

Fräulein Braun, wenn ich mehr Zeit für die Auswahl habe. Ich danke Ihnen. Guten Morgen, meine Damen!“

Als er zur Tür hinaus war, stieß Maude Lila an. „Wieso wußte er deinen Namen?“

„Er fragte danach, als du mit Fräulein Mitchell sprachst.“

„Und wahrscheinlich hast du ihm auch deine Adresse gegeben. Oder wünscht er, daß du ein Postschließfach nimmst? — ‚Guten Morgen, meine Damen! Ich werde wiederkommen!‘ — Himmel, diese Kerle machen mich wild!“

Kate war es unmöglich, gerade jetzt nach dem Namen des Mannes zu fragen, der mit Frau Laval gesprochen hatte.

## VI

Robert Morton schrieb in seinem Zimmer im Harvard-Internat an einem Brief. Er arbeitete in Hemdsärmeln, und von Zeit zu Zeit hielt er inne, um die Pfeife wieder anzuzünden; er war so vertieft, daß sie immer wieder ausging. Leicht konnte man in ihm den Vater wiedererkennen, allerdings mit einigen Veränderungen, die nicht durch die Jugend des Jungen bedingt waren. Er hatte denselben kräftigen Körper, dieselben großen, charakteristischen Züge, dieselben Anzeichen von Gutherzigkeit um Mund und Augen, aber er hatte eine ganz andere Art von Selbstsicherheit an sich. Bei dem Vater war es der Einfluß der Vorfahren und das Ergebnis von Erfahrungen. Bei dem Sohn war es eine angeborene Einfachheit und Geradheit. Eine tatkräftige Natur. Seine Entschlüsse mochten Fehler sein, aber sie wurden nicht zaghaft hinausgeschoben.

Der Zustand seines Schreibtisches ließ auf einen fleißi-

gen Studenten schließen. Es lagen da aufgeschlagene Bücher über Rechtswissenschaft sowie sein Notizblock und ein Haufen loser Zettel, die von ihm bekritzelt waren. Anscheinend hatte er eine Erholungspause gemacht. Der Brief, den er da schnell entwarf, bereitete ihm sichtlich Vergnügen:

„Dieser alte Platz wird mir immer lieber. Aus jedem Torweg, jedem Stein spricht Geschichte. Wir alle fühlen uns hier wie Auserwählte und entwickeln uns zu fortschrittlichen Denkern. Dieses Lager hat etwas Aufreizendes: um nicht einfach in der Vergangenheit zu ertrinken, muß man bewußt ein moderner Mensch werden.

Was macht die Arbeit? Betest Du immer noch Deine geheimnisvolle Chefin an? Ich denke daran, bald einmal über ein Wochenende hinüberzukommen — mein Fleiß verdient eine Belohnung.

Was so viel heißen wird wie: hundert Küsse von Dir und — als ein Unternehmen von geringerer Bedeutung — ein Besuch in Deinem Laden. Ich werde nicht länger Deinem Befehl gehorchen, außer Sichtweite zu bleiben. Ich habe beschlossen — Mädchen, bitte merke Dir, daß ich es beschlossen habe — mit der von Dir verlangten romantischen Heimlichkeit Schluß zu machen. Wenn Du mich der großartigen Schneiderin vorstellst, werde ich zart Deine linke Hand aufheben, so daß ihr Blick höchstwahrscheinlich auf einen prächtig blitzenden Verlobungsring fallen wird. Keine Widerrede! Der Ring ist bestellt, die Bezahlung hat mein mageres Vermögen bereits verschlungen, und ich werde auf meinem Wege zu Dir haltmachen und ihn abholen.

Ich hasse den Gedanken, noch zwei Jahre warten zu müssen. Wenn Du aber darauf bestehst, ist es besser, ver-

lobt als ungebunden zu sein. Doch hast Du erst einmal meinen Ring an Deinem Finger, so wirst Du schon noch umzustimmen sein. Warum sollten wir nicht unsere Liebe genießen, solange wir noch jung sind? Als mein Vater heiratete, war er nicht älter als ich es jetzt bin. Und bin ich etwa ein Beweis dafür, daß er es allzu eilig hatte?

Kate, mein Liebling, vielleicht liest Du es zwischen den Zeilen heraus: ich möchte Dich heiraten. Ich war nie ein großer Schriftsteller, aber ich werde es Dir auf andere Art sagen.“

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und las das Ganze noch einmal durch. Ein paar Minuten blieb er noch so sitzen, mächtig qualmend, in Gedanken verloren, und mit Lichtern des Glücks im Gesicht. Im Hof schlug volltönend eine Uhr. Er zog eins der Bücher näher heran und ging wieder an die Arbeit.

## VII

Als Lattimer Morton auf die Tür des Laval-Geschäfts zuing, berührte Paul mit einer mehr als nachlässigen Handbewegung seine Mütze. Er mochte diesen großen, aufrechten Mann auf den ersten Blick gern.

„Schönes Wetter, mein Herr!“

Morton blieb stehen und freute sich über das dunkle Gesicht und das breite Lächeln.

„Richtiger gesagt: es ist scheußliches Wetter! Es kann jede Minute wieder regnen!“

„Ja, mein Herr, aber zwischendurch ist es schön!“

Morton lachte und ging hinein. Maude und Lila waren beide im Augenblick mit Kundinnen beschäftigt. Lila sah

ihn zuerst und wünschte, daß sie frei wäre, aber ihre Kundin war zähe. Maude, die gewandtere, machte sich los.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Herr?“

„Es hat keine Eile.“

Er stand dort, den Hut in der Hand, auf den Stock gestützt und beobachtete etwas belustigt die beiden Mädchen, die Kleider heranschleppten und ihre Überredungskunst versuchten. Lila bemerkte, daß er einen hellen, nettgeknöpften Überzieher trug und einen niedrigen Kragen, der seinen länglichen Kopf noch höher erscheinen ließ. Stilvoll, aber doch mit persönlicher Note, überlegte sie. Maude, die sich an die Sonntags-Illustrierte erinnerte, erkannte ihn.

Lilas Kundin ging zuerst. Ein Glückstag!

„Zeigen Sie mir einige Mäntel“, sagte er.

„Gern, mein Herr. Irgendein besonderer Stil?“

„Das sollten Sie besser als ich wissen!“

Lila brachte versuchsweise ein paar Stücke heran.

„Sie ist ziemlich groß“, wandte er ein.

„Wenn Sie mir die Größe nennen könnten, mein Herr . . .“

„Sechsendvierzig.“

„Oh, dann würden diese nicht ganz passen.“ Sie nahm die Mäntel weg und brachte einen sehr vornehmen Pelz herbei.

Er war erfreut. „Ja, das ist ungefähr das, was ich suche!“

Lila schwatzte gewandt. „Es ist eins unserer besten Modelle. Vollkommen schlicht, mein Herr, beinahe streng, aber es ist eine fabelhafte Sache für große Frauen, wenn sie ihn tragen können. Ich meine: wenn sie schön sind — und ich bin überzeugt, daß die Dame schön ist.“

Lattimer lächelte. „Dieser Mantel wird passen.“

„Es gibt noch einen anderen in der gleichen Art“, erinnerte sich Lila, „vielleicht sogar noch besser. Ich werde ihn bringen.“

Maude, die die heftigsten Anstrengungen machte, um ihrer Kundin etwas zu verkaufen, ließ für einen Augenblick, gerade als Lila den zweiten Mantel holen ging, von ihr ab.

„Idiot!“ flüsterte sie. „Das ist doch der Mann, der für Ruth Romain kommt! Du zeigst die falschen Sachen!“

Sie selbst brachte sodann das strafbar scheußliche Stück herbei, das Ruth sich ausgesucht hatte: ein hellfarbiges, gesprenkeltes Tier, das geradenwegs aus der Menagerie zu kommen schien.

„Würden Sie das nicht vorziehen, Herr Morton?“

Er war erstaunt über die Anrede, aber mehr noch über den Mantel.

„Nehmen Sie diese gewaltsame Angelegenheit lieber wieder fort, kleines Fräulein! Ich ziehe das nicht vor!“

„Aber vielleicht die Dame, Herr Morton! Natürlich ist es nur etwas für einen bestimmten Typ, aber eine Frau mit Charme und Temperament — er ist besonders günstig für diesen Typ, Herr Morton!“

„Das mag schon sein, aber mich interessiert es nicht!“

Maude bat: „Wenn Sie sich schon aus meinem Rat nichts machen, Herr Morton, aber — schließlich wollen doch nicht Sie den Mantel tragen.“

„Nein, Gott sei Dank nicht!“

„Ich meine, wenn Sie Frau Morton überraschen wollen, so werden Sie doch etwas aussuchen, was sie gern mag. Dürfen wir Ihnen nicht doch diesen Mantel zur



Ansicht schicken? Und natürlich, falls Frau Morton wirklich irgend etwas anderes vorziehen sollte . . .“

„Die Dame, die den Mantel tragen soll, würde sich nie und nimmer dieses theatrale Fell aussuchen. — Also den hier, den werde ich nehmen. Ja, dieses zweite Modell ist sogar noch schöner.“

Er wandte sich Lila zu, die stur einen herrlichen dunklen Pelz hervorbrachte. „Diesen hier, bitte, wenn es die richtige Größe ist!“

Maude warf verzweifelt ein: „Zeig doch die andern, Lila, die ganze Reihe!“

Lila verstand endlich den Wink und suchte recht langsam nach verschiedenen Größen und Arten, während Maude zum Büro der Laval lief.

„Er ist gekommen, Madame, und wir bringen es nicht fertig, daß er den nimmt, den Ruth Romain ausgesucht hat!“

„Wer?“ Sie lächelte und warf, sich erinnernd, einen schnellen Blick auf Kate. „Oh — Herr Morton!“

Sie folgte Maude zurück in den Vorführungsraum.

„Hier ist Madame Laval“, erklärte Maude.

Morton verbeugte sich schweigend, aber sein Blick war auf die dunkle Frau geheftet.

„Vielen Dank für Ihren Besuch“, sagte sie. „Ich hoffe, Sie finden, was Sie suchen?“

„Ich bin mehr als entzückt. Ich werde diesen da nehmen“ — und er zeigte auf den Mantel, den die Mädchen ihm vergeblich hatten ausreden wollen.

„Wir selbst sind“, sagte die Laval, „auf den Umfang unseres Lagers stolz. Es ist so zusammengestellt, daß für jeden Geschmack etwas da ist. Maude, haben Sie Herrn Morton jenes ziemlich gewagte Modell gezeigt?“

Scharf warf er ein: „Ich habe es gesehen!“

„Sollen wir es nicht wenigstens zur Ansicht schicken? Gewisse Frauen würden gerade dieses unter all dem, was wir haben, auswählen.“

„Ich kenne eine, die das nicht täte!“

Er war überrascht über das Lächeln, mit dem die Laval antwortete:

„Verzeihung, Herr Morton, aber sie täte es!“

„Und ich bitte Sie um Verzeihung, aber sie täte es nicht!“

Maude und Lila waren sichtlich beunruhigt, aber die Laval belustigte sich über die Situation, in die sie durch Ruth geraten waren.

„Es ist nicht meine Angelegenheit, Herr Morton, Sie müssen entscheiden, was Sie für das Beste halten; aber es würde mir leid tun, wenn Ihr einziger Besuch in meinem Geschäft mit einer Enttäuschung für Sie enden sollte.“

Die Besorgnis in ihrer Stimme schmeichelte ihm.

„Frau Laval, würden Sie selbst diesen Mantel tragen?“

„Nein, ich nicht — aber sie.“

„Sie kennen sie doch gar nicht.“

„Auf die Gefahr hin, Herr Morton, daß Ihnen mein Benehmen ungehörig erscheint: dieser Mantel, den ich selbst nicht tragen würde, ist genau der Mantel, für den sie Ihnen dankbar sein wird!“

Er verbeugte sich etwas steif. Diese fremden Frauen, verdorben durch ihren Erfolg in Amerika, wurden wahrhaftig zu selbstherrlich!

„Gnädige Frau, ich werde das nehmen, was ich selbst bevorzuge!“

Er langte in seine Tasche und zog Scheckheft und Füllfederhalter heraus.

„Ehe Sie den falschen Mantel kaufen, kaufen Sie lieber gar nichts!“ protestierte sie. „Ich muß Rücksicht nehmen auf das Wohlwollen der Damen, die meine Sachen tragen. Sie dürfen nicht unzufrieden sein!“

Er hielt den Füllfederhalter in der Schwebel. „Solch einen Unsinn habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört!“

Sie lächelte. „Ich auch nicht!“

„Warum sind Sie dann so eigensinnig?“

„Soll ich es Ihnen sagen?“

„Aber ich bitte Sie darum!“

„Hier geht es nicht.“

„Wo sonst?“

Eine Sekunde lang zögerte sie.

„Wenn Sie in mein Büro kommen wollen . . .“

Als sie eintraten, sammelte Kate ihre Papiere auf und schlüpfte an ihnen vorbei in den Vorführungsraum, um von dem, worüber die beiden zu sprechen hatten, so weit als möglich entfernt zu sein.

Die Laval stand an ihrem Tisch. Als sie ihm einen Stuhl anbot, lehnte er ab.

„Gnädige Frau, Sie wissen nichts über die Dame, für die ich diesen Mantel kaufe. Ihre Haltung ist merkwürdig!“

„Doch, ich weiß von ihr — vieles! Um überhaupt zu bestehen, muß ich mich jeden Tag im Charakterlesen üben.“

„Sie können nicht jeden Charakter erkennen, gnädige Frau!“

„Doch, Herr Morton, einen jeden. Sie sind sich alle sehr ähnlich. Nun, da ich Sie gesehen habe, weiß ich, warum sie die eine Art Mäntel bevorzugt und Sie selbst eine andere.“

Er gab lächelnd zurück; „Sie maßen sich sehr viel an!“  
„Soll ich es beweisen? Der Mantel, den Sie wählten, war der richtige für einen Menschen, der Geschmack besitzt. Sie haben Geschmack. Aber der Mantel, den ich Ihnen vorschlug, ist der richtige für die Dame, die – trotz ihres Charmes – überhaupt keinen Geschmack hat.“

„Wie können Sie das sagen?“

„Wenn sie Geschmack hätte, würden Sie ihr nicht einen Mantel schenken.“

„Gnädige Frau, das ist unsinnig!“

„Wenn sie Geschmack hätte, würde sie Sie nicht darum gebeten haben.“

„Sie bat nicht darum!“

Mehr und mehr nahmen ihn ihre Worte gefangen, er konnte sein Interesse an diesen ihren phantastischen Vermutungen nicht länger verbergen. Als sie jetzt wieder auf den Stuhl deutete, setzte er sich.

„Darf ich noch weiter gehen?“ fragte sie, während sie die Ellenbogen auf den Tisch stützte. „Sie waren verliebt in sie.“

Unwillkürlich wollte er die Zeitform verbessern, aber er hielt sich zurück.

„Habe ich soweit Recht?“

„Fahren Sie fort, gnädige Frau!“

„Sie waren verliebt, aber Sie fangen an, es nicht mehr zu sein. Sie wollen die Veränderung noch nicht zugeben. Sie hoffen, daß dieses Geschenk beweisen wird, wieviel Sie sich noch aus ihr machen, – jedoch: es ist das Zeichen dafür, daß ihre Zeit vorbei ist.“

„Wie können Sie das wissen?“ rief er unbedacht aus.

„So ist das Leben. Die kostbarsten Geschenke machen

wir zum Abschied.“ Sie lachte. „Ich schenkte einem Mann einen Rolls-Royce!“

Er wurde ärgerlich. „Was hat das mit der Auswahl des Mantels zu tun?“

Sie zuckte die Achseln. „Wir machen Geschenke dann, wenn es not und an der Zeit ist. Da Sie an einen Mantel dachten, soll sie sich plötzlich etwas aus Mänteln machen. Sie würden ihr das schenken, was sie haben will; aber Ihr Wunsch als solcher, irgend etwas zu schenken, läßt darauf schließen, daß zwischen Ihnen ein Mißklang ist. Ich glaube, es ist der Stil des Mantels. Sie haben Geschmack. Und ich folgere: sie hat keinen.“

Er prüfte die Beweisführung. „Wenn nun also Sie Charakter deuten können, weshalb müssen es auch Ihre Verkäuferinnen gleich noch können? Auch sie versuchten, mich zu jener gesprenkelten Gewalttätigkeit zu überreden!“

Sie hob die Handflächen empor. „Sie verstehen nichts vom Charakter, jene zwei. Sie zeigen jeden Stil.“

Sie sah ihn an, er begegnete ihrem Blick; es schien, als wäre sie abgeneigt, ihn fortgehen zu lassen, — und als wäre er bezaubert von dem, was sie gesagt hatte. Plötzlich erhob sie sich.

„Verzeihen Sie mir, Herr Morton. Nehmen Sie den Mantel, den Sie vorziehen! Ich glaube, sie wird böse sein, — aber vielleicht auch nicht. Ich tat mein Bestes für Sie, aber ich kann mich irren. Ich bin kein Gott.“

Sie folgte ihm zum Vorführungsraum, wo Kate nervös mit Maude und Lila sprach, und Schulter an Schulter mit ihrer Sekretärin wartete sie, während er sein Scheckbuch zog. Als er Namen und Adresse von Ruth Romain aufgab, legte sie liebevoll ihren Arm um des Mädchens Taille.

## VIII

Ruth Romain hatte den Telephonhörer in der Hand. Quer über die Couch geworfen, — so wie er aus dem Karton genommen war — lag der Mantel in ihrem Wohnzimmer.

„Aber ich möchte Frau Laval selbst sprechen . . . Ja, es ist wichtig!“

Sie wippte ungeduldig mit ihren Pantoffeln.

„Ah, Sie sind es! Hören Sie, ich hatte Ihren Mädchen doch gesagt, welchen Mantel ich haben wollte! Sie wußten es? . . . Aber warum bekomme ich dann dieses Ding? Ich bin doch noch nicht Witwe . . . Oh, er wollte es, soso! Gut, das bringe ich schon wieder in Ordnung! Schicken Sie den richtigen Mantel und lassen Sie den falschen wieder abholen . . . Wie? Sie raten mir ab?“

Sie beugte sich näher zum Apparat, um ihren Ärger besser zum Ausdruck bringen zu können.

„Wer kauft eigentlich den Mantel? . . . Aber Frau Laval, ich finde das äußerst impertinent! . . . Er kauft ihn, aha! Also kurz und gut: schicken Sie mir meinen Mantel!“

Ihr Ton wurde vor Erstaunen beinahe würdevoll.

„Sie lehnen das ab? Gut, Frau Laval, Sie haben Ihr letztes Geschäft mit mir gemacht, das kann ich Ihnen sagen! . . . Oh, beunruhigen Sie sich doch nicht. Es ist für mich nicht im geringsten unangenehm! Nicht — im — geringsten!“

Sie knallte den Hörer auf die Gabel, hielt ihn aber mit der Hand fest, während sie überlegte. Der Zorn, den sie an der Laval ausgelassen hatte, verrauchte rasch. Sie war wieder ruhig und überlegte. Dann nahm sie den Hörer abermals auf und begann zu wählen.

„Herrn Morton — für Fräulein Romain . . . Ja, es ist wichtig, er wird es Ihnen bestätigen . . . Bitte, stören Sie ihn!“

Sie mußte sich eine Minute gedulden, ehe er kam.

„Liebling, ich bin es! Wie lieb von dir, daran zu denken! Ich finde ihn herrlich, natürlich! Du willst mich heut wohl nicht zum 5-Uhr-Tee darin sehen, nicht wahr? . . . Natürlich, ich dachte mir, daß du nicht könntest. Aber du wirst heut abend bei mir essen. Bitte sag nicht nein — du mußt! Ich möchte dir danken . . . Gut, sag ihnen, daß du es dir anders überlegt hast und nicht kommen wirst . . . Ja, du kannst — wenn du mir dieses hübsche Geschenk machen konntest, wirst du auch kommen können . . . Das ist herrlich! Kannst du nicht schon vor acht hier sein? . . . Also gut, sobald als möglich. Addio, Lieber!“

Sie stand da, betrachtete den Mantel, nahm ihn auf, legte ihn um, schlüpfte hinein, blickte über die Schulter, um die Wirkung zu prüfen, verschwand für einen Augenblick in ihrem Schlafzimmer, um sich vor dem großen Spiegel zu drehen, dann rief sie Elise.

„Hängen Sie diesen Mantel auf! Und verwahren Sie den Karton!“

## IX

Lila setzte vor dem Spiegel ihren Hut auf und überließ es Maude, den Laden fertigzumachen.

„Warum hast du es eigentlich so eilig? Sieh mal diese Sachen hinter dir auf dem Stuhl! Die mußt du noch wegräumen!“

Hastig hängte Lila die zwei Capes und den Mantel in den Schrank. „Ich habe eine Verabredung!“

Maude kam näher, um sie anzusehen. „Wer ist es?“

„Ach, jemand, den ich kennenlernte!“

Für Maude war diese Ausflucht ein sicheres Anzeichen von Gefahr. „Butter und Eier?“

Lila sah ihr gereizt und dreist ins Gesicht. „Das ist meine Sache!“

„Ach, deine Sache? Du Grünschnabel!“ Sie ging zurück zu ihrer Arbeit, so als ob sie kein Interesse weiter hätte, und Lila lungerte verlegen herum, obwohl sie fix und fertig angezogen war.

„Hör mal, Maude, ich wollte dich um einen Gefallen bitten.“

„Nun?“

„Wenn meine Leute fragen, wo ich heut abend war, so sag ihnen, ich hätte bei dir gegessen!“

Maude rümpfte die Nase. „Schlimm so was, hm?“

„Garnichts ist schlimm! Aber du weißt ja, wie sie mich zu Haus an die Leine binden würden!“

Plötzlich wurde Maude zugänglich und vertraulich. „Wer ist es, Kleines?“

„Der, weißt du, der den Mantel nicht kaufte, — der nach meinem Namen fragte.“

„Aha, der gewichste Schnurrbart!“

„Du brauchst nicht gleich zu spotten! Er ist schon wer, besitzt eine Fabrik in Bridgeport — oder wenigstens zum Teil.“

„Wahrscheinlich den Rauch!“

„Sag, Maude, willst du meine Leute verständigen?“

„Nein, das will ich nicht. Mach deine Schwindeleien allein!“

„Pfui, bist du aber gemein! Na warte!“

Sie war schon halb durch die Tür, als Maude sie zurückrief.



„Was will er?“

„Tanzen – er will mich in ein Nachtlokal mitnehmen.“

„So nennt er das also, hm?“

„Halt die Klappe! Da ist er schon auf dem Platz!“

„Wann kommst du nach Haus?“

„Vielleicht um elf.“

„Nein, du bist um halb elf vor meiner Haustür, damit ich ihn mir mal ansehen kann. Und dann werde ich dich nach Haus bringen und etwas für deinen guten Ruf tun.“

„Halb elf ist zu früh!“

Maude blieb fest. „Fünf Minuten nach halb elf gehe ich zu deinen Leuten, und wenn du dann nicht an meiner Seite bist, sage ich ihnen, daß sie die Feuerwehr schicken sollen!“

Lila drehte sich – irgendeine Diva imitierend – auf ihren Absätzen um und knallte die Tür zu.

## X

Als Lattimer an diesem Nachmittag um halb sechs nach Hause kam, fand er in dem kleinen Arbeitszimmer seinen Sohn vor, ausgestreckt auf dem Lehnstuhl, die Pfeife im Mund und ein Buch lesend.

„Hallo, alter Herr!“

„Hallo, wo kommst denn du her?“

Sie drückten sich herzlich die Hände und hielten sie noch einen Augenblick lang zögernd fest.

„Was hat dich hergeführt? Theater? Ein Konzert?“

Bob versenkte seine Daumen gemütlich in die Westentaschen.

„Paß auf, jetzt kommt die größte Überraschung deines Lebens! Ich bin dabei, den Text für meine Verlobungs-

anzeige aufzusetzen. Ich dachte, du würdest ihn vielleicht gern als erster hören.“

Einen Augenblick starrte sein Vater ihn an, dann streckte er ihm wortlos die Hand hin. Der Junge war erfreut.

„Ich danke dir sehr! Du wirst sie vom ersten Augenblick an gern haben.“

Sein Vater saß auf der Schreibtischecke und sah auf ihn herunter. Bob war zu dem Lehnstuhl und zu seiner Pfeife zurückgekehrt.

„Ich hoffe es zuversichtlich und möchte sie gern sehen. Wer ist es?“

„Kate Mitchell.“

„Von welchen Mitchells?“

„Keine Mitchells, von denen du jemals gehört hast, glaube ich, aber eine schrecklich anständige Familie. Ihr Vater ist tot. Sie sind jetzt ziemlich arm. Sie unterstützt ihre Mutter.“

„Sie arbeitet?“

„Ja, als Stenotypistin.“

Morton hörte sich eine Neuigkeit nach der anderen mit unerschütterlicher Ruhe an.

„Du hast sie in Cambridge oder Boston getroffen?“

„O nein, hier in New York. Ich kenne sie seit einiger Zeit.“

Sein Vater lächelte. „Du hast auch den Trick deiner Familie heraus, Geheimnisse zu bewahren.“

„Es hat ja keinen Zweck, zu reden, ehe man weiß, was man will. Sie hatte Angst, daß es ein Strohfeuer sein könnte, und daß ich ihrer bald überdrüssig werden würde.“

Morton hob die Augenbrauen. „So klug ist sie?“

„Sie war nicht ganz sicher, ob du sie auch wirklich magst. Sie fürchtete, daß du denken könntest, sie hätte es auf mein Geld abgesehen.“

Morton lächelte wieder. „Also gut, seien wir offen: hat sie es darauf abgesehen?“

Der Junge wurde ernst. „Nein, Vater, wahrhaftig nicht.“

Der Ältere nickte freundlich, als ob er den Zeugen ermutigen wollte. „Selbst wenn sie es auf dein Geld abgesehen hätte, selbst wenn ich nicht an sie glaubte, auch dann würde ich zu dir halten.“

Bob nahm mit einem Ruck eine etwas straffere Haltung in dem Lehnstuhl ein.

„Ich möchte, daß du dazu gehörst, von Anfang an. Wir sind immer ein Herz und eine Seele gewesen. Ich erzählte dir alles, was ich jemals tat . . .“

„Ausgenommen, daß du dich verloben wirst.“

„Ja, natürlich, aber ich erzähle es dir jetzt, da es Tatsache wird. Und du bist ebenso offen zu mir gewesen. Ich werde das nicht vergessen.“

Bei diesem Lob über seine Offenheit kniff Morton eng die Lippen zusammen.

„Willst du sie nicht morgen abend zum Essen mitbringen?“

„Wie wär' es heute?“

Sein Vater sah betrübt aus. „Heut abend bin ich verabredet.“

„Gut, gut. Ich konnte es nur nicht erwarten, sie dir zu zeigen. Morgen wird es auch noch an der Zeit sein.“

Morton zögerte einen Augenblick. „Bring sie doch auch heut abend her. Muri kann euch etwas richten.“

Bob schüttelte den Kopf. „Wenn sie das erstmal kommt möchte ich, daß du da bist. Ich werde heut abend mit ihr irgendwo anders hingehen. Muß mich jetzt sowieso umziehen.“

Er summt eine Melodie, als er zu seinem Zimmer ging, während Morton sich weniger leichten Herzens für den Abend fertig machte. Als er sich rasierte, duschte und seinen Abendanzug anzog, verschwanden die hübschen Linien in seinem zerfurchten Gesicht. Ein paarmal hielt er inne und starrte mit weit offenen Augen auf irgendeinen Gegenstand im Zimmer, dann gab er sich einen Ruck und ging wieder an seine Toilette.

Bob war zuerst fertig, er rief ein fröhliches Guten Abend hinüber und warf die Haustür zu. Lattimer folgte zwanzig Minuten später, und wie gewöhnlich brachte Muri ihm Hut, Mantel und den Stock, den er abends nahm. Nicht sein eigener Wagen, sondern ein Taxi brachte ihn durch den Park zu dem Haus auf dem Riverside-Weg. Da er zum Abendessen eingeladen war, fragte er Elise nicht, ob Fräulein Romain zu Hause sei.

Sie stand mitten im Wohnzimmer, um ihn zu begrüßen, und trug etwas Dunkelgrünes mit einem kühnen Ausschnitt. Der Pelzmantel lag auf der Lehne der Couch. Heute standen keine Blumen auf dem Tisch. Auf ihrem Gesicht glaubte er nichts als Freude zu erkennen. „So etwas Wunderbares gibt es nicht zum zweitenmal!“ rief sie aus.

„Ich hoffte, daß er dir gefallen würde.“

„Ich meine dich, nicht den Mantel! Du bist wunderbar!“

Sie legte die Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf herunter, um ihn zu küssen.

„Du bist der einzige Mann, der etwas so Entzückendes aussuchen konnte! Der Mantel ist ein Traum!“

Er nahm den Mantel auf. „Komm, laß dich einmal anschauen!“

Der wertvolle Pelz verwandelte sie. Der dunkle, weiche Kragen verschönte noch ihre Haut und ihre strahlenden Augen und ließ sie zart und königlich zugleich erscheinen. Jetzt sah sie so aus, wie er sie sich wünschte, und er strahlte vor Glück darüber. Sie ging, ihm zur Freude, ein paarmal im Zimmer hin und her, dann nahm sie den Mantel ab und legte ihn mit einer Miene hin, als ob sie eine Pflicht erfüllt hätte, erinnerte sich jedoch, daß sie Dankbarkeit bezeigen mußte und küßte ihn wieder. Die Zärtlichkeiten wurden unterbrochen, als Elise den Tisch hereinrollte und mit dem Servieren begann.

Er erzählte ihr von Bobs Verlobung, sie nahm das mit einer Genugtuung auf, die ehrlich war. Sie meinte, daß der Junge sich jetzt sein eigenes Heim aufbauen würde, wie es seinem Alter ja auch zukam. Von Kate Mitchell hatte sie nie etwas gehört, aber wenn Lattimers Sohn sie liebte, mußte sie ja nett sein. Am liebsten wäre sie jetzt, da der Junge verlobt war und sich bald ein eigenes Heim gründen würde, wieder auf das Thema Heirat zurückgekommen; aber sie unterließ es, um ihn dadurch dankbar zu stimmen und um seine einstige Bewunderung ihrer klugen Einsicht wieder anzufachen.

Als er — mitten beim Essen — wieder den Mantel erwähnte, stand sie vom Tisch auf und zog ihn noch einmal an, um ihm einen Gefallen zu tun. Seine Freude war geradezu jugenhaft.

Sie lachte. „Man merkt aber wirklich, daß du noch nicht

vielen Frauen Pelze geschenkt hast. Es ist für dich ein neues Erlebnis, nicht wahr?“

Diese Bemerkung war nicht sehr glücklich. Sie hatte sie schon oft gemacht, wenn auch in anderer Form. Soweit es ihn selbst betraf, empfand er diese Wahrheit nicht als unangenehm. Aber wenn sie über seine Unerfahrenheit mit Frauen lächelte, mußte er zwangsläufig an ihre Erfahrungen mit anderen Männern denken, vielleicht mit vielen anderen Männern. Und wie gern hätte er gerade das völlig vergessen!

Er fragte: „Kommt meine Unwissenheit denn auch in meiner Wahl zum Ausdruck?“

„Es ist ein schöner Mantel“, versicherte sie ihm und setzte sich wieder auf ihren Platz am Tisch.

„Hättest du dir einen anderen ausgesucht?“

Sie zwang sich, nicht zu rasch die Gelegenheit wahrzunehmen, die seine Frage ihr bot.

„Wenn ich selbst gekauft hätte, würde ich nicht etwas so Kostbares ausgesucht haben. Du bist großzügig!“

Er atmete auf. Sein altes Vertrauen kehrte für einen Augenblick zurück.

„Die Ferien, die ich neulich abend erwähnte und die uns Gelegenheit zu einer Hochzeitsreise geben könnten . . .“

„Müssen verschoben werden, nehme ich an!“

Er versuchte, nicht gereizt zu sein. „Ich wollte dir sagen, daß wir noch früher heiraten könnten. Vielleicht im April oder sogar im März.“

Sie umarmte ihn, dann zog sie sich plötzlich zurück.

„Warum küßt du mich nicht, Lattimer? Du sitzt da und läßt dich küssen!“

„Wenn du es wissen willst“, antwortete er etwas frostig und zugleich traurig, „deine Bemerkung eben, mit der du

es als so selbstverständlich hinnahmst, daß unsere Hochzeit verschoben werden müßte, hat mich verletzt.“

„Es tut mir leid, Lieber! Ich sag' manchmal so etwas hin, aber es bedeutet nichts! Vergiß nicht, ich habe so lange gewartet, aber ich kann geduldig sein, wenn wir uns nur weiter liebhaben.“ Und jetzt, da Ruth für den heutigen Abend alle Gefahr verbannt sah, sprach sie wieder von dem Mantel.

„Findest du nicht, daß er mich ein bißchen alt macht?“

„Unsinn! Du siehst in dem Mantel wie eine Herzogin aus!“

„Ja, vielleicht meine ich gerade das. Er wirkt ein bißchen massig, nicht wahr?“

Sie ahnte nicht, was sich hinter dem Erstaunen in seinen Augen verbarg. Sie glaubte, es mit einem Manne zu tun zu haben, der sich gern mit seinem Geschmack brüstete. Er aber hörte die ganze Zeit die Laval, so als ob sie hier im Zimmer wäre und mit ansähe, wie sich ihre Prophezeiung Wort für Wort erfüllte.

„Lattimer, Lieber, ich glaube, es ist ein wundervoller Mantel. Alles ist vollkommen, was du mir schenkst. Aber du fragtest, was ich selbst ausgesucht hätte. Es ist natürlich schöner, daß du ihn kauftest, um mich auf diese Weise zu überraschen, aber wenn ich hätte wählen sollen — es ist immer dasselbe mit den Frauen — sie suchen sich etwas aus, das zu ihrer Eigenart paßt.“

Sein Gesicht wurde böse. „Du hast durchaus recht! Wir sollten nur das tragen, was uns entspricht. Ich möchte nicht, daß du einen Mantel trägst, der nicht mit deinem Wesen übereinstimmt.“

Sie dachte noch immer, daß es sich hier nur um gekränkten Stolz handelte.

„Ich wußte, daß du es einsehen würdest, Lattimer. Ich dachte daran . . .“ Sie machte eine Pause, damit er sich nach der Art ihrer Gedanken erkundigen könnte. Aber er blieb bei seinem unbarmherzigen Schweigen. „Natürlich würde ich lieber gerade diesen tragen, weil du ihn ausgesucht hast . . .“ Durch seine starre Aufmerksamkeit wurde sie dazu getrieben, weiterzusprechen. „Aber, wenn man es sich einmal richtig überlegt . . . hältst du es nicht für besser, daß ich ihn umtausche?“

„Gegen welchen etwa?“

„Ach, gegen etwas, das ein klein wenig persönlicher ist – vielleicht eine etwas gewagtere Farbe.“

Seine Stimme klang ruhig, indem er sie mit den Worten in Versuchung führte: „Die Laval hat da ein paar Mäntel – Leoparden oder Tiger oder Zebra oder Gott weiß was.“

Hoffnungsvoll ging sie darauf ein. „Doch, so etwas ist sehr flott, Lattimer. Könntest du dir nicht vorstellen, daß es mir gut steht?“

Mit einer heftigen Geste hob er seine Hände auf, dann ließ er sie schlaff auf die Armlehnen des Stuhles zurückfallen. „Wenn das deinem Temperament entspricht, wenn du so bist – dann solltest du es auch tragen.“

In diesem „Wenn“ erkannte sie die erste Warnung: „Wenn du so bist!“

„Lattimer, Liebling! Ich finde den Mantel unbeschreiblich schön, den du für mich aussuchtest. Bitte, versteh mich richtig!“

Er stand auf, ging quer durch das Zimmer und wieder zurück und blieb vor ihr stehen. „Aber ich verstehe dich ja vollkommen“, sagte er, „und endlich verstehe ich auch mich selbst.“

Sie hatte früher schon dergleichen erlebt und wußte die



Anzeichen zu deuten. Sie wurde ein wenig blaß, blieb auf ihre Art aber mutig und sagte fest:

„Wenn du mich verlassen willst — und du willst es irgendwie — du bist frei. Geh doch, wenn du mußt! Ich traute diesem Gespräch über Ferien und Heirat sowieso nicht! In diesen vier Jahren hätten wir längst schon einmal heiraten können!“

Voller Wut, die sie fälschlicherweise für Ärger hielt, die aber nur der Ausdruck seines eigenen Schmerzes war, entgegnete er: „Ich wollte dich heiraten! Ich wollte dich immer lieben, aber ich konnte es dir nicht beibringen, was es war, das ich an dir liebte. Nun weiß ich, warum es mir nicht gelang!“

„Und warum gelang es dir nicht?“

Er legte die Hand auf seine Stirn und strich sich dann über die Augen.

„Ich kaufte diesen Mantel für die Frau, die ich liebte. Du bestehst darauf, mir zu beweisen, daß du nicht diese Frau bist.“

Sie war für einen Augenblick ganz zerschmettert. „Mein Gott, Lattimer. Brich mir doch nicht das Herz wegen einer so dummen Sache! Sind wir nicht kindisch gewesen? Komm her, Lieber, setz dich zu mir. Ich möchte dir etwas sagen!“

Aber Körper, Hände und Lippen konnten ihm in diesem Augenblick nichts sagen und bedeuten. Er ging in die Halle und nahm Hut und Mantel.

„Ist das der Abschied?“ fragte sie.

„Ich fürchte — ja.“ Seine Stimme war nicht so ruhig wie die ihre. Nach ihren Gesichtern hätte man vermuten müssen, daß es nicht für sie, sondern nur für ihn qualvoll war. „Ich bin froh, daß du — auch in kleinen Din-

gen — du selbst bleibst. Ich gebe mich auch gern unverfälscht.“

Sie streckte ihm die Hand hin. „Wenn du mich nicht mehr liebst — gut! Ich habe mich nicht geändert. Ich wäre immer dein gewesen. Ich freue mich, daß ich in der kurzen Zeit, in der du mich wünschtest, dein sein könntest! Viel Glück für die andere Frau — wer sie auch sein mag!“

Eine plötzliche Selbsterkenntnis und der Wunsch, sich zu verteidigen, rüttelten ihn auf. „Auch ich habe mich nicht geändert, Ruth! Das ist ja das Merkwürdige! Ich liebe noch immer das, was ich einstmals liebte!“

Dann wandte er sich ab, öffnete die Tür und eilte hinaus, so als ob er fürchtete, sich selbst keinen Augenblick länger trauen zu können.

## XI

Maude Gill saß nähend bei der Lampe auf dem kleinen Tisch. Ihr Bruder Alfred hatte mehr als einmal gefragt, warum die Lampe nicht mitten im Zimmer stehen könnte, wie sich das für zivilisierte Leute gehörte. Auf ihre Entgegnung, daß dann das an der gegenüberliegenden Wand eingelassene Bett zum Vorschein kommen und man noch mehr Arbeit mit dem Herauf- und Herunterklappen haben würde, hatte er sich — wegen des besseren Eindrucks der Wohnung — zu dieser Arbeit erboten, und sie hatte gesagt: Gut, klapp es rauf und runter, wenn es dir Spaß macht! Und danach war die Lampe an der Wand geblieben.

Er schlief in dem eigentlichen Schlafzimmer, das sich vom Wohnzimmer dadurch unterschied, daß es noch klei-

ner war. Auch sein Bett war in die Wand hinaufzuklappen. Für diese Vorrichtung, durch die man sich tagsüber freier bewegen konnte, wurde eine Extramiete erhoben. Sie bezahlten monatlich vierzig Dollar. Wenn sich beide darein teilten, war es nicht so schlimm.

Einen anderen Teil der Wohnung bezeichnete man als Diele. Man mußte sie durchqueren, um in das Schlafzimmer, das Badezimmer oder die kleine Küche zu gelangen. Maude und Alfred aßen im Wohnzimmer, — das Bett war dann hochgeklappt.

Er hatte so dunkle Augen und Haare wie sie, aber er neigte nicht wie sie zum Starkwerden. Er war ein schmucker junger Mann, ungefähr dreißig oder etwas älter, Büroangestellter bei einem Pelzhändler. Eine zufällige Bemerkung in diesem Engrosgeschäft hatte er Maude mitgeteilt, und dadurch wußte sie frühzeitig, daß die Laval ein Geschäft aufmachen wollte.

An diesem Abend hatte er sein Bett von der Wand heruntergelassen, Jackett und Weste ausgezogen und sich der Länge nach ausgestreckt; er wollte die Zeitung zu Ende lesen und dann tiefer in die geheimnisvolle Geschichte aus der Leihbibliothek eindringen. Schließlich stand er auf, lehnte sich an die Wohnzimmertür, die Hände in die Hüften gestützt und faul gähnend: „Ich glaub', ich leg' mich lang.“

„Ist etwas Bier kaltgestellt?“ fragte Maude, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuheben.

„Sicher!“ Er sah in den Eisschrank. „Willst du etwas?“

„Wieviel Flaschen?“

Er sah noch einmal nach. „Fünf.“

„Das wird reichen.“

Er wurde plötzlich ganz wach. „Wofür reichen?“

„Wir bekommen noch Besuch.“

Einen Augenblick lang sah er ärgerlich aus. „Dann kann ich ja nicht ins Bett gehen!“

„Ach, sie werden nicht lange bleiben. Lila ist mit einem Beau ausgegangen, und ich sagte ihr, daß sie um halb elf mit herankommen sollte.“

Er ging in sein Zimmer zurück, um nach der Uhr zu sehen. „Es ist erst zehn!“

„Los, mach ein Nickerchen; wenn sie kommen, wecke ich dich.“

Im guten Einvernehmen mit ihr — wie immer — zog er sich zu seinem Buch zurück. Sie hatten keine anderen Verwandten. Sie überlegte oft, daß sie in dieser Beziehung eine Ausnahme in der 2. Straße im Sankt-Markus-Bezirk waren. Andere Familien vermehrten sich in Scharen, aber sie zwei blieben für sich und dementsprechend vereinsamt. Eines Tages würde Alfred heiraten und sie eine Tante sein, sie glaubte nicht daran, jemals einen Mann zu bekommen. Sie war zu beschäftigt, und außerdem war ihr auch noch nichts Aufregendes in den Weg gelaufen, keiner, der so nett war wie Alfred.

Sie fühlte bereits ein bißchen Reue wegen Lila. Das Mädchen war närrisch, so mit fremden Männern loszuziehen; aber natürlich war sie alt genug, einen Fehler zu machen, wenn sie ihn durchaus machen wollte, und es war eigentlich nicht ganz angebracht, ihr mit der Familie zu drohen. Maude würde sie nicht ihrem Schicksal überlassen, was sie auch immer tun würde. Lila wußte das natürlich. Wahrscheinlich würde sie nicht um halb elf erscheinen. Der Mann würde sie nicht so früh laufen lassen. Das Bier war nur für alle Fälle da.

Aber zwei Minuten nach halb elf kletterte Lila ver-

drießlich die Treppen hinauf und klopfte an die Tür, und Herr George Stringer aus Bridgeport guckte ihr neugierig über die Schulter. Maude begrüßte sie mit gut gespielter Liebenswürdigkeit.

„Liebling, ich freue mich so, daß du gekommen bist! Alfred und ich hofften, daß du noch mit hereinsehen würdest. Freue mich, Sie zu sehen, Herr . . .“

„Stringer“, stellte er sich vor.

„Alfred!“ rief Maude. „Komm herein, sag guten Tag und bring das Bier!“

Es schien, als ob das Haar von Herrn Stringer dünner und sein Gesicht runder wäre als damals im Laden. Sein gewichster Schnurrbart hing ein wenig traurig herunter, aber seine Haltung war straff.

„Ich möchte eigentlich lieber kein Bier“, verkündigte er.

„Wir haben Champagner getrunken“, erklärte Lila.

„Du meine Güte!“

Alfred hatte die Jacke angezogen und kam herein. „Wer hat Champagner getrunken?“

„Die beiden — Lila und Herr Stringer. Sieh sie dir an, jetzt, da die Wirkung noch frisch ist. Mein Bruder — Herr Stringer. Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Ich glaube, ich werde nicht Platz nehmen“, sagte Herr Stringer. „Lila schwor mir, daß sie um halb elf zu Haus sein müßte, aber ich glaubte ihr das nicht, und ich hatte recht. Dies ist nicht ihr Zuhause!“

„Beinahe doch“, erklärte Maude. „Und in fünf Minuten sind wir mit ihren Eltern verabredet. Trinken Sie doch ein Glas Bier, bevor Sie gehen!“

Ogleich Lilas Ehrlichkeit erwiesen war, hielt die gereizte Stimmung bei Herrn Stringer an. „Wir hatten den Abend noch gar nicht richtig begonnen!“

„Wollte sie Ihnen ausrücken?“ fragte Maude sehr freundlich. „Sie haben sich nicht das richtige Mädchen ausgesucht, Herr Stringer. Sowa kriegt sie fertig! Sie ist jung, und wenn Sie ihr Champagner geben, bekommt sie Heimweh. Sie hätten mich vorher fragen sollen.“

Herr Stringer blickte sie an, und irgendwie leuchtete ihm der Vorschlag ein. Sie hatte die gleichen schwarzen Augen und Haare wie Lila, und wenn man weiße Haut gern mochte, so mußte man Maude den Vorzug geben. Ihre Zähne blitzten ihn an, und beide, er und sie, hielten das für ein bezauberndes Lächeln.

„Seien Sie kein Frosch, Herr Stringer! Setzen Sie sich und trinken Sie ein Bier mit! Alfred, bring schnell den Stoff!“

Herr Stringer zog seinen Mantel aus und hängte ihn mit dem Hut an die Dielenwand. Das war das Zeichen, daß er nachgab, daß er sich setzen und sich herablassen würde, eine so gewöhnliche Erfrischung nach dem Champagner zu sich zu nehmen.

„Sie sagte, daß sie heut abend mit mir ausgehen wollte“, beklagte er sich, „und so hatte ich vor, sie so richtig auszuführen.“

„Und es gelang nicht?“ fragte Maude teilnahmsvoll.

„Es war ja nicht Zeit genug, um warm zu werden!“

„Wo wollten Sie denn hingehen?“

„In die Hollywood-Bar.“

„Aha“, überlegte Maude, „ich bin zwar noch nicht selbst da gewesen, aber ich glaube, daß man sich dort gut die Zeit vertreiben kann.“

„Sie sind noch nicht da gewesen?“ Herr Stringer betrachtete sie mit einem mitleidigen Blick. Lila beobachtete wenig entzückt sein Gesicht.

„Glauben Sie ihr nicht, sie ist viel herumgekommen!“  
„Aber nicht zur Hollywood-Bar. Ich möchte, daß Alfred mich mal zum Casino de Paree mitnimmt.“

Herr Stringer strahlte. „Das soll ‚dernier cri‘ sein.“

Alfred kam mit Bier und Salzbrezeln herein, setzte das Servierbrett auf Maudes Nähtisch und begann, die Flaschen aufzumachen.

„Himmel!“ spottete er, „solche Wünsche hat plötzlich eine sonst so solide Frau, die auf dem besten Wege ist, ins Mittelalter zu wandern. Hört von einem Nacktballett und muß das sehen! Ich denke nicht daran, ihr zur Lasterhaftigkeit zu verhelfen!“

„Ich schätze Ihre Gesinnung“, sagte Herr Stringer, trank langsam aber mit Behagen das Bier und blickte über den Schaum hinweg zu dieser sonst so soliden Frau hinüber. „Ich aber denke: man muß mit seiner Zeit leben!“

Maude versuchte abermals, ihr Lächeln auf ihn wirken zu lassen. „Das erweitert den Horizont.“

Lila suchte erbittert nach einer Ablenkung und ging zu Alfred hinüber, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern. Er beugte sich ein wenig unwillig herunter, eine Flasche in der linken und den Öffner in der rechten Hand.

„Worüber flüstert ihr zwei? Es ist nicht sehr höflich.“

„Sprich du ruhig mit Herrn Stringer weiter. Alfred und ich haben ein Geheimnis.“

„Wenn ich das nächstmal nach New York komme“, sagte Herr Stringer zuversichtlich, „gehen Sie und ich vielleicht ins Casino de Paree.“

„Was soll das heißen?“ fragte Lila scharf und unterbrach plötzlich ihre Besprechung.

„Ich meine euch beide. Wir könnten alle gehen, alle vier!“

„Ich nicht“, protestierte Alfred. „Ich bin ein sittsamer Mann.“

„Ach, sei kein Querkopf“, sagte Maude. „Alle vier! Wann wollen Sie wieder nach New York kommen, Herr Stringer?“

„Ich könnte es bald einrichten. Wollen mal sehen . . .“ Er blätterte in seinem Notizbuch. „Nein, diese Woche nicht.“

„Ach!“ sagte Maude. „Ich bin ungeduldig!“

„Ich will Ihnen etwas sagen“, meinte Herr Stringer. „Ich werde es Ihnen schreiben, sobald ich wieder in Bridgeport bin. Schreiben Sie Ihren Namen und Ihre Adresse hier herein.“

Er gab ihr das kleine Buch und den Bleistift. Lila beugte sich über ihre Schulter, während sie schrieb. „Wollen Sie meinen Namen und meine Adresse nicht auch haben?“

„Natürlich!“ sagte er großmütig. „Schreibt beide Adressen hinein. Ich könnte selbstverständlich auch meine Karte hierlassen, da ich gerade welche bei mir habe.“ Er nahm aus seiner Westentasche eine Anzahl Karten heraus und gab jedem Mädchen eine, eine dritte erhielt Alfred.

Maude ließ schnell die Finger darüber hingleiten, um festzustellen, ob sie gestochen war.

Das war sie. „Kommen Sie bald“, drängte sie.

## XII

„Muri, mit der Einsamkeit, über die Sie sich so beklagt haben, ist es für heute abend aus. Wir haben zwei Gäste zum Essen.“

Muri bezeugte seine Freude durch Lächeln und Ver-



beugungen. „Sehr nett, Herr Morton. Zwei Gäste. Ja-wohl.“

„Ja, die Frage ist nur: was sollen wir ihnen vorsetzen?“

Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sich vorher über das Essen zu erkundigen. Wenn er es gut fand, so sagte er es nachher.

„Bitte sehr, Herr Morton. Suppe, Steak, — oder würden Sie Hähnchen vorziehen?“

„Mein Sohn wird kommen und eine junge Dame, eine Freundin von ihm. Wir müssen unser Bestes tun. Steak und Hähnchen können sie überall haben.“

Muri verbeugte sich.

„Sie können Blumen für den Tisch holen, aber nicht für das Zimmer — es gibt genug volle Treibhäuser!“

Muri verbeugte sich wieder.

„Und was gibt es zum Nachtsch? —“

„Vielleicht Gefrorenes, Herr Morton?“

Lattimer heuchelte Entsetzen. „So, das wollen Sie mir antun! Gefrorenes!“

Muri lächelte und wartete auf eine Erleuchtung.

„Gefrorenes gibt es im Speisewagen und im Flugzeug! Man kann diesem Ice-Cream nirgends mehr entgehen, weder im Himmel noch in der Hölle! Seien Sie doch einmal originell!“

Muri zog sich in seine Küche zurück, um Wunder zu ersinnen, und Lattimer trödelte noch eine Weile herum; er tat so, als lese er die Morgenzeitungen. Doch seine eigenen Angelegenheiten tauchten zwischen den Zeilen auf — seine betrübliche Trennung von Ruth, die Vorbereitungen für die Begegnung mit seiner zukünftigen Schwiegertochter. Daß er mit Muri das Essen vorher besprochen hatte, war natürlich nur dem Jungen zuliebe geschehen.

Seltsam, daß er sich darum kümmerte, was dieses unbekannte Mädchen von seinem Haushalt dachte! Aber er wollte, daß sie alles bewunderte, was Bob auch immer vorzuzeigen hatte.

Diese Selbsterkenntnis rief einige Bestürzung in ihm hervor. Ehe er Ruth traf, hatte er in völliger Harmonie mit sich selbst gelebt, — vielleicht hatte das Leben ein wenig seine Pläne durchkreuzt, hatte ihn etwas unterdrückt — vielleicht war er unerfahren gewesen, gefühlsmäßig unentwickelt (wie Ruth gern sagte, wenn sie ihn neckte), — aber alles dies war noch immer harmonisch gewesen. Doch als er Ruth begegnete, mußte in diese Harmonie noch ein zweiter Mensch einbezogen werden. Nach allen seinen Erfahrungen war das nicht leicht. Diese letzten Jahre waren für beide ein unglücklicher Kompromiß gewesen. Und indem er sich jetzt um Muris Tafel kümmerte, sprach er über sich das Urteil aus. Dieses Mädchen, das sein Junge da erwählt hatte, es könnte etwas herausfinden. Was?

Seit er der Laval begegnet war, sah er sich selbst klarer. Diese fremde Frau in ihrem Laden hatte seltsame Eingebungen! Als er mit ihr sprach, war er noch ärgerlich über den Versuch der Verkäuferinnen gewesen, ihm den falschen Mantel aufzudrängen; dann war er in Verwirrung geraten über ihre Taktlosigkeit, ihm seine Motive für dieses Geschenk auseinanderzusetzen; aber nun, nachdem er Abstand gewonnen hatte und besonders seitdem Ruth sich genau so benommen hatte, wie die Laval es vorausgesagt hatte, begann er, diese Fremde zu bewundern, die das Leben besser kannte als er, und die — was noch unangenehmer war — einen sehr viel höheren Grad von Aufrichtigkeit erreicht hatte.

An diesem Abend kleidete sich Bob früh um, noch ehe sein Vater nach Hause gekommen war, um Kate von der Wohnung ihrer Mutter, die im Osten in der 67. Straße lag, abzuholen. Lattimer wartete im Arbeitszimmer, als sie eintrafen. Der kleine Tisch am Kamin war für drei gedeckt, hier und dort standen Vasen voller Rosen, Farbflecke von glühendem Rot. Muri hatte im Interesse der Schönheit beschlossen, nicht zu gehorchen.

Nach seinen Bemühungen zu urteilen, wollte Lattimer diesen Abend besonders nett gestalten. Tagsüber hatte er einige Versuche unternommen, sich über die Mitchells näher zu unterrichten. Es würde natürlich an den Dingen nichts ändern, aber immerhin — er wollte gern Bescheid wissen.

Als Bob die Flurtür aufschloß und sein Erscheinen mit einem fröhlichen Pfiff ankündigte, ging Lattimer hinaus, um sie zu begrüßen.

„Das ist Kate!“

In des Jungen Stimme lag Zuneigung und Vertrauen, und Liebe zu den beiden, und die Gewißheit, daß sie sich über die Begegnung freuten. Lattimer erkannte auf den ersten Blick, daß seine Befürchtungen überflüssig waren. Sein Sohn hatte eine gute Wahl getroffen.

Er sah ein ziemlich großes und schlankes Mädchen mit braunem, wunderschön gewelltem Haar und braunen Augen. Der Ausdruck ihres Mundes war großzügig und glücklich — man hatte den Eindruck eines starken, guten Charakters. Wie sie dort in ihrem Abendmantel stand und dann zur Begrüßung auf ihn zukam, schien sie im schönsten Sinne heiter und ausgeglichen zu sein. Sie ist eine richtige kleine Dame, dachte er. Er freute sich über die Einfachheit ihres Abendkleides. Das Blau paßte gut zu

ihren Augen, etwas Kostbareres hätte ihn erheblich gestört. Er hatte ein besonderes Mißtrauen gegen Frauen, die sich nicht ihrem Einkommen entsprechend anzogen.

„Ich werde Sie Kate nennen“, sagte er. „Von jetzt an müssen Sie sich hier zu Hause fühlen. Wir beide müssen Freunde werden.“

Er begriff nicht, warum ihr Mund plötzlich für eine Sekunde seinen glücklichen Ausdruck verlor. Als er von einer Freundschaft zwischen ihnen sprach, erinnerte sie sich an den Mantel für Ruth. Die ganzen Tage hatte sie versucht, dem Rat der Laval zu folgen und jenen Zwischenfall zu vergessen, aber seine freundliche Begrüßung versetzte sie von neuem in Unruhe. Wäre dies ihr erstes Zusammentreffen gewesen, so hätte sie ihn vom ersten Augenblick an bewundert. Er schien alles in allem das zu sein, was Bob gesagt hatte: ein großartiger Mann. Aber vielleicht schloß er zu schnell Freundschaften — das heißt mit Frauen. Bobs Vater!

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Wenn Sie mich erst besser kennen, werde ich mich möglicherweise dieser Freundschaft gar nicht wert erweisen. Sie müssen nicht danach gehen, was Bob sagt. Er ist voreingenommen!“

Muri hatte ihre Mäntel abgenommen, und sie gingen ins Wohnzimmer.

„Bob ist wahrscheinlich nicht ganz zurechnungsfähig, meine Liebe, aber tatsächlich glaube ich nicht, daß er sich geirrt hat.“

„Was für ein entzückender Raum!“ rief sie aus.

„Ich freue mich, daß es Ihnen hier gefällt. Von dort aus hat man einen Blick auf den Park, — aber um diese Zeit können Sie nicht mehr viel sehen.“

Er folgte ihr zum Fenster, von wo sie auf die Lichter

herunterblickte; Bob kam an ihre Seite und legte voller Genugtuung seinen Arm um sie.

„Oh, wie schön!“ rief sie aus. „Welch eine stille kleine Welt!“

Aber gerade jetzt sah Morton alles andere als ruhig aus. Sie blickte noch immer durchs Fenster; aber Bob sah, wie seines Vaters Gesicht sich veränderte. Mochte der alte Herr sie zuletzt doch nicht leiden?

Nein, aber der „alte Herr“ war an etwas erinnert worden, als er den Arm sah, der sich um ihre Hüfte legte. Lattimer nötigte beide zur Couch und zu den Sesseln am Kamin zurück.

„Bob erzählte mir, daß Sie eine tüchtige Geschäftsfrau sind.“

„Ich bin Stenotypistin.“

„Wo?“

„Im Geschäft von der Laval. Ich führe auch die Bücher mit ihrer Hilfe.“

„Ach, tatsächlich?“ Sein Ton blieb unverändert, während er nach Anzeichen dafür ausspähte, ob sie ihn wiedererkannt hatte. „Die Laval muß sehr interessant sein.“

„Ich bin begeistert von ihr.“

„Ich hörte, sie soll eine außergewöhnliche Persönlichkeit sein.“

Kate blickte ihm fest in die Augen. „Sie haben sie niemals gesehen?“

„Nur einmal. Ganz flüchtig.“

„Sie würde Ihnen gefallen.“

Er wartete darauf, daß Bob Erstaunen über seine Begegnung mit der Laval äußern würde. Selbst die geringste Spur von Überraschung wäre ihm als Beweis dafür willkommen gewesen, daß Kate dem Jungen nichts über Ruths

Mantel erzählt hatte. Aber Bob saß neben ihr auf der Couch und hatte Besitz von ihr genommen, seine rechte Hand lag auf ihrer Schulter, er streichelte ihren Arm, vollkommen beglückt, hemmungslos und jung. Sein Vater dachte mit einigem Unbehagen, daß der Junge ein Geheimnis zu wahren verstand, und daß das Mädchen anscheinend eine gute Schauspielerin war. Wie weit hatten sie sich über ihn bereits ausgesprochen?

Als Muri die Cocktails brachte, gab sich Lattimer einen Ruck, um an fröhlichere Dinge zu denken.

„Da ihr beide ja heiraten wollt: wann soll die Hochzeit sein?“

„Sofort, Dad.“

Kate lachte. „Er hat es so eilig damit, Herr Morton! Sollte ich ihn lieber nicht erst noch ein wenig studieren?“

Lattimer schüttelte den Kopf. „Das wird keinen Zweck haben. Sein augenblicklicher Zustand ist unnatürlich. Ehe er nicht wieder zu sich gekommen ist, werden Sie nichts lernen, worauf Sie sich verlassen können.“

„Siehst du, Kate, solch ein Zyniker ist er nun. Er meint, die Ehe bringt uns schon wieder auf die Erde zurück.“

„Durchaus nicht, ich meine nur, daß du augenblicklich wie trunken bist. Vielleicht hat Kate dich nüchtern sogar noch lieber.“

Bob umarmte Kate impulsiv, und sie ließ es mit einem freundlichen Lächeln geschehen. Sie folgte Mortons Augen, und das Lächeln galt ihm. Er legte es als einen Versuch aus, eine Verständigung zwischen ihnen herbeizuführen.

„Bob erzählte mir“, sagte er plötzlich, „daß Sie bei Ihrer Mutter leben.“

Sie nickte.

„Sie sind in New York geboren?“

„Nein — in Michigan. In Kalamazoo, einer der vielen Siedlungen der Holländer mit ihren Tulpen und Selleriepflanzen.“

Bob tat sehr überrascht. „Das hast du mir noch nie erzählt!“

„Du hast noch nie danach gefragt. Dein Vater hat mehr Interesse für mich!“

„Und Sie kamen erst kürzlich nach New York?“ fuhr Lattimer fort.

„Als ich zwei Jahre alt war. Bis zu Vaters Tod wohnten wir im Westen der Stadt.“

Es gelang ihm nicht, ihrer offenbaren Harmlosigkeit zu trauen. Er überlegte, ob der Westen vielleicht absichtlich erwähnt wurde, um ihn an Ruth zu erinnern.

„Wer ist die Laval?“ fragte er plötzlich.

Sie beugte sich vor. „Das möchte ich auch gern wissen. Sie spricht nie über sich selbst. Ich denke, daß sie irgendwo eine Prinzessin gewesen ist.“

„Warum?“

„Oh, es paßt zu ihr! Sie ist nicht gerade eine Geschäftsfrau. Sie ist herrlich!“

Er nickte, als ob er seine eigenen Gedanken bekräftigen wollte. Fast gegen seinen Willen kam die nächste Frage über seine Lippen.

„Bedient sie ihre Kundinnen selbst?“

„Nie — das heißt, sehr selten. Maude und Lila verkaufen, aber sie weiß alles, was vorgeht. Sie kann in Ihnen lesen wie in einem Buch.“

Er hielt es für eine Kühnheit von dem Mädchen, auf seine eigene Erfahrung anzuspüren; aber diese Kühnheit

war wieder nicht in Einklang zu bringen mit dem Ausdruck unschuldiger Höflichkeit. Diese jüngere Generation war wirklich zum fürchten! Wieviel wußte sie? Was hatte sie Bob enthüllt?

Während des Essens lenkte er das Gespräch in vorsichtige Bahnen, und die meiste Zeit lauschte er ihren Plänen — richtiger Bobs Plänen — bezüglich der schnellen Heirat. Er unterstützte die Absicht.

„In diesem einzigen Fall des Lebens begünstige ich nicht die allzugroße Bedächtigkeit. Wenn ihr glaubt, euch zu lieben . . .“

„Darüber gibt es kein Wort zu verlieren!“ unterbrach ihn sein Sohn.

„Gut, und da der Beweis offensichtlich ist, so vergeudet nicht eure schönste Zeit durch Hinauszögern.“

Sie blickte Bob an, und dieser Blick — quer über den Tisch hinüber — war eine unüberbietbare Schmeichelei für den Jungen. Lattimer war froh, daß er seinen Rat so aufrichtig geben konnte. Sie waren ihm beide dankbar dafür.

Nur noch einmal kam er auf seine eigene verworrene Angelegenheit zurück.

„Wo wohnt die Laval?“

„Im Osten, in der 66. Straße, in der Nähe der 3. Avenue.“

Er versuchte, sich an den Häuserblock zu erinnern.

„Es ist ein Privathaus“, fuhr sie fort, „und sehr geschickt in zwei Wohnungen geteilt. Der Besitzer wohnt in der obersten Etage, und die Laval hat die ersten beiden Etagen mit einem in den Garten hinausgebauten Flügel, so daß da ein kleiner Hof entstanden ist, und man sieht über andere Gärten hin bis zur Lexington-Kirche.“



Er runzelte die Brauen. „Ich möchte meinen, daß diese Gegend ziemlich laut ist.“

„Sie sagt, Gärten und Türme erinnerten sie an Paris.“

Er stieß zu dem Kernpunkt vor. „Ihr Heim sollte doch irgend etwas über ihre Vergangenheit aussagen!“

„Nein. Sie erklärt, es gäbe nichts in ihrer Wohnung, das nicht in New York gekauft wäre.“

„Keine Photographien, kein persönlicher Krimskrams?“

„Hör ihn bloß an!“ warf Bob belustigt ein. „Ein unverbesserlicher Jurist! Er denkt, er ist auf dem Gericht!“

Kate lachte. „Werden Sie es mit mir auch so machen?“

„Natürlich! Versuchen Sie nur nicht, irgend etwas vor mir zu verbergen. Ich werde es schon herausbekommen!“

### XIII

Lattimer wartete an diesem Abend mit einem Buch, bis Bob nach Hause kam.

„Hallo, was ist los? Ich dachte, du schliefst schon seit Ewigkeiten. Es ist eins durch!“

„Ich wollte mit dir sprechen“, sagte Morton und legte das Buch fort, in dem er gelesen hatte.

Bob holte seine Pfeife hervor. „Sag nur nicht, daß du sie nicht magst!“

„Nein, ich gratuliere dir von ganzem Herzen!“

Bob sank, zufrieden mit sich und der Welt, auf die Couch.

„Je mehr du sie kennenlernst, um so mehr wirst du verstehen, warum ich fasziniert bin. Sie ist eine so vollendete Frau, Dad. Sie ist eine Dame.“

Morton stand auf und durchschritt den Raum der Länge nach, dann stellte er sich vor seinen Sohn hin.

„Was hat sie dir von mir erzählt?“

Die Überraschung des Jungen war Antwort genug. Dieses Auffahren konnte niemand heucheln.

„Von dir?“

„Erzählte sie dir, daß wir uns schon früher begegnet sind?“

„Du und Kate?“

„Erwähnte sie Ruth Romain?“

„Nie! Sie kennt sie nicht. Ich fragte sie einmal danach.“

„Ich dachte, daß sie vielleicht meinen kürzlichen Besuch in dem Geschäft der Laval erwähnt hätte, als ich einen Mantel für Fräulein Romain kaufte.“

Der Junge sah bestürzt aus. „Nicht mit einem Wort!“

Morton setzte sich und wollte sich erleichtert in dem Sessel ausstrecken, — aber er fühlte keine Erleichterung.

„Ich möchte dir von dieser Episode erzählen, obwohl sie nicht erbaulich ist; aber sie gehört zu meinem Leben. Du sollst sie hören.“

„Ich mag die Frau nicht, das weißt du“, sagte Bob fest. „Ich warte beständig darauf, daß du sie einmal durchschauen wirst.“

„Was das anbetrifft“, sagte sein Vater, „so brauchst du dir keine Gedanken mehr zu machen. Ich werde sie nie wiedersehen.“

Bob wurde richtig froh. „Ausgezeichnet! Wollen wir die ganze Sache vergessen!“

„Ehe wir vergessen, möchte ich gern die Gewißheit haben, daß du die Dinge richtig betrachtetest, die sich eigneten.“

„Ich bin nicht neugierig. Was immer du auch tust: für mich ist es richtig. Wenn du nur glücklich bist — das ist alles, was mich interessiert.“

„Aber es ist möglich, daß ein Echo davon zu dir dringt, und ich möchte es dir lieber selbst erzählen.“

„Ich weiß, du glaubtest, sie zu lieben.“

„Wußtest du, daß wir zusammenlebten?“

Bob machte ein etwas unbehagliches Gesicht. „Ich hoffte: nein, aber ich vermutete: ja. Ich glaubte nicht, daß sie dich gehen lassen würde.“

Für eine Weile schwiegen beide.

„Und jetzt habt ihr euch getrennt?“

„Ja“, sagte Lattimer. „Wir haben uns entschlossen, nicht zu heiraten, und das Experiment kann darum keinen weiteren Zweck haben.“

Der Junge lächelte mit der Weisheit seiner Generation. „Glaubtest du, ein Experiment zu machen? Warst du nicht nur einsam und ein bißchen hungrig?“

„Ich war davon überzeugt, daß ich sie liebte“, sagte sein Vater bestimmt.

Der Junge reckte die Arme über seinen Kopf. Er fing sogar an zu gähnen, dachte dann aber daran, wie ernsthaft ihr Gespräch war.

„Nun, ich bin froh, daß du das hinter dir hast! Ich glaube, ich kenne mich aus. Wenn ich Kate nicht heiraten könnte, wäre ich in einer schrecklichen Lage. Ich mag dieses Herumnaschen nicht.“

Lattimer war verletzt über dieses Wort. „Deine Mutter und diese Frau waren die beiden einzigen in meinem Leben.“

„Nun, in meinem Leben wird Kate die eine und einzige sein.“

„Bist du dessen so sicher?“ fragte sein Vater, ein wenig boshaft.

„Völlig!“

„Ich hoffe nur, daß du recht behältst.“

Plötzlich zeigte der Junge Mitgefühl. „Diese Verbindung mit ihr muß für einen Mann wie dich eine Hölle gewesen sein. Ich wette, du bist froh, daß das vorbei ist.“

Lattimer wollte gern noch einmal beteuern, daß Ruth eine prächtige Frau war, aber schließlich: wenn er sie verließ, so konnte sie ja auch nicht allzu prächtig sein.

„Du scheinst Interesse für die Laval zu haben?“

Er starrte seinen Sohn an. „Warum sagst du das?“

„Ich fühlte mich dir gegenüber so selbstsüchtig heute abend. Ich wünschte, du würdest eine Frau wie Kate kennenlernen.“

Lattimer lächelte. „Ich kenne viele nette Frauen.“

„Nicht mehr, seit du der Romain begegnet bist. Warum siehst du diese Frauen nicht mehr an? Sei nicht so schrecklich einsam!“

#### XIV

Im Geschäft der Laval herrschte am nächsten Morgen eine gewisse Kühle in Lilas Benehmen und eine gewisse streitsüchtige Herzlichkeit in jenem von Maude. Keine erwähnte Herrn Stringer aus Bridgeport, den Zerstörer der Freundschaft. Lila wußte, daß sie sich nichts aus dem Mann machte, und sie wußte auch, daß Maudes Versuch, ihn zu bezaubern, nur eine gewaltsame Rettung sein sollte; aber es verdroß sie, gerettet zu werden. Wenn Stringer wiederkam, würde sie ihm schon Zähne und Krallen zeigen, nur um Maude zu beweisen, wieweit sie die Wirkung ihrer Reize auf die Probe stellen konnte.

Inzwischen schmollte sie. Sie beschäftigte sich damit, immer wieder die Mäntel zu ordnen, die gar nicht ge-

ordnet zu werden brauchten, und sie von einem Ständer auf den anderen zu hängen. Jemand öffnete die Ladentür.

„Da ist ein Kunde“, sagte Maude kurz. „Du bist an der Reihe.“

„Bediene sie doch selbst!“

„Es ist aber ein netter Mann.“

„Na also, Männer sind doch das gefundene Fressen für dich!“

„Beeile dich, es ist ein Freund von dir.“

Lila wandte sich um und dachte an Herrn Stringer, aber die große Gestalt, die auf sie zukam, war ihr fremd. Sie erkannte ihn nicht eher, als bis er zu sprechen anfang, und auch dann konnte sie sich noch nicht an seinen Namen erinnern.

„Ist Frau Laval hier?“

„Ich werde nachsehen, mein Herr.“

„Ich möchte sie gern für einen Augenblick allein sprechen.“

„Wen darf ich melden?“

„Morton—Lattimer Morton. Ich habe hier einen Mantel gekauft.“

„Natürlich, Herr Morton! Ich konnte Sie nicht erkennen, weil Sie mit dem Rücken zum Licht standen.“

Auf dem Weg zum Büro der Laval vergaß sie ihre Fehde mit Maude.

„Es ist wegen des Mantels!“

Maude schlenderte auf ihn zu.

„Guten Morgen, Herr Morton! War der Mantel richtig?“

„Ich finde ihn sehr schön—es ist ein herrlicher Mantel.“

„Das fand ich auch. Paßte er nicht?“

„Vollkommen.“

Er konnte Lila mit Kate Mitchell aus dem Büro herauskommen sehen. Seine zukünftige Schwiegertochter schien sehr verlegen zu sein. Er reichte ihr die Hand. Ihre Hand fühlte sich kalt an, als er sie drückte.

„Frau Laval ist schrecklich beschäftigt“, sagte sie, „und fragt, ob Sie vielleicht mit mir über Ihre Wünsche sprechen wollten. Betrifft es den Mantel?“

„Nein, etwas anderes, etwas ganz Persönliches. Und ich hoffe, daß sie für einen kurzen Augenblick für mich zu sprechen ist. Sagen Sie ihr, ich würde es als eine besondere Liebenswürdigkeit betrachten.“

Sie zögerte. Dann schüttelte sie den Kopf. „Ich glaube nicht, daß sie zu sprechen ist!“

Er lächelte. „Ich werde mich noch unbeliebt machen! Aber ich gebe mich mit dieser Antwort nicht zufrieden! Ich muß sie sehen! Schauen Sie meinerwegen auf die Uhr und werfen Sie mich nach drei Minuten wieder hinaus. Genau nach drei Minuten!“

Sie sah ihn unschlüssig an. „Ich werde ihr das bestellen.“

Da keine Aussicht bestand, etwas zu verkaufen, begann Lila wieder, Mäntel hin und her zu hängen, aber Maude hielt sich noch bei ihm auf, um gastlich zu sein und womöglich ein bißchen zu schwätzen.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“

Er zog es vor, stehenzubleiben.

„Mochte sie ihn?“

„Wer? Wen?“

„Die Dame, für die Sie den Mantel kauften!“

„Es war ihr gar nicht möglich, ihn nicht nett zu finden.“

„Manche finden ihn nicht nett“, sagte Maude. „Die meisten ziehen andere Sachen vor.“

„So“, bemerkte er höflich, „da muß Ihre Arbeit hier ja sehr interessant sein.“

„Nein, dadurch wird sie schwer. Man weiß nie ganz sicher, ob man ein Geschäft gemacht hat. In manchen Wochen habe ich drei gute Mäntel verkauft und keinen Pfennig verdient; sie wurden alle zurückgegeben.“

Er verstand. „Sie arbeiten auf Provision?“

Kate Mitchell kam aus dem Büro.

„Frau Laval will Sie für drei Minuten empfangen!“

Sie gab sein Lächeln zurück, indem sie zusammen bis zur Bürotür gingen, aber sie war über seine Anwesenheit nicht glücklich; nachdem er hineingegangen war, blieb sie draußen, schloß die Tür und ging zu den Mädchen zurück.

Die Laval stand von ihrem Schreibtisch auf. Er sah keinerlei Papiere herumliegen oder irgendein anderes Anzeichen dafür, daß sie beschäftigt war. Er glaubte, daß sie über sein Wiederkommen amüsiert zu sein schien.

„Guten Morgen, Herr Morton. Ist der Mantel . . .?“

Er begann mit einem leisen Vorwurf. „Jeder Mensch hier fragt mich über diesen Mantel aus!“

„Selbstverständlich!“

„Ich wollte über etwas anderes sprechen.“

Sie bot ihm den Stuhl auf der gegenüberliegenden Schreibtischseite an. Dort lehnte er sich vornüber und begann zu sprechen und blickte sie fest mit ernsten Augen an. Ihr Gesicht wurde gleichfalls ernst, indem sie ihn beobachtete.

„Sie sagten mir neulich so überraschende Wahrheiten. Ihr Scharfsinn ist erstaunlich. Und da ich jene wenigen Worte nicht mehr vergessen konnte . . .“

Sie schüttelte den Kopf und schnippte den Finger mit

einem impulsiven Nein zur Seite. „Nein! Sagen Sie nichts weiter! Es ist unmöglich!“

„Aber Sie haben mich ja noch gar nicht angehört!“

„Ich höre jedes Wort im voraus! Guten Morgen, Herr Morton. Bitte gehen Sie.“

Sie stand auf und hielt ihm die Hand hin, aber er weigerte sich, sie anzunehmen.

„Nein, das ist ausgeschlossen! Was Sie neulich wußten, haben Sie wohl erraten, aber jetzt können Sie meine Gedanken unmöglich erraten!“

Sie blieb stehen, ging aber auf seine Herausforderung ein, weil sie sich rechtfertigen wollte.

„Ich wußte neulich, weshalb Sie kamen, und ich weiß es auch heute. Nennen Sie mich nicht scharfsinnig! Das alles ist augenfällig genug!“

Er lächelte zutraulich. „Diesmal haben Sie unrecht, gnädige Frau. Mein heutiges Anliegen ist so einfach, daß Sie es bestimmt nicht erraten können.“

Sie gab sein Lächeln nicht zurück. Sie sah ihn aufmerksam und gespannt an, beinahe schon traurig. „Ich vermute, Sie hofften, daß ich heute nachmittag mit Ihnen Tee trinken würde.“

Ein plötzliches Aufleuchten in seinen Augen verriet ihr, daß ihre Vermutung zutraf.

„Und zwar nicht in irgendeinem Lokal, sondern bei Ihnen zu Hause!“

Er sah sie fest an.

„Und alles hängt mit dem Mantel zusammen, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „Ruth machte sich nichts aus ihm.“

Er wartete darauf, daß sie weitersprach.

„Sie haben entdeckt, daß sie nicht das ist, als was Sie sie liebten. Sie haben sie aus Ihrem Leben gestrichen, und ich



soll den Vorzug haben, ihre Nachfolgerin zu werden. Nein, Herr Morton, ich verzichte!“

„Sie haben mich vollkommen mißverstanden! Das ist wirklich das letzte, was ich wünschte: mich in irgendjemand zu verlieben!“

„Was soll dann das Ganze?“

„Die Einzigartigkeit Ihres Verstandes hat mich fasziniert“, ereiferte er sich, „und ich kam nur, weil ich um den Vorzug bitten wollte, Sie besser kennenlernen zu dürfen. Ich habe durchaus keine anderen Absichten, aber ich konnte meine Bewunderung für eine Persönlichkeit nicht bezwingen, die – wenn ich das sagen darf – einen unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht hat!“

Es war offensichtlich, daß sie das gern hörte, doch abermals schüttelte sie den Kopf.

„Es ist nicht wichtig, wie es beginnt, – aber immer endet es auf dieselbe Weise. Als Lila mir sagte, daß Sie hier wären, wußte ich sofort, warum. Als Sie den falschen Mantel kauften, wußte ich, daß Sie zurückkommen würden. Es stand Ihnen auf der Stirn geschrieben. Ich will nicht zum Tee kommen, und ich will Sie nicht wiedersehen. Ich will keine Unruhe in mein Leben hineinbringen.“

Er war zäh, ein bißchen ungeduldig. „Ich sehe nicht ein, warum Sie eine harmlose Einladung falsch auslegen! Sie interessieren mich als Mensch, und gerade jetzt würde es mir viel bedeuten, wenn Sie mir nichts als Ihre Freundschaft schenkten.“

„Nichts als meine Freundschaft?“ Sie lächelte. „Wenn zwei Menschen sich gegenseitig brauchen und Freunde sind, wie lange bleibt das bloße Freundschaft?“

Er klammerte sich an das eine Wort. „Sie brauchen mich auch?“

Rasch verbesserte sie sich. „Nein, ich sprach nur ganz allgemein. Ich werde nie mehr irgendeinem Mann meine Zuneigung schenken.“

Nun hatte er seinen liebenswürdigen Humor wiedergefunden, und die hübschen Fältchen erschienen um seine Augen.

„Eine Tasse Tee von mir anzunehmen, bedeutete ja eigentlich noch keine großartige Zuneigung. Und nach dem Tee und einer guten Plauderstunde würde ich sogar zugeben, daß Sie noch eine freie Frau wären.“

„Und Sie versprechen, dann Ihrerseits auch noch ein freier Mann zu sein?“

„Durchaus!“

Sie stand noch immer vor ihm, nahm ihren Bleistift vom Schreibtisch auf und drehte ihn zwischen den Fingern.

„Ich will weder Ihre Geliebte sein, noch Ihre Frau. Also werde ich nicht mit Ihnen Tee trinken.—Nicht heute nachmittag.“

Nach diesen letzten Worten erhob er sich, wußte, daß er gesiegt hatte und wie er den Sieg nutzen konnte. „Darf ich Sie ein andermal wieder fragen?“

Sie erwiderte mit einem aufrichtigen Händedruck: „Mir wäre es lieber, Sie täten es nicht — wirklich, lieber nicht!“

Er verbeugte sich. „Muri serviert den Tee ohne Gift, und meine Gäste gehen als freie Menschen wieder fort.“

„Wenn Sie mich so gern haben“, bat sie und machte ihm die Tür auf, „wollen Sie mir dann nicht einen Gefallen tun?“

„Jeden.“

„Mein allergrößter Wunsch ist es, allein gelassen zu werden!“

Er überlegte einen Augenblick. „Was halten Sie von einem Frühstück mit ein paar Freunden von mir, einem sehr interessanten Mann und seiner Frau? Sie würden Ihre Gesellschaft ebenso sehr schätzen wie ich, und ihre Gegenwart würde Sie vor dem von Ihnen befürchteten Geschick bewahren!“

„Was für ein beharrlicher Mann!“

„Sehr beharrlich!“

„Aber ich kann wirklich nicht kommen!“

Er zog sein Notizbuch hervor. „Welcher Tag würde Ihnen am besten passen? Sagen wir gegen ein Uhr?“

## XV

Am Nachmittag kamen Bob und Kate vom Citymuseum die 5. Avenue herunter. Sie hatten sich die Feuerspritze, die Kutsche und den Pferdewagen angesehen, waren rasch durch den Hamilton-Raum gegangen und hatten eine heitere halbe Stunde mit der Besichtigung von Direktorenkleidern verbracht. Man konnte diesen alten Stil natürlich auch auf Abbildungen von Büchern betrachten, aber es war doch etwas ganz anderes noch, diesen Kleidern selbst gegenüberzustehen, die noch die Menschen von Fleisch und Blut ahnen ließen, die sie einst getragen hatten.

„Hübsch frei, was?“ bemerkte er vor einem Spitzenschleier, der außerordentlich sparsam zu einer grünen Hülle verwandt worden war.

„Die Hüte sind jetzt noch entzückend“, meinte Kate.

„Zur Sache! Was sagst du zu den Kleidern? Du bist nicht zimperlich, nicht wahr?“

„Sie werden so gewesen sein, wie wir heute sind“, ant-

wortete sie ruhig. „Man sagt, daß so etwas immer nach einem Kriege kommt. Diese Kleider sind entzückend. Wenn hier jemand zimperlich ist, dann bist du es!“

Dann hatten sie sich die Schiffsmodelle angesehen, seine besonderen Lieblinge, und nun gingen sie zur 67. Straße hinunter, von wo aus sie sich dann nach Osten wenden mußten, über die 2. Avenue hinweg, zu der Wohnung, die Kate mit ihrer Mutter teilte.

„Ich möchte gern wissen, warum wir überhaupt noch Museen haben!“ sagte er, während er sie auf einer Kreuzung zwischen Autos hindurchführte.

„Würdest du hübsche Dinge nicht aufbewahren?“

„Würden sich hübsche Dinge nicht von selbst erhalten? Übrigens, du hältst diese Kleider für hübsch?“

„Natürlich!“

„Würdest du so etwas tragen?“

„Von Herzen gern!“ Sie lachte. „Warte, bis wir verheiratet sind! Ich werde noch viel gewagtere Sachen tragen!“

„Ach, du willst eine Erörterung darüber vermeiden! Ich wette, du würdest so etwas nicht tragen. Und wenn man sowas nicht trägt, wozu es aufheben? Wenn wir uns nicht von den Dingen losmachen, mit denen wir fertig sind, wird die Erde von all dem Kram überschwemmt werden.“

Sie ging fröhlich an seiner Seite und begriff den Sinn dieser Plauderei. Er hatte eine große Schwäche für das Zeitgemäße, seit er in der Harvard-Universität war.

„Wenn du morgen mittag mit mir essen willst . . .“ sagte er.

„Ich dachte, wir würden heut' abend ausgehen!“

„Natürlich! Aber morgen haben wir den ganzen Vor-

mittag und den halben Nachmittag. Der Zug geht nicht vor vier.“

Sie griff nach seinem Arm. „Ich kann es nicht ertragen, daß du wieder fortgehst! Diese Tage sind wunderschön gewesen!“

Stolz sah er auf sie herunter. „Hochzeit im Juni, hm?“

„Ginge das wirklich?“

„Mach dir keine Sorge! Es bleibt dabei!“

„Und du wirst mich weiter arbeiten lassen?“

„Bestimmt nicht! Wir können für deine Mutter sorgen.“

„Nein, ich muß es können. Das geht dich nichts an!“

„Komisch, und du gibst vor, modern zu sein!“

„Natürlich bin ich modern! Obwohl ich eine Frau bin, möchte ich unabhängig sein, und ich möchte die Laval nicht verlassen.“

„Nicht einmal meinetwegen, was?“

„Du bist töricht, eine Streitfrage daraus zu machen. Wir werden glücklich sein, und ich werde meine Stellung behalten.“

Er beendete die Debatte. „Wir werden im Juni heiraten, und dann haben wir noch unser ganzes Leben lang Zeit, uns zu streiten.“

Sie schritten aus. Ein neuer Häuserblock.

„Vater findet dich entzückend. Er hat ein Loblied auf dich gesungen. Ist er nicht ein großartiger Kerl?“

Sie überlegte ihre Antwort. „Ein vornehmer Mann. Er sieht aus wie du.“

Wieder ein Häuserblock. Er machte sich Gedanken über die Zurückhaltung in ihrer Antwort.

„Sahst du ihn an dem Tag, an dem er den Mantel für Ruth Romain kaufte?“

„Ja.“

„Er hatte Ruth sehr gern, aber ich bin froh, daß es vorbei ist. Du wußtest, daß sie sich getrennt haben, nicht wahr?“

„Nein.“

„Es war eine jener Beziehungen, die einmal zu Ende gehen müssen, aber ich glaube, es war nett für ihn und auch für sie, — wenn ich die Dinge richtig sehe.“

Sie versuchte, beim Zuhören die erwartete Teilnahme zum Ausdruck zu bringen.

„Ich bin froh, daß du ihn so lieben wirst wie ich!“

„Ich weiß, ihr habt euch schrecklich gern.“

Ein weiterer Block.

„Sag mal, Kate, du tadelst ihn doch nicht wegen Ruth Romain?“

„Warum sollte ich? Das ist doch nicht meine Sache.“

„Doch! Du gehörst zur Familie . . .“

„Ich möchte nicht kritisieren . . .“

„Also tue es bitte!“

„Nein. Wenn er es für richtig hielt, war es richtig, aber — entschuldige — sie war so gewöhnlich.“

Sie sprach damit nur seinen eigenen Vorwurf aus. Aber natürlich hielt er zu seinem Vater.

„Das waren eben ihre Theatermanieren! Vater versichert, daß sie im Grunde eine großartige Person gewesen sei.“

Sie wandten sich jetzt nach Osten, zur 67. Straße. Er forschte weiter.

„Du meinst, du könntest diese Affäre nicht billigen? Oder billigst du Ruth nicht?“

„Bob, Lieber — sie ist vulgär!“

„Das heißt, du billigst Vater nicht?“

„Natürlich meine ich es nicht so, Bob! Ich bewundere deinen Vater!“

Seine Stimme wurde wieder ruhig und liebevoll. „Ich halte so viel von ihm, und ich könnte es nicht ertragen, daß du der Meinung wärest, er wäre geschmacklos gewesen.“

„Natürlich meine ich das nicht!“

Sie waren beinahe an der Treppenstufe vor ihrer Haustür angelangt, als er noch einmal seinen Kummer zusammenfaßte. „Weißt du, ich sehe nicht recht ein, warum du mir von eurer Begegnung nichts erzählt hast. Er hat darüber natürlich auch eine Bemerkung gemacht.“

„Was für eine?“

„Als ich vorgestern nacht heimkam, wollte er wissen, ob du über diesen Mantel für die Romain gesprochen hättest. Ich glaube, er hatte erwartet, daß du offener mit mir reden würdest.“

„Das finde ich wenig schön, Bob! Ich hätte es um keinen Preis der Welt erwähnt! Er ist dein Vater, und ich spioniere ihm nicht nach!“

„Aber meine Liebe — spionieren! Mein Vater würde nichts tun, dessen er sich schämen müßte!“

Sie hängte sich an seinen Arm, indem sie weitergingen. „Liebling, du redest wie ein Junge, ein sehr kleiner Junge! Was ist über dich gekommen? Wenn er vorgestern nacht irgend etwas gegen mich gesagt hat . . .“

„Aber nein! Er hat dich gern!“

„Na also, warum plagst du dich damit, warum hast du es nicht gestern erwähnt? Läufst da mit einem Groll herum! Du bist ein richtiges Kind!“

Im Augenblick sagte er nichts weiter, weil sie jetzt die Treppe zu der Zufluchtsstätte hinaufstiegen, die Kate und ihre Mutter sich mit viel Geschmack geschaffen hatten. Er nahm sich vor, heiter zu sein, sicherlich würde Frau

Mitchell zu Hause sein. Er mochte ihre merkwürdige Angewohnheit gern, außergewöhnliche Gedanken hervorzurufen, die alledem widersprachen, was man von jener viktorianischen Zeit dachte, aus der sie kam und die sie eigentlich hätte verkörpern müssen. Selbst die flüchtigste Unterhaltung mit ihr wurde zu einem Erlebnis.

Hatte sie ihre Jugend harmonisch und besonnen verbracht und erst allmählich ihre jetzige lebensvolle Einstellung zum Dasein erlangt? Beinahe hoffte er das; es wäre schön, wenn Kate in der selben Art von Crescendo alt werden würde. Oder verquickte sie die Ideen einer ernsten und rechtschaffenen Generation mit den kühnsten und verwegensten einer neuen Jugend? Anscheinend war sie als Mädchen sehr bewundert worden, denn sie hatte immer noch eine hübsche Art, Hof zu halten, obwohl die Zeit an Haar und Wangen nicht spurlos vorübergegangen war, obwohl die Linien, die einst einwärts verliefen, sich jetzt nach außen wölbten. Sie war nicht so groß wie Kate. Man konnte sich auch heute noch vorstellen, wie keck und zugleich würdevoll ihre kleine Gestalt gewirkt haben mußte, als sie schlank gewesen war. Sie gab sich noch immer mit einer Anmut, die bescheiden, aber nicht schüchtern war. Und das Treffende ihrer geistreichen Bemerkungen ließ sie in seltenem Maße eigen und wertvoll erscheinen.

Sie umgab sich gern mit Erbstücken, gehörte aber immer zu den ersten, die begeistert einer neuen Idee zustimmten. Nachdem Richter Lindsey in der Kirche mit Bischof Manning gestritten hatte, setzte sie eine Gruppe von Episkopaliern matt, indem sie sich darüber beklagte, daß beide Männer zu schüchtern wären und mit ihren Geschossen zurückhielten. Als man von Nacktkultur sprach, studierte



sie die verfügbare Literatur und redete mit ihren befangenen Besuchern über die Abbildungen.

„Mutter hat vor, in eine Kolonie einzutreten“, hatte Kate gesagt und versucht, über diese Überspanntheiten zu lächeln.

„Noch nicht, meine Liebe – vielleicht eines Tages. Wie reizvoll muß das sein, und dabei für so geringe Kosten! Ich würde wahrscheinlich genau so gut wie die anderen aussehen.“

Bob entzückte die Aufregungen, für die sie immer wieder sorgte, und er hoffte, daß die alte Dame auch wirklich meinte, was sie sagte. Sie las viel und machte den Eindruck, in einer anderen Welt zu leben; aber das kam daher, daß sie zu den Eintretenden immer über das Buch in ihrer Hand sprach und dann erst von den Tagesneuigkeiten. Doch mit einigem Scharfsinn konnte man ihren Hunger nach unmittelbarem Erleben erkennen und die erzwungene Resignation, mit der sie zu Ersatzmitteln griff.

Als Bob jetzt eintrat, saß sie lesend an einem Tisch, der ihrem Gatten gehört, und in einem Stuhl, der ihrer Mutter schon Dienste geleistet hatte. Andere, zu viele Tische, standen in den Ecken des Zimmers herum, aber da es Erbstücke waren, wurden sie gehegt und gepflegt. In einer Ecke stand ein Ohrensessel und in der gegenüberliegenden ein Schreibtisch, beide etwas zu groß für den beschränkten Raum, und quer über die eine Wand breitete sich das ungeheure Porträt eines Unbekannten aus, das einer der ersten Mitchells aus Irland mitgebracht hatte.

Die beiden kleinen Schlafzimmer waren – ebenso wie das Wohnzimmer – schon beinahe Familienmuseen. Bob überlegte, daß auch sein Vater mit Antiquitäten einge-

richtet war; doch gab es da einen Unterschied. In der Gramercy-Wohnung waren die alten Sachen selbstverständlich und vollkommen in das Leben mit einbezogen. Hier wurden sie respektiert, aber Frau Mitchell benutzte sie als geistiges Sprungbrett.

Das Buch, in dem sie bei seinem und Kates Eintritt gelesen hatte, blieb in ihrer linken Hand, mit einem Finger zwischen den Seiten; so begrüßte sie Bob herzlich. Noch bevor er seinen Mantel ganz ausgezogen hatte, begann er sie auszufragen.

„Was lesen Sie da?“

Sie öffnete, so als ob sie sich noch einmal vergewissern wollte, den Band und hob ein bißchen den Kopf, um ihre Brille in Ordnung zu bringen.

„Es ist der neue Sinclair Lewis, *Work of Art*.“ Sie lachte leise. „Ich glaubte, daß der Inhalt dem Titel entspräche! Ich lasse mich häufig durch Titel verleiten!“

Er lächelte mit ihr. „Statt dessen ist es eine richtige Erzählung, nicht wahr? Dieser Hotelbesitzer und der Nichtsnutz von einem Poeten . . .“

„Sie sind beide ordinär, mein lieber Robert!“

„Ach, ihr zwei!“ lachte Kate. „Ich weiß schon, was ihr sagen wollt!“ Sie ging in ihr Zimmer, um sich für den Abend anzuziehen.

„Sie sind wirklich ordinär!“ beharrte Frau Mitchell.

Bob nahm den Fehdehandschuh auf. „Gibt es nicht immer etwas zweitrangige Hotelbesitzer und eine große Anzahl von zehnrangigen Dichtern?“

„Vielleicht ist es nicht so sehr die Durchschnittlichkeit“, erklärte Frau Mitchell, „als die Unanständigkeit. In diesem Buche ist die Unanständigkeit ganz unverhältnismäßig groß. Sie wissen, was ich meine.“

„Nein.“ Bob lachte. „Aber ich würde es gern wissen.“ Er erhob seine Stimme. „Kate, komm doch mal her!“

Sie öffnete die Tür ihres Zimmers. „Was gibt es?“ Er konnte hören, wie das Wasser in die Badewanne lief.

„Deine Mutter ist im Begriff, genau die wünschenswerten Grenzen der Unanständigkeit zu bestimmen.“

„Ich hoffe, daß du das nicht begreifst“, rief sie zurück. Er hörte, wie sie die Tür schloß.

„Mein lieber Bob“, faßte Frau Mitchell zusammen, so als ob sie den ganzen Tag auf diese Gelegenheit gewartet hätte, „Unanständigkeit ist eine Herausforderung der Gesetze, eine schrankenlose aber immer nur halbe Herausforderung. Man soll sich nach den Gesetzen richten oder aber sie kühn überschreiten. Das ist der Grund, warum Satan so anziehend ist. Ich bewundere ehrlich einen Rebellen! Aber schon als Schulmädchen weinte ich beinahe, so schämte ich mich für die menschliche Natur, wenn jemand hinter dem Rücken der Lehrerin Gesichter schnitt oder hinter dem weggehenden Schutzmann eine lange Nase machte.“

Sie blätterte ein paar Seiten herum, sie schien nach einer Stelle zu suchen, die sie zitieren wollte. „Ich kann keine Freude an einem Buch finden, das da behauptet, daß wir zu nichts Gefährlicherem geschaffen sind, als für die Frauenhilfe oder das Nähkränzchen.“

## XVI

Vor dem Geschäft der Laval stand Paul, so dicht als nur möglich an die Tür gedrückt, mit dem großen Regenschirm in der Hand. Den ganzen Morgen über hatte es unentwegt gegossen. Der Andrang der Autos auf der

Avenue war fürchterlich, und jedes Auto ließ gereizt seine Hupe ertönen. Paul genoß den Verkehrslärm, und besonders dann, wenn die nassen Reifen auf dem Asphalt quietschten. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß reiche Frauen aus irgendeiner angeborenen Perversität heraus es vorzogen, an regnerischen Tagen ihre Einkäufe zu machen. Einige der seltensten Kundinnen der Laval hatten sich gerade diesen Vormittag für ihr Wiedererscheinen ausgesucht. Mindestens drei von ihnen, die während der letzten mageren Jahre – wenn überhaupt – im Taxi gekommen waren, hatten neue Wagen vorgeführt.

Im Laden selbst, auf Maude und Lila, hatte das schlechte Wetter einen weniger günstigen Eindruck gemacht. Bei der plötzlich milde gewordenen Temperatur tat die Zentralheizung zuviel des Guten, und obgleich sie sofort beim Betreten des Ladens abgedreht hatten, war es noch immer sehr heiß. Ihre gute Laune hatte sich verflüchtigt, um so mehr, als die Kundinnen mit den neuen Wagen keine ernsthaften Einkäufe getätigt hatten. Die Anschaffung der Autos hatte alle weiteren so gut wie unmöglich gemacht. Die Mädchen hatten Kleider und Mäntel hin und her geschleppt, bis ihnen die Arme weh taten, und bis jetzt hatte ihnen ihr Eifer noch nichts eingebracht.

Während einer Pause erwähnte Lila Herrn Stringer. Sie hatte sich fest vorgenommen, es nicht zu tun, aber vor Übermüdung wurde sie schwach.

„Ich bekam eine Karte von ihm, er kommt nächste Woche und will eine richtige Gesellschaft für mich geben. Laß es dir gesagt sein, Maude Gill, diesmal kannst du es aufgeben! Ich brauche deine Hilfe nicht. Gestern abend habe ich meinen Leuten alles erzählt, sie werden keine Schwierigkeiten weiter machen.“

Maude war aufrichtig erstaunt. „Was, du hast ihnen erzählt, daß du ausgehen würdest, und sie haben nichts dagegen eingewandt?“

„Ich habe es ihnen in Bausch und Bogen mitgeteilt. Meinetwegen können sie auch vorher schon böse sein, weshalb erst nachher?“

„Ich wette, daß sie böse waren!“

„Nur zuerst. Ich sagte ihnen, wir wären verlobt.“

Maude schloß halb ihre Augen, um Lila durchdringend anzublinzeln. „Und das seid ihr?“

„Wir sind im Begriff, uns zu verloben. Er hätte mich nicht so bald eingeladen, wenn er mich nicht gern hätte.“

„Himmel“, seufzte Maude, „bist du aber blöd!“

Lila warf den Kopf zurück. „Und du bist eifersüchtig!“

„Armes Närrchen!“ sagte Maude mit trauriger Resignation. „Ich brauche nicht eifersüchtig zu sein. Er hat auch mich eingeladen.“

Lila erholte sich langsam von dem Schlage. „Zu einer anderen Zeit, nicht wahr?“

„Nein, uns alle zusammen. Dieselbe Gesellschaft. Er sagte, er hätte dich eingeladen, und ich sollte doch mitkommen und noch Alfred mitbringen, damit wir vier sind.“

Lila funkelte sie an. „So was von einer Gemeinheit! Ich gehe nicht!“

„Das ist nicht die richtige Art und Weise, einen Mann zu strafen“, erklärte Maude. „Er wird nicht im Hotel sitzen und sich grämen.“

„Meinst du, ich sollte doch gehen? Ich glaubte, du könntest ihn nicht leiden?“

„Du gehörst in den Kindergarten! Neulich abend wollte er erst mit dir losziehen, und dann nach dem Bier wollte

er mit mir losziehen, und jetzt glaubt er vielleicht, mit uns beiden etwas unternehmen zu können, indem er sich familiär gibt und auch Alfred einlädt. Du wirst am besten mit ihm quitt, wenn du seine Einladung zum Essen annimmst. Du kannst deinen Leuten sagen, daß die Verlobung aufgehoben ist, aber daß wir alle gut Freund sind.“

Ein Taxi hielt an der Bordschwelle, und Paul kam mit seinem Regenschirm gerade noch zur rechten Zeit, um Ruth Romains neuen Hut zu beschützen. Sie hatte ein großes Paket unter dem Arm.

„Warten Sie auf mich“, sagte sie zum Chauffeur.

„Das kann ich nicht, gnädige Frau, sie lassen mich hier nicht parken!“

„Dann fahren Sie ein paarmal um den Platz. Ich habe nur eine Minute drin zu tun.“

Der Chauffeur sah sie mißtrauisch an; mehr als einmal hatte ein gut angezogener Fahrgast ihn aufsitzen lassen; aber Paul nickte ihm beruhigend zu und bedeutete ihm, weiterzufahren.

Maude und Lila kamen zusammen nach vorn.

„Ich bringe diesen Mantel hier zurück“, sagte Ruth. „Ich sagte euch Mädchen doch, welchen ich haben wollte!“

„Er wollte nicht auf uns hören“, protestierte Lila, bevor Maude sie daran hindern konnte.

„Gut, gut, ich hatte Sie ja gewarnt! Das ist das letzte Stück, das ich hier gekauft habe! Haben Sie noch jenen Leopardemantel?“

Sie holten ihn heraus, aber er paßte ihr nicht in den Schultern. Eilig versprach Lila eine schnelle Änderung.

„Wie ist der Preisunterschied?“

„Dieser kostet tausendvierhundert Dollar weniger, Fräulein Romain!“

Ruth überlegte einen Augenblick. „Sagen Sie Frau Laval, daß ich den Rest als Guthaben hier stehenlassen möchte. Oder nein, ich werde es ihr selbst sagen. Rufen Sie sie bitte.“

Lila kam prompt mit Kate zurück.

„Madame Laval ist beschäftigt, Fräulein Romain. Kann ich etwas für Sie tun?“

„Ich möchte sie aber sprechen!“

„Es tut ihr sehr leid, aber heute vormittag kann sie niemand empfangen.“

Ruth wurde sofort zornig, sie errötete. „Also gut! Sagen Sie ihr, daß ich diesen Mantel umtausche, und daß ich durch die Differenz einen Kredit bei Ihnen in Höhe von vierzehnhundert Dollar habe!“

Kate faßte Mut, sie hatte eine nicht ganz leichte Antwort zu geben.

„Lila sagte das schon Madame Laval. Madame meint, sie könne sich nicht auf den Kredit einlassen, es würde ihr angenehm sein, wenn sie Ihnen jetzt einen Scheck über die Differenz geben könnte!“

Ruth starrte das Mädchen an, zuerst in leerer Verwirrung, dann mit einem langsam schlaun werdenden Lächeln.

„Aha, so steht die Sache? Dann werde ich den ersten Mantel behalten! . . . Nein, ich will beide nicht! Ich werde ihn hierlassen! Sagen Sie ihr, sie solle lieber den ganzen Scheck an Herrn Morton schicken! Ich werde ihn wissen lassen, daß ich die Ware zurückgegeben habe.“

Draußen war sie wütend auf Paul, weil das Taxi noch immer um den Platz herumfuhr.

„Aber bleiben Sie doch drin, gnädige Frau, bis er das nächste Mal herumkommt.“

Doch sie zog es vor, an der Bordschwelle zu warten, während der Regen um ihre Fußknöchel platschte. Als das Taxi endlich kam, war ihre Entrüstung jenseits aller Worte, und würdevoll und schweigend fuhr sie davon.

## XVII

Als Marguerite bei „The New Yorker“, dem für das Rendezvous vereinbarten Treffpunkt zwischen dem Park und Madison-Platz erschien, wartete Lattimer schon in der Halle auf sie; er war in Begleitung eines Mannes in seiner Größe und einer großen, geschmackvoll angezogenen Frau mit einem länglichen Gesicht und sonderbaren grauen Augen. Die Laval mochte sie auf den ersten Blick gern.

„Oh, vielen Dank, daß Sie gekommen sind! Wir fürchteten schon, Sie wären abgehalten worden!“

Sie wußte, was er in Wirklichkeit gefürchtet hatte, nämlich eine Meinungsänderung bei ihr, eine Umkehr zu ihrer anfänglichen klugen und festbegründeten Einstellung. Sie war froh darüber, daß er die Möglichkeit ihres Fernbleibens in Erwägung gezogen hatte.

„Hier ist meine sehr liebe Freundin, Frau Allen – und Herr Allen – Madame Laval.“

Die Frau mit dem länglichen Gesicht lachte über seinen etwas jungenhaften Eifer bei der Vorstellung. „Ich bin wirklich nicht lieb – er hat sich nur nichts anderes über mich ausdenken können. Er wird prämiert für seine Ungeschicklichkeit!“

Ralph Allen studierte die Laval mit seinem entwaffnenden Lächeln. „Gnädige Frau, Sie werden sich Ihrer Verantwortung bewußt sein, wenn ich Ihnen erzähle, daß



ich seit zwanzig Jahren zum erstenmal mitten am Tage mein Büro verlassen habe, um mit einer Dame zu frühstücken.“

„Welch ein Trost für mich“, sagte seine Frau belustigt. „Ich bin nämlich nicht ganz sicher, ob er überhaupt weiß, wo sein Büro ist.“

„Gehen wir nach oben?“ fragte Morton und bot sich Frau Allen als Begleiter an. Ralph schloß sich Frau Laval an, als sie die gewundene Treppe hinaufstiegen.

„Kennen Sie dieses Haus, gnädige Frau?“

„Allerdings nicht, aber es ist entzückend hier! Kommen Sie oft her? Wenn nicht zum Mittag, vielleicht zum Abendessen?“

Ralph kicherte. „Seit langem nicht.“

Oben an der Treppe war Morton im Gespräch mit dem Kellner. Im Vorderraum gab es einen Tisch, und in der Bar konnte man ebenfalls sehr bequem an der Wand sitzen.

„Was meinst du, Ralph – fünfte oder sechste Form?“

„Du kennst mich doch – immer die sechste!“

Morton führte sie in die Bar und bat die Damen auf die Bank; gegenüber standen zwei Stühle für Ralph und ihn.

„Wie außergewöhnlich!“ rief die Laval aus. „Dies ist ja ein Café. Es erinnert ein wenig an eine der vielen Brasserien von Paris! Sie nennen es ‚Die Sechste‘? Wo sind die anderen fünf?“

Die Männer lachten; Lattimer erinnerte sich an den geduldigen Kellner und nahm die Karte. „Da Sie an Paris erinnert werden: sollen wir einmal un-amerikanisch sein und keine Cocktails trinken? Wie denken Sie über einen Apéritif? Vielleicht Sherry?“

Der Kellner verschwand. Die Laval war beharrlich.  
„Warum ist dies ‚Die Sechste‘?“

Ralph beugte sich vor. „Erzählen Sie es niemand, gnädige Frau — aber Lattimer und ich sind hier zur Schule gegangen.“

„In einem Café?“

„Damals war es eine Schule. Vor sechzig oder siebenzig Jahren. Sie nannten das Klassenzimmer Form, nach englischer Art. Es waren noch die richtigen Kolonialzeiten, gnädige Frau, und die ‚Sechste Form‘ nahm also diesen Raum ein. So manchen Vormittag mußte ich betrübt zusehen, wie Lattimer eins mit dem Rohrstock bekam, weil er sein Griechisch nicht konnte — der Rohrstock lehnte, wenn er nicht gerade in Betrieb war, genau dort an der Wand, wo Sie jetzt sitzen.“

Seine Frau wandte sich Marguerite zu. „Er hänselt die Menschen zu gern. Nebenbei bemerkt: er ist ein geborener Lügner. Tatsache ist, daß er niemals zur Schule ging.“

Als sie alle lachten, blickte Marguerite verwirrt von einem zum andern. „Sie gingen nicht zur Schule?“

„Gnädige Frau, Hope ist der Ansicht, daß diese Erziehung keine Wirkungen bei mir hinterlassen hat“, sagte Ralph und nickte seiner Frau zu, „aber Lattimer hat mit mir gelitten, und er weiß es. Auf diesem Platz stand eine berühmte Schule, die alte Columbia-Lateinschule, und hier, wo wir jetzt essen wollen — wenn Lattimer endlich etwas zu essen bestellt —, ist die Stelle, wo Dr. Cook versuchte, mir Latein, Algebra und Interpunktion beizubringen und Dr. Hooper Lattimer Griechisch eintrichterte.“

„Es war das nächste Gebäude westlich“, verbesserte Lattimer, „und Hooper hatte den schmalen Raum auf der anderen Seite.“

„Stimmt!“ räumte Ralph ein, „ein gewisser greiser Herr Bacon hatte ihn vorher! Erinnerst du dich an Benny Campbell? Das war mal ein Lehrer für dich! Damals, als du aufstehen wolltest, um seine Frage zu beantworten, und ich deine Rockschöße an die Bank angebunden hatte! Aber das war nicht eine Tür weiter, sondern an dieser selben Stelle.“

„Das glaube ich kaum!“

„Bestimmt!“

„So haben sie es jahrelang getrieben“, sagte Hope Allen beiseite zur Laval. „Natürlich könnte der Streit geschlichtet werden, wenn sie in ihren alten Klassenbüchern nachsehen würden; aber ich nehme an, daß sie sich nicht gerne an ihre Zensuren erinnert sehen. — Ich finde Sie so nett, meine Liebe! Als Lattimer uns einlud, war ich sehr gespannt. Ralph mag Sie auch — darum spricht er nämlich so laut und lebhaft. Wenn sein Herz getroffen ist, wird er geräuschvoll. Sie haben eine große Eroberung gemacht . . . Hören Sie, Lattimer, soll ich verhungern?“

Ungefähr eine Stunde später gingen die Frauen bereits als gute Freunde zur 5. Avenue, die beiden Männer führen in ihr Büro zurück.

„Warum wolltest du uns nun wirklich mit deiner Freundin bekanntmachen?“ fragte Ralph.

„Gefällt sie dir nicht?“

„Sehr! Aber antworte, warum?“

„Ich werde sie bald heiraten, und ich wäre froh, wenn du und Hope sie schätzen würdet, genau so, wie ihr mich immer geschätzt habt.“

Ralph streckte ihm die Hand hin. „Großartige Neuigkeiten! Und wann wird es sein?“

„Sofort!“

Ralph mußte sich erst von seiner Überraschung erholen. „Seid ihr schon lange verlobt?“

„Ich habe bis jetzt mit ihr noch nicht darüber gesprochen.“

Sein Partner warf ihm einen durchbohrenden Blick zu. „Du meinst, sie weiß bisher noch nichts von deinen Plänen?“

Lattimer lachte glücklich. „Ich werde es ihr sagen, wenn sie in dieser Woche mit mir zu Abend ißt. Sie wird erwidern, daß es unmöglich sei. Und dann werde ich sie heiraten. Ich habe gefunden, was ich mir wünschte.“

„Ich bewundere deine Zuversicht“, sagte Ralph philosophisch, „und zweifellos ist sie berechtigt — du bist, alles in allem, kein schlechter Fang.“

Lattimer fühlte sich verpflichtet, Marguerite zu verteidigen. „Sie ist nicht darauf aus, einen Fang zu machen. Sie ist sogar grundsätzlich gegen die Ehe; und im besonderen: gegen mich.“

„Wirklich? Ich habe das beim Essen nicht bemerkt.“

„Sie wird eifrig weitere Einwendungen vorbringen“, wiederholte Lattimer, „aber ich werde fest bleiben.“

Ralph studierte ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue. „Ein erfreuliches Wunder: diese Wiederkehr oder Fortdauer der Jugend! Die Vitalität des hoffenden Herzens!“

### XVIII

Einige Abende später. In der Gramercy-Wohnung. Muri hatte die Liköre gebracht und war im Begriff, den kleinen Tisch wegzuräumen, an dem Lattimer und Marguerite vor dem Kamin gegessen hatten. Nun saßen sie in der Ecke des Zimmers, in der Nähe der geschlossenen

Fenstervorhänge, er in einem tiefen Sessel, sie in der Couch-Ecke, die Kaffeetassen auf dem niedrigen Tisch zwischen sich. Für ihn war es ein erfreulicher Abend gewesen! Er war glücklich und aufgelockert, war wieder jung. Muris Gegenwart hatte die Vertraulichkeit des Gespräches unterbrochen. Lattimer hielt das Likörglas in seiner Hand und beobachtete sie.

Ihr Abendkleid war noch strenger gehalten als ihr Tageskostüm, aber er fand, daß es sie außergewöhnlich schön machte. Eine dunkelblaue Seide oder Atlas, — er konnte den Stoff nicht genau feststellen —, aber in dem Lampenlicht wirkte das Dunkelblau wie ein tiefes Schwarz und machte ihre Arme und Schultern herrlich weiß. Sie lehnte sich ungezwungen auf die bequeme Couch, die Arme zur Seite und ein Knie über das andere gelegt. Augenblicklich beobachtete sie Muris Manöver mit dem Klappptisch. Morton freute sich über die Linie ihrer Stirn, die Andeutungen eines Lächelns, die Biegung ihres Halses.

Als Muri sich zurückgezogen hatte, sprach er wieder. „Sie sind die erste Frau, die jemals hier mit mir aß.“

Sie blickte ihn offen, ja kameradschaftlich an. „Sie sind zu einsam gewesen, Lattimer — das gebe ich zu.“

„Da gibt es nur eine Abhilfe!“

Sie lächelte noch immer, aber ihre Stimme klang beunruhigt. „Lassen Sie es mich nicht bedauern, daß ich heute abend kam. Verhelfen Sie mir zu der Überzeugung, daß ich anfangs unrecht hatte.“

„Das hatten Sie! Es war ein Fehler von Ihnen, zu glauben, wir könnten oder sollten nicht Freunde sein. Ich bin froh, daß Sie das eingesehen haben! Wie schnell haben wir uns gefunden! Mir ist, als ob ich Sie mein ganzes Leben lang schon kenne.“

Sie langte zu ihrer Kaffeetasse herunter. „Sie haben ein ausgezeichnetes Essen zusammengestellt, Lattimer, die Küche in diesem Haus ist fabelhaft. Einen solchen Kaffee habe ich nicht getrunken, seit ich in New York bin. Warum erforschen eigentlich die Philosophen nicht den Einfluß des Essens? Zwei Mahlzeiten mit mir, und Sie bilden sich ein, mich bereits Ihr ganzes Leben lang zu kennen!“

Er lächelte ihr zu, voller Vertrauen in ihrer beider Schicksal.

„Andere Frauen mögen kokett sein, aber ich habe wirklich nicht vermutet, daß auch Sie es sind.“

„Ich?“

„Wir sind uns begegnet, wir lieben uns . . .“

„Aber wie können Sie das sagen?“

„Ich sage es noch einmal. Wir lieben uns, und ich bitte Sie, mich zu heiraten. — Warum können Sie mir keine offene Antwort geben?“

Ihre Augen wurden groß. „Aber ich habe doch die ganze Zeit nichts anderes getan! Ich sagte Ihnen von Anfang an, daß wir uns nicht kennenlernen sollten. Als Sie wiederkamen, sagte ich Ihnen, daß ich niemals Ihre Geliebte sein könnte und nicht einmal Ihre Frau. Man schämt sich beinahe, so offen zu sein, wie ich es war; aber ich tat es, weil ich Sie gern hatte.“

„Ich bin fröh, daß Sie Ihre Meinung geändert haben, wenigstens zum Teil“, sagte er. „Die Freundschaft lohnt sich der Mühe, nicht wahr? Und das Mittag- oder das Abendessen fanden Sie nicht gefährlich, nicht wahr?“

„Sehr gefährlich! Ich bin auf der Hut!“

Er neigte sich ernst nach vorn. „Wenn Sie mich lieben, dann gibt es nichts zu fürchten! Wenn Sie mich nicht lieben, werde ich Sie nicht mehr quälen. Ich meine — ich

werde mit meinen Bemühungen fortfahren, bis Sie mich lieben!“

„Ist das denn so einfach?“

„Marguerite, alles was ich bin und was ich habe, alles biete ich Ihnen an!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Sie bieten mir das an, was ich mir unter Ihnen vorstelle. Als ob es in Ihrer Macht stünde, mir das zu geben! Ich habe zu oft den Fehler gemacht! Ich will nicht vorgeben, daß ich Sie nicht liebe — ich liebe Sie. Ich habe schon vorher geliebt — wie Sie auch. Aber Sie haben nichts gelernt. Und ich habe ein wenig gelernt.“

Seine Erregung mußte, trotz aller Leichtigkeit des Tonfalles, sich ausspielen. So erhob er sich, blieb stehen und sah auf sie herunter, während er sprach.

„Ich habe keine Frau außer Ihnen geliebt! Sie sind es, die ich in meinem Herzen von jeher begehrt habe. Da Sie mich lieben, würde es unverantwortlich sein, unserem Schicksal zu entweichen. Seien Sie so schwierig wie Sie wollen, Marguerite, und dies so lange, als Sie es für gut halten, — aber ich werde Sie nicht aufgeben! Sie müssen mich heiraten!“

Auch sie stand auf und sah ihn an. „Nie! Es wäre die größte aller Dummheiten!“

Plötzlich wurde diese heldenhafte Szene durch sein Lachen beendet. „Sie können sich ebensogut wieder hinsetzen! Wir haben noch eine Menge zu besprechen.“

Sie blieb stehen, auch nachdem er selbst sich wieder gesetzt hatte, und behielt ihren tragischen Ton. „Wenn ich Sie noch weiter so reden lasse, dann ist das ein Bekenntnis der Schwäche. Ich gebe es zu. Sie haben irgend etwas Schönes Ihr Leben lang erwartet und glauben nun noch

einmal, es gefunden zu haben — es ist schwer, davon loszukommen; jedoch, je öfter Sie dem Fehler verfielen, desto weniger können Sie es sich erlauben, ihn zu wiederholen. Freundschaft ist gefährlich, weil sie uns zu anderen Dingen führen könnte. Ich werde Sie nicht heiraten. Ich glaube immer noch: es ist besser, wir sehen uns nie wieder.“

Er nahm sanft ihre Hand und führte sie zur Couch zurück.

„Sprechen Sie nicht von Trennung! Ich werde Sie immer dort sitzen sehen. Aber von der Erinnerung kann man nicht leben.“

Sie zog ihre Augenbrauen in die Höhe.

„Ach, wirklich? Das ist es ja gerade, was ich befürchte. Vielleicht leben wir von nichts anderem!“

Damals überhörte er diese Bemerkung. Seine Gedanken zielten nur auf seinen Wunsch hin.

„Sie haben keinen Grund für ein Nein. Soeben gaben Sie das zu.“

„Wann?“

„Dort am Tisch, als ich Sie fragte, warum Sie sich weigerten, und Sie nur den Kopf schüttelten.“

Sie erhob beide Hände mit einer komisch-verzweifelten Geste. „So ein entschlossener Mann! So unbarmherzig sich selbst gegenüber! Lattimer, ich wollte Sie nicht verletzen!“

„Sie verletzen mich, wenn Sie nicht antworten!“

„Dann hören Sie meine Antwort und — seien Sie verletzt. Ich will Sie nicht heiraten, und ich habe dafür zwei Gründe. Erstens: Sie sind ein Mann. Und zweitens: Sie sind ein amerikanischer Mann. Sagt Ihnen das irgend etwas?“

„Nicht das geringste!“



„Dann werde ich es von Anfang an erklären. Ein Mann erwartet, Experimente in der Liebe machen zu können, vielleicht wenige, vielleicht viele. Aber wenn er schließlich heiratet, verzeiht er sich selbst alle seine Fehler, oder er denkt noch immer, es wären keine Fehler, sondern nur die Belehrungen in einer schönen Kunst gewesen, und seine Frau sollte ihm dankbar sein dafür, daß er so gut gelernt hat. Wenn er seiner Braut nahe ist, so soll sie sich nicht fragen dürfen, welche anderen Frauen ihn diese Zärtlichkeiten so gut lehrten. Sage ich jetzt nicht die Wahrheit? Er erwartet, daß sie so leicht vergißt, wie er vergessen kann. Aber nun nehmen Sie einmal an: auch die Frau hat Experimente gemacht, hat Fehler begangen, oder wie immer er das nennen mag. Wird er auch darüber hinwegsehen können, was sie tat? Sie wissen, das wird er nicht! Er wird sich erinnern und argwöhnen, argwöhnen und sich erinnern. Und dann wird er Fragen stellen und wird ihre Antworten nicht glauben. Die Folter wird wachsen und wachsen!“

„Sie sprechen von einer altmodischen Sittlichkeit“, unterbrach Lattimer. „Unsere heutige Welt ist vernünftiger.“

„Ich spreche von Männern, und die ändern sich nicht.“

„Da war noch ein anderer Grund“, erinnerte er sie. „Ich bin nicht nur ein Mann, sondern ein Amerikaner.“

„Ach, das ist bald gesagt! Amerikanische Männer sind wie alle anderen Männer, nur schlimmer!“

Er überlegte seine Antwort genau, bevor er sie aussprach. „Vielleicht bin ich nicht modern, nicht völlig modern, jedoch, es ist nicht ausschließlich modern, gerecht zu sein. Und dafür halte ich mich. Was Sie getan haben mögen, ehe Sie mir begegnet sind, ist lediglich Ihre eigene

Sache. Ich wäre närrisch, das als Untreue gegen mich aus-  
zulegen. Ich bringe Ihnen das gleiche Vertrauen entgegen,  
das ich von Ihnen erwarte. Ich bin überzeugt, wir beide  
wünschten, daß wir uns vor langer Zeit getroffen und  
einzig uns einander geliebt hätten; doch nun, da wir uns  
endlich getroffen haben, werden wir einzig uns für den  
Rest unseres Lebens lieben. Was vorher war, ist vergessen.“

„Ach, wenn das so sein könnte! Aber es ist nicht mög-  
lich!“

„Sie kennen mein Leben“, wandte er ein. „Ich glaubte,  
zwei Frauen zu verehren. Sie waren beide bewunderungs-  
würdig, aber in Wirklichkeit gehörte ich keiner von bei-  
den. Würden Sie darauf eifersüchtig sein?“

„Bestimmt nicht! Aber ich bin eine Frau. Ich würde  
nicht eifersüchtig sein, aber Sie! Sie würden sich danach  
verzehren, etwas über die Männer zu wissen, die Sie nie  
kannten.“

Er sah betrübt aus. „Sie erwähnten den Liebhaber, dem  
Sie einen Rolls-Royce schenkten!“

Sie lachte. „Das geschah nur, um Sie zu ärgern. Aber  
wirklich, zum Schluß machen wir Geschenke. Ich habe  
drei Männer geliebt, zwei von ihnen sind tot. Den letzten  
schickte ich fort, kurz bevor Sie in mein Geschäft kamen.  
Die toten Männer sind meinem Leben nicht ferner, als er  
es ist. Aber Sie werden an alle denken.“

„Im Gegenteil, ich werde niemals etwas anderes den-  
ken, als daß sie tot sind!“

Sie kam zu ihm herüber und, als er mit ausgestreckten  
Armen aufstand, hob auch sie ihre Arme leidenschaftlich  
bittend auf.

„Küssen Sie mich jetzt, Lattimer. Daran werde ich mich  
erinnern! Leben Sie wohl, Lieber!“

„Unsinn!“ lachte er.

Ihr Gesicht konnte trauriger aussehen, als ihm jemals irgendein anderes Gesicht erschienen war. „Ich bin hoffentlich stark genug, um das zu tun, was ich für richtig halte! Ich werde Sie nie vergessen, und ich will Sie nie wiedersehen!“

## XIX

Bob lag in seinem Harvard-Zimmer lang ausgestreckt im Sessel am Fenster und las einen Brief. Er hatte ihn schon ein paarmal gelesen, und in dem schwindenden Nachmittagslicht kniff er jetzt die Augen zusammen, um nochmals ein paar Sätze zu lesen, die ihn zum Nachdenken anregten. Dann ließ er das Blatt fallen, blickte in die Dämmerung und wandte sich wieder dem Text zu. Ein- oder zweimal kratzte er sich gedankenvoll den Kopf.

„Warum kommst Du immer wieder auf diese Sache zurück, Lieber? Ich wünschte, Du hättest mich nicht gefragt! Versprachst Du mir nicht, es zu vergessen, als wir uns am Zug verabschiedeten? Wie schön wäre es, wenn wir wieder so glücklich sein könnten, wie wir es vorher waren! Weshalb sollte ich Deinen Vater kritisieren? Selbst wenn er nicht so nett zu mir wäre, würde ich ihn schon um Deinetwillen lieben. Aber wenn Du auf einer Antwort bestehen willst, muß ich natürlich aufrichtig sein. Das möchtest Du doch, nicht wahr? Ich kann einzig und allein das sagen, daß sie eine ordinäre Person zu sein scheint — oder noch etwas Schlimmeres — und wenn er sie wirklich lieben konnte, so bedauere ich das. Siehst Du, das hat nun garnichts mit Moral zu tun.“

Ich vermute, Du wirst jetzt zurückschreiben, daß ich Deinen Vater beleidige, daß ich ihm vorwerfe, kein richtiger Gentleman zu sein, daß ich nicht zu Deiner Familie halte! Das hast Du gedacht, nicht wahr, als Du mich batest, meine Haltung zu erklären?

Bitte, frage mich nicht mehr! Es ist mehr Instinkt als Vernunft, und ich kann es nicht in Worte kleiden, ohne daß es für uns beide, für Dich und für mich, schmerzlich klingen müßte.

Warum ich es verhindert habe, daß Du bei Deinem letzten Hiersein der Laval begegnetest? Ich habe Dich von ihr ferngehalten dieser unbestimmten Gefühle wegen, die Dich verdrießen, mein Lieber. Ich hatte Angst, daß Dein Kummer auf eine nicht vorauszusehende Art und Weise noch größer werden könnte, wenn Du mit ihr zusammenkämost. Sie weiß über diese Kreatur Romain viel mehr als Du weißt, viel mehr als Dein Vater weiß! Wenn ich Dich im Gespräch mit der Laval sähe, würde ich mir vorstellen müssen, was sie dabei dächte. Ich will nicht, daß sie Dich vorerst sieht, nicht solange diese Mantel-episode noch frisch in ihrem Gedächtnis ist. Sie könnte das irgendwie mit Dir — wenn auch noch so flüchtig — in Verbindung bringen. Schließlich war es Dein Vater, der ihn kaufen wollte.

O weh, ich habe zu viel geschrieben, und Du wirst es mißverstehen! Weißt Du, daß Dein Vater später wiederkam, um mit der Laval zu sprechen? Ich habe es Dir nicht erzählt; vielleicht habe ich kein Recht dazu; aber ich spreche jetzt davon, um noch hinzuzufügen, daß die Laval ihn sehr bewundert. Als Dein Vater gegangen war, sagte sie halb zu sich selbst, so als ob sie vergessen hätte, daß ich im Zimmer war, ‚Was für ein Mann!‘ Und dann lauter,

‚Wenn sein Sohn ihm gleicht, können Sie glücklich sein‘.

Ein paar Tage vorher — das kannst Du nun auch eben-  
sogut wissen — brachte Fräulein Romain den Mantel zu-  
rück und wollte ihn gegen einen billigeren umtauschen  
und die Differenz als ihr Guthaben stehenlassen. Natür-  
lich freute ich mich, der Laval berichten zu können, daß  
die Sache nun erledigt wäre, aber sie wurde schrecklich  
böse wegen des Guthabens. ‚Eine fabelhafte Geschäfts-  
frau!‘ stieß sie hervor. ‚Beruhigungsmittel für ihren Her-  
zenskummer!‘ Sie weigerte sich, das Guthaben stehenzu-  
lassen und bestand darauf, der Person statt dessen einen  
Scheck zu geben. ‚Ich will sie nicht noch einmal in mei-  
nem Geschäft sehen! Wenn sie wiederkommt, schlagt ihr  
die Tür vor der Nase zu!‘ Dann wurde die Schauspielerin  
wütend und wollte überhaupt keinen Mantel nehmen,  
was der Laval ein aufrichtiges Vergnügen bereitete. Sie  
schickte das ganze Geld Deinem Vater zurück.

So, das ist also die ganze Geschichte und ich hoffe, daß  
wir beide niemals wieder darüber zu sprechen brauchen.  
Wenn Du meinen Brief richtig verstehst, weißt Du, daß  
ich Deinen Vater für einen prächtigen Mann halte, und  
die Laval tut das ebenfalls, aber sie hat eine bestimmte Art  
zu lächeln, wenn sie bewundert. Ich halte sie für schreck-  
lich klug. Nichts in alledem, was Männer oder Frauen tun,  
könnte sie noch überraschen. Und wenn sie etwas lobt mit  
diesem sonderbaren Lächeln, halb amüsiert, halb traurig,  
schämt man sich ein wenig des Menschengeschlechts. Ich  
glaube, sie bemitleidet die Menschen und erwartet nichts  
mehr von ihnen.

Nun habe ich es wahrscheinlich wieder verpfuscht, aber  
ich wollte nur sagen, daß ich es nicht ertragen könnte,

mit anzusehen, wie irgend jemand Dich oder Deinen Vater oder etwas, das Dich betrifft, bemitleiden könnte. Ich liebe Deine Stärke und Deine Kraft, Bob, mein Lieber! Ich bin sehr stolz darauf. Wenn die Laval Dich das erste Mal sieht, möchte ich, daß sie Dich unbefangen so sieht, wie Du bist.“

Bob stand von seinem Fenstersessel auf, knipste seine Schreibtischlampe an und setzte sich hin, um zu schreiben. Er zögerte nur ein paar Sekunden zwischen dem Datum am Anfang des Briefes und den ersten kräftigen Absätzen.

„Also gut, wir brauchen es nicht wieder zu erwähnen. Ich verstehe Deinen Standpunkt. Mein Vater hat Dich in Verlegenheit gebracht. Du bist seinetwegen ein wenig beschämt. Aber da es nicht mein Fehler ist, willst Du hier einen Unterschied zwischen uns machen.

Weiß ich denn nicht, wie gut Du es meinst, wie sehr Du mich liebst? Aber auch ich habe einige unbestimmte Gefühle, die schwer zu erklären sind. Du bist bereit, meinen Vater um meinetwillen zu bewundern. Gut, so bin ich gewillt, die Laval zu bewundern, Deinetwegen! Wenigstens will ich mir Mühe geben. Es ist vielleicht besser, daß ich sie gerade jetzt nicht sah, denn ich fürchte, daß ich ihr nicht zu Füßen fallen werde, und ich bin ein wenig mißtrauisch gegen Deine Verehrung für sie.

Wir können beide das Leben so nehmen, wie es ist und die Menschen wegen des Guten in ihnen schätzen; oder wir können wählerischer sein und in unserer Umgebung nichts anderes als Vollkommenheit dulden. In beiden Fällen müßten wir konsequent bleiben. Vater ist nicht vollkommen. Vor langer Zeit sagte ich ihm, was für einen

Fehler er machte. Die Laval wird auch nicht so vollkommen sein. Ich kann bei ihr dieselbe Nachsicht üben wie bei Dad; aber wenn Du es mit ihm so genau nimmst, wie kannst Du dann nachsichtig sein gegenüber jenen reichen Erfahrungen, die ihr jede Illusion über die menschliche Natur zerstört haben? Was weißt du überhaupt von ihr? Wo hatte sie das Geld her, um das Geschäft aufzumachen? Du sagst, sie wüßte mehr über Ruth Romain als irgend jemand sonst. Wo hat sie ihre Bekanntschaft gemacht? Wie sind ihre Beziehungen zueinander gewesen? Warum sind sie jetzt Feinde?

Ich möchte Dir etwas von Deinen Illusionen nehmen, und ich hoffe, daß Du nicht mißverstehst, was ich hier schreibe. Ich liebe Dich, — Du ahnst nicht, wie sehr. Und es gibt nur eins, was ich noch sehnlicher wünsche, als Dich zu heiraten: ich möchte, daß wir uns verstehen. Meine Einstellung zu meinem Vater zeigt Dir, zu welcher Sorte von Männern ich gehöre. Du könntest Deinen zukünftigen Mann also jetzt schon ganz gut kennenlernen. Ich bedauere, daß Dad sich mit der Romain eingelassen hat, ich glaube nicht, daß sie seiner wert war; aber selbst wenn er plötzlich etwas ganz Verrücktes täte, wenn er mitten auf dem Times-Platz Kopf stünde, würde ich ihn immer noch für den besten und wertvollsten Freund halten, den ich je hatte und habe.

Diese fremde Frau soll mich nicht bemitleiden, weil ich sein Sohn bin. Wenn sie es täte, mein Liebes, so hätte ich Lust, eins ihrer faszinierenden Augen in ein blaues zu verwandeln.“

Als er diese Ankündigung noch einmal überlas, befürchtete er doch, daß seine Verlobte das ein wenig grob

finden könnte, und fügte zur Milderung noch einen zärtlichen Satz hinzu, aber alles in allem war er ziemlich stolz auf seinen Brief. Er fühlte sich zufrieden, nachdem er ihn wegbefördert hatte.

## XX

Als Marguerite am Sonntagmorgen in ihrer stillen Wohnung, im Osten, in der 66. Straße, erwachte, strömte die Sonne voll durch das Fenster. Sie lag eine Weile da und beobachtete das Sonnenlicht auf den Häusern der 65. Straße. Die Strahlen schienen ihr prophetisch das Ende des Winters anzukündigen. Wenn die neue Jahreszeit so früh begann, so sollte das vielleicht eine Wendung in ihrem eigenen Leben bedeuten. Sie wußte, daß sie ausgeruht und bereit war.

Als sie Morton vor einer Woche gesagt hatte, daß sie sich nicht wiedersehen dürften, hatte sie das aufrichtig gemeint, und es war eine Trennung ohne Traurigkeit gewesen, da es außer ihrem eigenen Willen keinen Grund gab, weshalb sie sich Lebewohl sagen sollten. Er hatte sich geweigert, zu gehorchen. Ohne Frage würde er eines schönen Vormittags oder Nachmittags im Geschäft erscheinen, und eine neue Erörterung würde beginnen. Sie hoffte, daß er nicht so bald kommen würde, aber sie hoffte, daß er kommen würde.

Sonntags behalf sie sich ohne Gloria, sie liebte diese Stunden, in denen sie ihr kleines Heim ganz für sich allein hatte. Es war ihr eine richtige Zufluchtsstätte geworden. Das Schlafzimmer lag in der zweiten Etage, die Fenster gingen nach Süden, man hatte einen Blick über Gärten, die sich bis zur Kirche auf der Lexington-Avenue hinzogen; diese Aussicht erinnerte sie an Paris, sie hatte



in ihren Augen nichts von New York. Obwohl sie diese großartige Stadt gern hatte, war es doch immer wieder wie ein Feriennehmen, wenn sie in diese Zurückgezogenheit eintrat und für eine Weile in einer anderen Welt lebte.

Ich weiß, wie sie das empfand. Ich habe selbst diese Wohnung einmal besichtigt, bevor sie sie nahm; die europäische Atmosphäre hatte etwas Anziehendes für mich, ebenso wie die überraschend niedrige Miete. Aber es war zu weit draußen im Osten, war nur etwas für einen Mieter, der allein sein wollte.

Wenn ich mich recht erinnere, war da noch ein kleineres Schlafzimmer nach Norden, und zwischen den Schlafzimmern ein Bad. Das kleine Schlafzimmer hatte Marguerite in ein Arbeitszimmer verwandelt. Die Wände waren, abgesehen von Fenster und Tür, mit Bücherregalen umsäumt. Seltsamerweise waren nur amerikanische Bücher zu sehen, hauptsächlich geschichtliche Werke und Biographien von Staatsmännern. Sie waren wirklich zum Lesen angeschafft worden, viele Papierzettel ragten aus den Seiten hervor, auf denen Marguerite Bemerkungen oder Notizen gemacht hatte. Nach den Titeln zu urteilen, hatte sie sich alle Mühe gegeben, mit dem Lande bekanntzuwerden, in das sie gekommen war, aber der Stadt New York hatte sie wenig Beachtung geschenkt. Die Bücher über Amerika betrafen den Süden und den Westen und die kanadische Grenze. Für Grenzen schien sie überhaupt Interesse zu haben. Ihr einziger Tribut an die Stadt, in der sie arbeitete, war der, daß sie sich eine Reihe von Adreßbüchern, gesammelte und eingebundene Ausgaben der New Yorker Zeitung und die laufenden Ausgaben von „Wer ist Wer?“ zugelegt hatte. Auf einigen der Regale

und aufgestapelt auf dem Tisch lagen gute Zeitschriften, amerikanische und ausländische, hauptsächlich Modejournale.

Das Bad hatte sie umändern lassen, um noch eine Dusche einzubauen. Abgesehen davon, daß sie rings an den Wänden Spiegel hatte anbringen lassen, war das Badezimmer ein normales amerikanisches Meisterstück aus Nickel und Porzellan.

Nachdem sie eine gute halbe Stunde gefaulenzt und sich über den Sonnenschein gefreut hatte, warf sie die Steppdecke zurück, fuhr mit den Füßen aus dem Bett und fand auf dem Fußboden die roten Pantöffelchen, die dort artig warteten. Bevor sie aufstand, reckte sie die Arme faul über den Kopf, zog das blaßrosa Spitzennachtkleid aus, warf es über die Decke und ging dann zu der Fensterecke hinüber, wo sie in dem schräg einfallenden Sonnenlicht stehen konnte. Wieder streckte sie die Arme in die Höhe, was ihren schlanken Körper noch schlanker machte und Rippen und Muskeln unter der weißen Haut erscheinen ließ. Langsam rollte sie den Kopf seitwärts, rückwärts und vorwärts, dann ließ sie ihre Hände langsam hinunterfallen und bewegte sie, als ob sie sich im Licht wüsche. Widerstrebend ging sie schließlich in das Badezimmer, einen Augenblick lang hörte man die Dusche. Als sie herauskam, war ihr Haar gemacht, sie trug einen bequemen, ganz einfachen Pyjama aus einem dunkelroten, weichen Krepptoff. Sie hatte helle Strümpfe und noch die roten Pantoffeln an.

Von der zweiten Etage der Wohnung stieg man eine enge, gewundene Treppe mit schmiedeeisernem Geländer zu einem Wohnzimmer herunter, das nach Süden hinaus lag. Nach Norden lag die Küche, in der Gloria, Pauls Frau,

Früchte und den Kaffee bereitgestellt hatte. Marguerite brauchte nur noch Wasser aufzusetzen. Einen Augenblick hatte sie sich gemütlich in dem großen Sessel am Fenster ausgestreckt, um so viel Sonne als nur möglich abzubekommen, die in dieser niedrigen Etage nicht ganz so üppig hereinkam. Obst und Kaffee standen auf einem Tisch neben ihr, und sie hatte alle Blätter der Sonntagszeitung auf ihrem Schoß.

Kate hatte recht, auch dieser Raum gab keinen Anhaltspunkt für ihre Herkunft. Die Möbel waren modern und eben so, wie man sie hier in New York bekam, sie hätten aus Bloomingdales Geschäft sein können. An den Wänden hingen ein paar ausgezeichnete Drucke, einige hätte man für Keppels halten können, andere — wenn man sein New York kannte — für Weyhes. Es waren Tische, Sessel und Lampen vorhanden, aber nichts, was auf gelegentliche Gäste hingedeutet hätte: kein Eßtisch, kein Anrichtetisch. Dies war ein Heim für nur einen Menschen. Abgesehen vom Kamin war nichts da, das an Geselligkeit erinnert hätte.

Damals, als sie die Wohnung nahm, war ein Garten dabei gewesen, der gewöhnliche Hinterhof mit kümmerlichem Rasen, mit fliesenbelegten Wegen und Wäscheleinen für Waschtage. Sie hatte einen Flügel ausbauen lassen, um diesen Platz auszufüllen; dieser Flügel bestand aus einem Korridor mit weiteren Büchern an den Wänden und aus einem Teeraum, in dem ein Kamin war. Jetzt wurde der Hof auf drei Seiten von dem Wohnzimmer, dem Korridor und dem Teeraum eingefast, nur nach Westen zu war er offen. Der Hof war eigenartig gepflastert, es war der einzige Teil des Hauses, der ein früheres, abgeschlossenes Lebenskapitel andeutete. Seitlich auf dem

Hof standen ausgezeichnete Bildhauerarbeiten aus Stein – vielleicht war das von dem Architekten so vorgesehen worden.

Von der umfangreichen Sonntagszeitung legte Marguerite prompt die humoristische Beilage, den Sport und den Immobilienmarkt zur Seite. Bücherteil und Zeitschrift ließ sie für eine zweite Durchsicht gesondert auf den Fußboden gleiten. Sie überflog die Neuigkeiten, übersprang die Leitartikel, verweilte einen Augenblick bei den Todesanzeigen und studierte sodann mit Sorgfalt, was es Gutes und Böses in der Welt gab, warum die französische Regierung bei einigen internationalen Vorschlägen – wie gewöhnlich – mit ihrer Meinung zurückhielt, und ob für Rußland die Dinge schwierig oder in gewisser Beziehung günstig lagen. Von Zeit zu Zeit nippte sie an dem Kaffee oder knabberte an einer Frucht. Sie freute sich über den langen, ungestörten Morgen.

Als es klingelte, wollte sie es zuerst nicht beachten, doch als irgendein beharrlicher Finger unentwegt auf den Knopf drückte, mußte sie schon um ihres Sonntagsfriedens willen die Tür öffnen. Im Hausflur stand Lattimer.

„Wollen Sie mich nicht hereinbitten?“

„Wenn Sie darauf bestehen“, sagte sie, aber sie lächelte dabei und wies den Weg zu ihrem Fensterplatz. „Wie haben Sie herausgefunden, wo ich wohne?“

Er war an diesem Morgen sehr zuversichtlich, sehr lebendig, er warf Hut und Mantel auf den Stuhl neben der Tür und zündete sich eine Zigarette an, ehe er antwortete.

„Sie können sich nicht vor mir verstecken! Sie können mich nicht fernhalten! Nein, Sie entkommen mir nicht! Sie werden mich morgen früh heiraten!“

Sie legte sich der Länge nach in ihren Sessel zurück und

lachte. „Ist das nicht ein wunderbarer Tag! Haben Sie je solchen Sonnenschein gesehen?“

„Morgen wird es noch schöner sein!“

Sie nahm das Blatt auf, in dem sie gerade gelesen hatte. „Glauben Sie, daß es da wirklich Unruhen in Bulgarien geben wird? Ich wollte schon immer gern den Balkan besuchen, um selbst nachzusehen, warum es dort immer brodelte.“

„Gut! Wir werden unsere Hochzeitsreise dorthin machen.“

Sie lachte wieder, dann saß sie da und beobachtete ihn.

„Ein Fall, der mich in New York festgehalten hat“, erklärte er, „kam in dieser Woche zum Abschluß. Ich hatte ursprünglich vor, später, im Frühjahr, fortzugehen, aber nun bin ich jetzt schon frei.“

Sie tat so, als ob sie das seinetwegen sehr freute. „Wohin wollen Sie fahren?“

„Wohin Sie bestimmen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich werde morgen früh gegen zehn zu Ihnen kommen“, fuhr er zuversichtlich fort. „Wir werden zum Standesamt fahren, um die Lizenz zu holen, werden auf der Stelle heiraten und nach Long Island zum Essen hinausfahren.“

„Tatsächlich?“

Er sah sich im Zimmer um. „Haben Sie hier einen langen Mietvertrag?“

„Ich habe die Absicht, hier wohnen zu bleiben.“

Er tat so, als erwäge er diesen Gedanken. „Ich nehme eine Menge Platz weg, es würde hier sehr eng werden, und ich habe das Gramercy-Heim ziemlich gern. Ich werde das mit Ihrem Mietvertrag schon regeln.“

Sie gab sich einen Ruck. „Was für eine schlechte Wirtin ich bin! Etwas Obst und Kaffee?“

„Danke — ich komme gerade vom Frühstück.“

Sie ging in die kleine Küche und zündete das Gas an. „Mein Kaffee ist nicht so gut wie der Ihre, aber er ist erträglich.“

„Ich habe für die Reise noch keine Vorbereitungen getroffen“, sagte er. „Das hängt von Ihrer Wahl ab.“

Sie machte dem Geplänkel ein Ende. „Ich habe Ihnen meine Antwort erteilt, Lattimer!“

„Diese Antwort will ich nicht hören.“

„Sie müssen!“

„Ich werde dieses Zimmer nicht eher verlassen, als bis ich Ihr Jawort habe!“

„Das ist ja reizend! Ich sehe Sie übrigens gern hier!“

„Marguerite! Hören Sie mit diesem Unsinn auf! Ich weiß, Sie lieben mich!“

„So, wissen Sie das?“

„Stimmt es etwa nicht?“

Wieder begann sie zu manövrieren.

„Sie haben noch gar nicht mein kleines Heim angesehen. Der Hof ist wirklich reizend. Haben Sie überhaupt gewußt, daß es in New York solch eine Aussicht gibt?“

Sie erhob sich, um ihm die Aussicht zu zeigen, aber er wollte ihr nicht folgen. Sie stand und wartete. Als er schweigend, sie beobachtend, sitzen blieb, ging sie zu ihm zurück.

„Sie machen es mir sehr schwer!“

Plötzlich stand er auf und legte den Arm um sie. Sie versuchte, ihre Lippen von seinen Küssen zu befreien, um zu protestieren.

„Um Himmels willen, Lattimer, nicht!“

Sie war hilflos seiner Leidenschaft gegenüber, ihre Hände hatten nicht die Kraft, ihn fortzustoßen. Er drückte sie an sich und fuhr mit einer Hand liebkosend und streichelnd über ihren Körper, bis sie schließlich zu zittern begann und schwach und hilflos wurde.

„Lieber, Lieber!“ stöhnte sie. „Hab doch Erbarmen!“

„Nicht im mindesten!“ sagte er fest. „Du bist mein.“

„Laß mich los!“ bat sie. „Nimm deine Hände fort! Du weißt nicht, was du tust!“

Seine Küsse brachten sie wieder zum Schweigen, bis all ihr Widerstand verschwand. Er hob seinen Kopf und blickte auf ihr Gesicht hinunter. Ihre Augen waren geschlossen, sie atmete schwer mit offenem Munde.

„Ich werde morgen früh um zehn Uhr kommen!“

„Laß mich, ich will mich hinsetzen“, bat sie. Sie fiel schlaff in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Er wartete, bis sie wieder zu ihm auf sah.

„Verschwende keine Worte, Marguerite! Wir haben uns gefunden, wir gehören einander. Da gibt es nichts mehr zu sagen!“

Als sie sich wieder in der Hand hatte, erschien leise das seltsame Lächeln, das Kate so oft bemerkt hatte, dieses Lächeln, gepaart aus Mitleid und Verstehen.

„Muß es noch einmal beginnen? Derselbe Traum, dieselbe Enttäuschung?“

„Für mich nicht! Für mich ist das ein noch nie dagewesenes Erlebnis!“

„Wie sicher wir uns immer fühlen!“ Sie legte ihre Hände noch einmal auf die Augen, als ob sie versuchen wollte, nachzudenken. „Nein, es ist unmöglich, Lattimer! Ich sagte dir, warum.“

„Weil ich eifersüchtig sein würde?“

„Weil du nicht fähig sein würdest, zu vergessen.“

„Lächerlich!“

Sie ging zum Fenster und sah hinaus, und indem sie sprach, blieb ihr Rücken ihm zugewandt.

„Ich sagte, daß ich nicht deine Geliebte sein wollte, aber vielleicht wäre das noch die bessere Lösung.“

„Du wirst meine Frau sein!“

Sie maß ihn. „Nein, ich werde deine Geliebte sein.“

„Das wirst du nicht!“

Sie kniete neben seinem Stuhl nieder und nahm seine Hände. „Hör mich an, Lattimer! Du und ich, wir können nicht glücklich miteinander sein — es ist zu spät. Aber ich glaube, daß wir uns wirklich lieben, und es gibt — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — kein Entkommen, wie du sagst. Ich werde dich nicht heiraten, nicht jetzt; da wir beide jedoch schon andere Erfahrungen hinter uns haben, könnten wir vielleicht das folgende gemeinsam wagen: Ich werde ein Jahr lang mit dir zusammen leben. Und wenn du niemals eifersüchtig gewesen bist, werde ich dich alsdann heiraten.“

„Du wirst mich jetzt heiraten!“

„Wir sind beide verschwiegen, Lattimer; es wird unser Geheimnis bleiben. Es wird keinem wehe tun außer uns selbst. Das Ergebnis wird in unseren Händen verschlossen bleiben. Wenn du mich ein Jahr lang lieben kannst, ohne an jene anderen drei Männer zu denken, werde ich wissen, daß ich unrecht hatte.“

Er hob sie auf, und obgleich sie protestierte, behielt er sie auf seinem Schoß. Und zwischen seinen Worten küßte er sie, bis sie wieder schwach wurde.

„Alles oder nichts, Liebling! Keine Experimente — nur vollkommenes Vertrauen! Wir haben zu wenig Zeit! Ich



liebe dich leidenschaftlich! Nichts Armseliges oder Verborgenes. Keine Versuche mehr! Du und ich: eins!“

## XXI

Montag morgen war sie schon in ihrem Büro, als Kate kam.

„So früh, Madame? Oder komme ich zu spät?“

Die Laval blickte mutwillig auf. Sie hatte selbst die Post geöffnet.

„Ich bin seit Ewigkeiten da.“

„Aber ich dachte, es wäre gerade neun!“

„Ich war um acht hier. Setzen Sie sich. Ich muß mit Ihnen sprechen.“

Sie sah strahlend aus, und Kates Erstaunen bereitete ihr Vergnügen.

„Sind Maude und Lila schon da?“

„Sie sind gerade gekommen.“

„Wir werden sie gleich rufen. Zuerst muß ich mit Ihnen sprechen.“

„Was ist geschehen, Madame?“

„Noch nichts. Morgen wird es geschehen!“ Sie machte eine wirkungsvolle Pause. „Ich soll Ihre Schwiegermutter werden.“

Kates Gehirn weigerte sich, zu arbeiten. Sie saß da und starrte die Laval an.

„Morgen früh“, erklärte Marguerite, „werden Lattimer Morton und ich im Rathaus, oder wo man das sonst zu tun pflegt, heiraten. Sie werden meine Trauzeugin sein, Lattimers Zeuge wird sein Junge sein, dem er telegraphiert hat. Er wollte, daß die Hochzeit schon heute stattfindet, aber ich konnte doch nicht von hier fortbleiben, ohne vor-

her alles geordnet zu haben. Während wir fort sind, werden Sie die Geschäftsleitung übernehmen.“

„Aber Madame . . .!“

Marguerite lachte. „Eigentlich sollten Sie mir ja erst gratulieren!“ Sie kam um den Schreibtisch und küßte das erstaunte Mädchen. „Wie kalt Sie sind, Liebe! Freuen Sie sich denn nicht?“

„Natürlich freue ich mich, Madame! Aber das ist atemberaubend. Ich hatte nicht die entfernteste Ahnung!“

„Ich auch nicht! Aber er ist gebieterisch, und das Ergebnis ist, daß Sie jetzt das Geschäft leiten müssen. Das heißt, für eine Weile, vielleicht aber auch für immer. Wenn Sie es gut machen, könnte ich es Ihnen überlassen.“

Zu ihrer eigenen Überraschung begann Kate zu weinen. „Ich will es nicht, wirklich nicht! Bisher war ich so glücklich. Ich möchte, daß Sie hierbleiben!“

„Möchten Sie nicht, daß ich heirate?“

„Doch, natürlich!“ Aber sie fühlte selbst, daß sie nicht aufrichtig dabei war. „Nein, ich möchte es nicht! Es müßte alles so bleiben, wie es ist!“

„Warum? Haben Sie Ihren Schwiegervater nicht gern?“

Kate errötete. „Sie habe ich lieber. Er ist nicht gut genug für Sie!“

Marguerite lächelte. „Er und ich, wir beide haben uns vorgenommen, das zu erforschen, indem wir uns verbinden. Die Ehe ist, unter anderem, auch eine Entdeckungsreise, meine Liebe. Seine Freunde wiederum werden befürchten, daß ich das zweifelhafte Element bin.“

Kate versuchte, nicht an Bob zu denken, obwohl sie noch seinen letzten Brief in ihrer Handtasche trug.

„Niemand würde Ihrer wert sein, Madame. Das ist alles, was ich denke!“

„Nun, ich höre gern Schmeicheleien. Und was das Geschäft anbetrifft . . .“

„Oh, ich könnte die Leitung nicht übernehmen! Wenn ein paar von diesen Frauen anfangen, Schwierigkeiten zu machen . . .“

„Die schlimmste haben Sie ja schon erlebt. Sie werden es sehr schön machen! Sagen Sie Maude und Lila, daß sie hereinkommen sollen.“

Als Kate sie brachte, ordnete Marguerite an, daß die Bürotür aufblieb, damit kein hereinkommender Kunde übersehen werden könnte.

„Ich habe Kate soeben gesagt, daß ich morgen heiraten und für eine Weile verreisen werde. Das Geschäft habe ich ihr anvertraut. Ihre Befehle sind die meinen.“

„Sie heiraten!“ rief Lila aus. „Herrn Bentoff?“

Unmut blitzte in Marguerites Augen auf. Noch nie war Lilas Stellung so gefährdet gewesen.

„Ich heirate Herrn Lattimer Morton.“

Nichts konnte Lila mehr retten. „Ach, der Herr, der den Mantel . . .?“ Plötzlich schwieg sie; es war Maude gelungen, ihr auf den Fuß zu treten.

„Wir haben im Augenblick wenig Aufträge auszuführen“, fuhr die Laval fort, „und obwohl ich hoffe, daß Sie viel zu tun haben werden, wird die Saison wahrscheinlich ruhig verlaufen. Kate wird anordnen, was nötig ist.“

Maude überlegte, ob sie nicht eine bessere Stellung für Lila und für sich suchen sollte. Die Laval war die Seele vom Geschäft. Ohne sie würde es zusammenschrumpfen. Sie wünschte, die Laval hätte in einer weniger flauen Saison an einen Gatten gedacht, aber die Leute waren eben nie vernünftig, wenn sie heirateten.

„Das ist eine große Neuigkeit, Madame!“ sagte sie.  
„Wir wünschen Ihnen alles Gute. Er ist ein ansehnlicher, schöner Mann, nicht wahr? Ich mochte ihn von Anfang an gern. Wenn ich jemals einen Mann bekomme, ist er hoffentlich ebenso stattlich!“

Kate glaubte, die Lادتür zuschlagen zu hören und wollte nachsehen, wer hereingekommen sei; aber es war schwer, sich von diesen Erörterungen hier loszureißen.

„Werden Sie das Geschäft behalten?“ fragte Maude.

„Herr Morton wünscht, daß ich es aufgebe.“

„Die Männer glauben immer, daß das so einfach sei“, überlegte Maude.

„Aber vorläufig werde ich es noch behalten. Tatsächlich würde ich mich ohne das Geschäft recht verlassen fühlen. Wenn wir zurückkommen, werde ich mindestens noch diese Saison bis zu Ende mitmachen.“

„Ach bitte, geben Sie es nicht auf, Madame! Lila und ich, wir haben uns hier so wohlgeföhlt. Sie waren immer . . .“

An der Bürotür stand, mit dem Hut in der Hand, jener fremdländisch aussehende Mann, dessen aufregendes Gespräch mit Marguerite Kate vor einigen Wochen mit angehört hatte. Die vier Frauen sahen ihn an. Kate fand ihn heute heiter, selbstbewußt. Schnell blickte sie zu Marguerite hinüber, so rasch, daß sie noch einen Schatten von Beunruhigung wahrnehmen konnte, ehe ihr Gesichtsausdruck sich in Entschlossenheit verwandelte.

„Komm herein, George! Da du einmal hier bist, kannst auch du die Neuigkeiten mit anhören.“

Er verbeugte sich und überschritt die Schwelle. „Gute Neuigkeiten, hoffe ich!“

„Die allerbesten. Ich werde morgen heiraten.“

Kate erwartete, daß er Bedauern oder Enttäuschung zeigen würde, aber seine Höflichkeit blieb vollendet.

„Keiner hat ein größeres Recht als ich“, sagte er, „dir Glück zu wünschen. Von ganzem Herzen!“

Kate sah, wie Marguerites Gesicht sich entspannte und plötzlich freundlich wurde. „Du bist so großmütig wie du immer warst“, sagte sie.

Er verbeugte sich abermals. „Ich bin wie stets dein ergebener Bewunderer, Marguerite. Ich beabsichtige, daran nichts zu ändern.“

Scheinbar hatten sie sich nichts weiter zu sagen, und Maude und Lila, die sich nicht ganz am Platze fühlten, schlüpfen in den Laden zurück. Der Mann näherte sich dem Schreibtisch der Laval.

„Ich fahre Mittwoch nach Europa.“

Marguerite nahm seine ausgestreckte Hand. Kate hatte den Eindruck, als ob sie einen leichten Plauderton anschlüge, um etwas Tieferliegendes zu verdecken.

„Wieder einmal Europa? Wie nett! Welches Schiff?“

„Die Manhattan. Mein Lieblingsschiff fährt Mittwoch nicht.“

„Aber das amerikanische Schiff ist eins der besten!“

„Ja, das hörte ich.“

Er verbeugte sich vor ihr, dann — sich erinnernd — auch vor Kate, dann sah er von der Tür zurück.

„Ich kam, um mich zu erkundigen, ob du zur Vernunft gekommen bist und deine Meinung geändert hast. Diese Heirat da ist keine endgültige Antwort; ich schiebe die Frage nur auf.“

Sein Ton klang höflich, aber Kate vernahm eine Drohung darin. Sie blickte schnell auf Marguerite und sah in ihrem Gesicht einen Schimmer von Ärger und Kälte.

„Wir haben uns Lebewohl gesagt.“

Er verbeugte sich ironisch. „Dir Lebewohl sagen, Marguerite? Ich wüßte nicht, wie man das über die Lippen brächte.“

## XXII

„Ich bin froh, daß du endlich jemand gefunden hast, und in meinen Augen kannst du gar nicht glücklich genug sein!“

Bob war auf dem schnellsten Wege vom Bahnhof gekommen, er stand neben dem Schreibtisch und blickte seinen Vater an. Seitdem er das Telegramm bekommen hatte, war er damit beschäftigt gewesen, diese schlichte Rede vorzubereiten.

„Du bist immer so großartig zu mir gewesen!“

Morton nahm herzlich seine Hand. „Es wird sich nichts zwischen uns ändern, Junge. Ich rechne auf dich!“

Leise erschien Muri in seiner weißen Jacke an der Tür.

„Welcher Anzug war es doch, der aufgebügelt werden sollte, Herr Morton?“

„Der dunkelblaue.“

Muri verbeugte sich und stahl sich fort.

„Wie lange wirst du fortbleiben, Dad?“

„Nicht länger als einen Monat, höchstens.“

Bob nickte. „Ich glaube, ich selbst werde im Juni heiraten. Oder ich werde dir nacheifern und unerwartet auf und davon gehen.“

Morton lachte. „Gut. Aber sei so nett und warne mich vorher!“

„Achtundvierzig Stunden“, sagte Bob. „Das war die Frist, die du mir gelassen hast. Ich habe mir das wohl gemerkt.“

Der ältere Mann legte seine Hand auf die Schulter seines Jungen. „Sie wird dir gefallen! Ich wünschte, daß sie dir sehr gefällt!“

„Aber gewiß! Ich würde mit jeder Frau auskommen, die dir etwas bedeutet.“

Eine Stunde später warf er den ersten Blick auf die neue Frau seines Vaters. Morton ließ ihn vor Marguerites Wohnung einen Augenblick allein im Wagen, und als sie zusammen herauskamen, war Bob gerührt über das glückliche Gesicht des älteren Mannes, über seine jugendhafte Freude. Obgleich seine Augen sich zuerst seinem Vater zuwandten, blickte er natürlich nur noch eindringlicher die elegante Frau in dem dunklen, knappsitzenden Kleide an.

„Dies ist mein Sohn“, sagte Lattimer stolz.

Bob fand für sich, daß die schwarzen Augen herrlich und beruhigend waren, wenn auch ein bißchen spöttisch.

„Sie also sind der Musterknabe? Ich habe darauf gebrannt, Sie kennenzulernen. Kate vergoldet Ihr Bild, Ihr Vater zeigt Sie mir auf einem Sockel. Ich bin zur Verehrung bereit!“

In ihrem Ton lag kein Sarkasmus, er war voller Herzlichkeit, er klang leicht scherzend und freundschaftlich.

Vor dem Hause der Mitchells warteten sein Vater und Marguerite im Wagen, während Bob die Treppen hinauf lief. Kate, fix und fertig, den Hut auf dem Kopf, öffnete ihm. Er wollte Kate küssen, aber Frau Mitchell störte sie.

„Vergeßt die Blumen nicht!“

Kate nahm den Strauß auf, und Bob klemmte ihn unter den Arm.

„Was wollt ihr bei solch einer standesamtlichen Trauung nur mit Blumen!“ rief Frau Mitchell. „Ich habe selbst ja noch keine mitgemacht. Trägt der Bürgermeister einen

Talar — oder wer traut Sie überhaupt? Diese Halbheiten sind nicht nach meinem Sinn. Für mich wird eine Ehe entweder vor dem Altar oder im Verborgenen geschlossen.“

Auf der Treppe blieb Bob plötzlich stehen, lehnte den Strauß gegen die Wand, durchsuchte seine Taschen und zog einen Brief hervor.

„Sag, Kate, hast du den Brief bei dir, in dem ich neulich über die Laval schrieb?“

Ja, sie hatte ihn noch in ihrer Handtasche.

„Darf ich ihn haben?“

Er legte ihn auf jenen Brief, den Kate über seinen Vater an ihn geschrieben hatte, und zerriß beide in kleine Stücke.

„So, nun ist das ein für allemal erledigt!“ sagte er entschieden. „Ich habe sie gern, du hast ihn gern, und wir fangen alle von vorn an!“

Ein oder zwei Häuser weiter stand auf dem Bürgersteig ein leerer Müllkasten. Er warf die Papierschnitzel hinein, bevor er in den Wagen stieg. Kate sagte im Augenblick nichts, aber er fühlte ihre Zustimmung. Und indem er bei der kurzen Zeremonie in dem kahlen Büro des Standesbeamten ihr Gesicht beobachtete, sagte er sich, daß die Vergangenheit nun endgültig begraben sei und daß ihre Zweifel über seinen Vater niemals wiederkehren würden.

Er war es, der sich nach den Flitterwochenplänen erkundigte, als der Wagen zum Hochzeitsfrühstück nach Lynhurst fuhr. Aus innerem Antrieb begann er, seine neue Mutter mit ihrem Vornamen anzureden.

„Wo will er Sie hinbringen, Marguerite?“

Sorglos zuckte sie mit den Schultern. „Als gute Frau überlasse ich alles ihm. Er will mich überraschen.“

„Warum soll ich es nicht jetzt schon verraten“, sagte



ihr Mann. „Wir werden morgen mit der Manhattan in See gehen.“

„Nein!“ rief sie mit einer Heftigkeit aus, die alle bestürzte. Aber sofort begann sie zu lachen, — nervös zu lachen, fand Bob. „Wie albern von mir, Lattimer. Aber du hast mich so völlig überrumpelt. Nie und nimmer hätte ich an Europa gedacht!“

„Aber das versteht sich doch beinahe von selbst?“

Sie lächelte zu ihm hinauf. Etwas in ihrem Lächeln quälte Bob.

„Ich hatte gehofft“, sagte sie, „daß du mich nach Palm Beach bringen würdest!“

Morton schob die Schultern vor, um sie genauer ansehen zu können.

„Palm Beach! Jetzt ist das Wundern an mir!“

„Ich bin noch nie dort gewesen“, sagte sie entschuldigend.

Er lehnte sich wieder zurück. „Du hast nicht viel versäumt! Du würdest alle deine alten New Yorker Freunde dort finden und alle jene Annehmlichkeiten zur Milderung der Prohibition — Flüsterkneipen, Gin in Badetuben und so fort.“

„Aber ich möchte es so gern einmal sehen“, beharrte sie. „Die meisten meiner Kundinnen sind augenblicklich unten.“

„Nun gut, wenn du es wirklich wünschst . . .“

„Wirklich, Lattimer!“

### XXIII

Später am Nachmittag las sie die Berichte über ihre Hochzeit in den Abendblättern. Bevor sie in den Zug stie-

gen, hatte Lattimer ihr am Zeitungsstand von jedem Blatt ein Exemplar gekauft. In ihrem Abteil wuchs auf dem gegenüberliegenden Sitz rasch ein Haufen von weggeworfenen Blättern in die Höhe; das waren jene Teile der Zeitungen, die sie nicht interessierten.

Sie sausten gerade an Rahway vorbei, als sie bei einem Bericht angelangt war, der die anderen an Länge übertraf.

„Lattimer!“ rief sie. „Hör dir das an! Hier steht, daß wir an Bord der *Manhattan* gehen!“

„Das stammt wahrscheinlich von meinem Büro“, antwortete er sorglos. „Ich ließ von dort über unsere Pläne Auskunft erteilen. Schiffskarten kannst du zwar zurückgeben, aber eine Zeitungsnotiz kannst du nicht widerrufen.“

Sie las weiter, und er saß da und beobachtete sie, glücklich und zufrieden.

„Marguerite, warum wolltest du eigentlich durchaus nach Palm Beach?“

„Ich sagte es dir doch — ich möchte es so gern kennenlernen.“

Dann legte sie wie absichtslos die Zeitungen beiseite und schmiegte sich dicht an ihn. Ihr Gesicht hatte einen liebevollen Ausdruck.

## Zweiter Teil

### VERFOLGUNG

#### I

Diesen zweiten Teil der Geschichte, die Tage in Palm Beach, hörte ich von Lattimer und Marguerite, aber hauptsächlich von Lattimer. Bentoffs Darstellung der Geschehnisse würde mich ganz besonders interessieren.

Teils habe ich versucht, niederzuschreiben, was mir erzählt wurde, teils habe ich mir die Freiheit genommen, erläuternde Bemerkungen zu machen. Für Lattimer waren diese Zwischenfälle während seiner Flitterwochen in einer verteufelten Weise aufregend; er erzählte mir, daß die Spannung von Stunde zu Stunde wuchs, zuerst durch seine eigenen vergifteten Gedanken, dann durch seinen begreiflichen Schrecken bei dem Zusammentreffen mit Bentoff. Meinen Lesern werden die Kapitel nicht sonderlich eindrucksvoll, vielleicht sogar eintönig erscheinen, — besonders den Lesern und den Leserinnen, die selbst noch keine Flitterwochen erlebt haben.

Ich, der ich diese merkwürdige Feuerprobe selbst zu bestehen hatte, sehe gerade in der Eintönigkeit von Lattimers Ferien mit Marguerite etwas sehr Wahres. Eine Ehe, die die Flitterwochen überstehen kann, kann alles überstehen. Die jungen Vermählten entziehen sich geflissentlich allen ihren sonstigen Beschäftigungen und Zer-

streuungen — in der Annahme, denke ich mir —, daß eine unaufhörliche Ekstase beständig und ungestört auf ihrem Höhepunkt sich erhalten könnte. Aber keine Ekstase ist beständig. Nachdem das Liebesverlangen zunächst einmal erfüllt ist, muß eine Pause eintreten, damit die Liebe sich neu sammeln kann; in dieser Pause sieht der Mann seine Frau an, und sie sieht ihn an, und beide fragen sich, wie die Zeit ausgefüllt werden soll. Lattimers Vorhaben, nach Europa zu gehen, war einer der sichersten Wege; denn in Europa können die Neuvermählten Architektur studieren, eine unübertreffliche Beschäftigung zur Ausfüllung jener Pausen. Aber in Palm Beach hat man nur seine Reisegegnossen, denen man möglichst ausweicht, und sodann die Natur, die es dort unten auf ganz eigene Weise versteht, einen an sich selbst denken zu lassen.

An jedem Ort jedoch enden die Flitterwochen damit, daß man mit den Nerven herunter und froh ist, nach Hause zu kommen. Das heißt: froh, dorthin zurückzukehren, wo man seinen Lebensgefährten lieben kann, ohne sich allzu stark auf ihn konzentrieren zu müssen.

Der arme Lattimer sorgte, wie jeder andere Bräutigam mit beschränktem Talent, für Abwechslung. Selbst wenn er nicht eifersüchtig gewesen wäre, hätte die Eintönigkeit allein schon genügt, daß kein romantisches Melodrama zustande kam. Die Armen, die nicht unterbrechen, die sich keine Flitterwochen leisten können, sondern einfach heiraten und mit ihrer täglichen Arbeit fortfahren, bleiben für gewöhnlich auch von jener Unterbrechung, die da Scheidung heißt, verschont.

Aber ich bin in dieser Geschichte ein Sklave der Tatsachen. Ich führe meinen Lesern nunmehr einen klugen Anwalt vor Augen, der sich — aller Pflichten für eine

Weile ledig — in der Rolle eines glücklichen Liebhabers übt. Und dann ist da noch ein anderer Herr, der von einer Loge aus den Gang der Handlung stört.

## II

Nach seinem eigenen Bericht begann Lattimer gut. Er sagt, daß die dreißig Stunden zwischen New York und dem Golf keine qualvolle Zeit — wie die meisten anderen Reisen — bedeuteten, vielmehr Herz, Gemüt und Sinne in die allerbeste Stimmung versetzten. Als der Zug in West-Palm-Beach einfuhr, bedauerte er ein wenig, daß sie das enge Abteil verlassen mußten, das so viel von alledem einschloß, was er vom Leben begehrt und bisher nicht gefunden hatte. Seine plötzliche Leidenschaft für Marguerite hatte ihn nicht überrascht; wer von uns ist nicht in jedem Lebensalter bereit, sich noch einmal zu beugen, wenn die echte Gottheit sich endlich offenbart? Aber er hatte alle Hoffnung auf die Götter der Liebe längst verloren, sein Wunsch, Marguerite zu heiraten, galt ihrer Klugheit und ihrem Charme, — im voraus gemischt mit einer Bereitschaft zur Nachsicht für alles das, was immer man nach dem besseren Kennenlernen in der Ehe an einer Frau vermissen könnte. Er hatte also keine Vollkommenheit verlangt, aber er hatte sie gefunden. Eine jede der begeisternden Stunden ihrer Reise war eine Offenbarung von Schönheit und Takt, von Zartgefühl und Sympathie und Freude gewesen. Das heißt: für ihn.

Er war tatsächlich sehr verliebt.

Er wünschte sich sehnlich, daß sie an ihm eine ähnliche Entdeckung erlebt hätte. Er bemerkte bei sich ein heftiges Verlangen danach, von ihr bewundert zu werden

— die eindringlichste Form, in der ein Mann seine Abhängigkeit eingestehen kann. Er wurde sich jetzt ihrer stark entwickelten, reifen Persönlichkeit bewußt, und daher galt die Verehrung, die sie ihm abnötigte, auch nicht dem, was sie tat oder sagte, sondern dem, was sie war. Wenn sie ruhig auf ihrem Platze saß, neben ihm oder ihm gegenüber, so war sie in ihrem Schweigen stärker und mehr, als er in allen seinen besten Reden.

Er war nun einmal ein Mann, und so sagte er ihr, daß sie es wäre, die er immer geliebt hätte, und er sprach dabei die Wahrheit; sie aber war eine Frau, und also machte sie dieses Bekenntnis weniger glücklich als er annahm. Von Jugend an hatte er von einer schönen Gemeinschaft geträumt, von einem begehrliehen Körper, einem erlesenen Geist, einem durchdringenden Verstand und einem heiteren Temperament. In dieses Wunderwesen war er verliebt, obwohl es ihm niemals begegnet war; und er erwartete, daß jenes Wunderwesen sich auch in ihn verlieben müßte, sofern sie wirklich einmal aufeinander trafen. Er war — soweit es sich um männliche Dinge handelte — intelligent und erfolgreich. Aber auf seiner Suche nach dem Wunder war er zweimal voreilig gewesen, er hatte am verkehrten Ende begonnen und eine herzliche Zuneigung für den Beweis gehalten, daß das Ziel seiner Wünsche erreicht sei. Ruth Romain war der zweite Irrtum gewesen. Sie besaß tatsächlich einige der Eigenschaften, die er sich erträumt hatte, aber nicht alle. Marguerite war die Erfüllung seiner Wünsche.

„Mein ganzes Leben lang habe ich nach dir gesucht! Und wenn ich mir jemals einbildete, mir aus irgendjemand etwas zu machen, auch dann habe ich dich gemeint!“

Das kam aus ehrlichem Herzen, und er war stolz auf

sein Geständnis, weil es bewies, wie ursprünglich und beständig seine Verehrung für sie war. Er wußte nicht, daß eine Frau um ihretwillen von einem Mann geliebt werden möchte und nicht als spätere Verwirklichung seiner früheren Träume. Marguerite war zu klug, um über diese männliche Empfindungsweise mit ihm zu hadern, sie versuchte, sich über seine Huldigung zu freuen.

Wenn er das Ende der Bahnfahrt bedauerte, so geschah das vielleicht aus einer inneren Warnung heraus, daß der so lange behütete Traum nun in Einklang gebracht werden mußte mit der Welt, die sich vor ihm auftat. Beim Verlassen des letzten Bahnsteigs mochte er die Gefahr spüren, daß jene neugewonnene köstliche Heiterkeit fortan allen unberechenbaren Einwirkungen ausgesetzt war. Marguerite hegte allem Anschein nach keine derartigen Befürchtungen. Sie hatte die Reise entzückend gefunden, sie fand auch ihr Ende entzückend, als sie den bunten Bahnhof sah und die Negerkapelle einen Willkommen-ruß spielen hörte.

„Wie malerisch! Hast du das arrangiert?“

„Ich fürchte, daß sie alle Züge so empfangen!“

„So laß mir doch den Glauben, daß es nur mir gilt!“

„Ich werde dir den Glauben lassen, daß es geräuschvoll ist! Was für ein Spektakel!“

Lachend bestiegen dann beide den Wagen, der sie am Lake Worth entlang fuhr und schließlich nach rechts zur seitlichen Einfahrt vom Whitehall-Hotel abbog.

Er hatte ein großes Zimmer auf einem der oberen Stockwerke reservieren lassen. Von ihren Fenstern aus konnten sie die von Palmen beschatteten Alleen sehen, die zum Strand hinunter führten; die allernächste führte zu Breakers-Hotel, das unmittelbar am Strande lag. Südlich

davon standen Sonnenschirme, die aussahen wie bemalte Pilze, nach Norden zu lag das Kasino mit einer weiteren Eisenbahnstation (nicht jene, die sie eben verlassen hatten), und darüber hinaus, noch weiter nördlich, waren wieder Palmen.

„Dort sind die Privatvillen“, bemerkte Marguerite.

Er stand neben ihr und hatte den Arm um sie gelegt.

„Was ist das für ein großes Gebäude links?“

„Oh, das ist das Royal Poinciana, ein altes Hotel. Jetzt ist es nicht mehr im Betrieb. Sieh mal alle diese Stühle, die ganze Straße entlang! In Palm Beach geht niemand einen Schritt.“

Er folgte nicht der Richtung ihres Fingers; seine Blicke ruhten mit Bewunderung auf ihr.

„Du liest in Plätzen, wie du in Menschen liest, nicht wahr? Du redest so, als ob du das alles schon seit langem kennst!“

Sie lachte und reckte sich empor, um ihn zu küssen. „Nun erlebe ich also selbst das Ende der Geschichte, die meine Kundinnen immer erzählen. Jeden Winter schwatzen sie, und ich muß zuhören.“

Ihr Leben zerfiel alsbald in einen privaten und einen öffentlichen Teil; Zurückgezogenheit in Palm Beach zu erreichen, war eine Heldentat. Sie wünschten, allein zu sein. Sie entflohen dem Badebetrieb mit seinen organisierten Vergnügungen, und immer fand er sie zuvorkommend, nobel und empfindsam, ganz jenes Wesen, das er dereinst bei den Begegnungen im Laden gehaut hatte. Er war sicher, daß auch sie jene Stunden, fern der aufgeputzten Welt, sehr genoß, im Schutze ihres Zimmers oder in der von ihnen selbst geschaffenen Zurückgezogenheit, segelnd, schwimmend oder auf den Inseln entlang spazierend.



Aber auch an einem geringeren Vergnügen nahm sie zu seiner Freude lebhaften Anteil: an der Beobachtung der herkömmlichen Ruhelosigkeit der anderen Badegäste, die sich wie eine Herde durch die für Mahlzeiten, Baden, Spielen, Trinken bestimmten Stunden bewegten, — immer am geeigneten Platze und in passender Kleidung, beständig auf der Jagd nach Vergnügungen. Wäre er ohne sie hiergewesen, hätte ihn diese Parade belästigt; aber in ihrer Gesellschaft konnte er mit beißendem Witz oder in freundlicherer Lustspielstimmung zusehen. Seit ihrer Heirat war die Reserve, für die sie bekannt war, verschwunden, und lebhaft erläuterte sie jeden Szenenwechsel und lachte über die kostspieligen Schwächen, die — wie er das vorausgesagt hatte — von ihrer nördlichen Stadt hierher verlegt worden waren. Die intimen Cocktail-Bars reizten sie, die unaufhörlich im großen Stil an dem Alkoholverbot verdienten.

„Ich liebe den Ausdruck in ihren Gesichtern“, vertraute sie ihm an. „Es ist gerade so wie im Kasino von Central-Park! Sieh einmal jenen Tisch!“ Sie deutete auf eine nicht mehr junge Gruppe, die schon eine ganze Zeit lang mit Witze-Erzählen Fröhlichkeit vorzutäuschen suchte. Man wartete aber das Ende einer Geschichte nicht erst ab, sondern lachte im Chor schon vom ersten Wort an. „Sie werden noch glücklicher sein“, meinte Marguerite, „wenn die New Yorker Zeitungen berichten, daß sie heut nachmittag hier waren!“

Er war froh, daß ihre Heirat sie so gelöst und heiter gemacht hatte. Ihm selbst hatte die Ehe eine bisher unbekannte Ruhe geschenkt, ein Entzücken, ein Wunder, wie er es nicht wiederzufinden erwartet hatte — nein, wie er es vorher noch nie gefunden hatte. Ihr Charme offen-

barte sich ihm mehr und mehr. Die nebensächlichste Unternehmung hatte für ihn romantische und reizvolle Lichter.

Sie hatte ihm von ihrer Vorliebe für das Schwimmen erzählt und wollte nicht im Meer, vor Breakers-Hotel, damit beginnen, sondern im Schwimmbad. Als sie aus der Ankleidekabine auftauchte, mußte er über ihr Kostüm lächeln. Er selbst hatte sich einen Schwimmanzug mitgebracht, den er schon ziemlich fortschrittlich fand, ein knappes Ding, unter den Armen weit ausgeschnitten. Hier trugen die Männer natürlich nur Badehosen. Marguerite jedoch erschien angetan mit einem blauen Höschen — Hosen wäre zu viel gesagt — und dazu hatte sie ein gestreiftes Taschentuch dekorativ über ihre Brüste gebunden, und ein anderes rotes Taschentuch über ihre Badekappe. Ihre Kühnheit bekümmerte ihn nicht. Er hatte wie sie das Gefühl, daß es eine Schande sein würde, in dieser ursprünglichen Landschaft, unter dieser glühenden Sonne einen so schönen Körper zu verbergen. Es war seine Göttin, was sich hier im Bade zu ihm gesellte.

Seine Göttin konnte erstaunlich gut schwimmen, mit einer solchen Gewandtheit, daß er weit hinter ihr zurückbleiben mußte. Vor ein paar Jahren hatte er noch mit einiger Mühe das Kraulen gelernt, damit Bob ihn für voll nehmen sollte, — sie aber glitt wie ein Fisch durch das Wasser.

„Wo hast du das gelernt?“ fragte er, als er sie einholte.

„Ach, das kam so ganz von selbst.“

„So etwas kann man nicht von Natur aus, du hast guten Unterricht gehabt!“

„Ja“, gab sie zu, und dann, nebenhin: „Ein berühmter Schwimmer zeigte mir Tricks, gleich nachdem ich in Amerika angekommen war.“

Es war vergnüglicher, zu beobachten, wie sie mit unvergleichlicher Leichtigkeit durch das Wasser kraulte oder in tadellosen Bogen tauchte, als selbst zu üben; so hatte er sich bald auf die Seite des Schwimmbades begeben, wo er ausruhte, sich über ihre Talente wunderte und sich fragte, wie sie die Zeit zur Pflege dieser Talente gefunden hatte. Dann dachte er über die neue Erkenntnis nach, daß das, was er in der Stadt bewundert hatte, nur ein Teil ihres Wesens war.

Auch andere fanden es nett, sie zu beobachten; endlich bemerkte er die Zuschauer und ärgerte sich. Er glaubte, daß sie am Meer eine völlig einsame Stelle finden würden. Er bat sie, mit ihm zum Strande zu gehen. Sie war wie immer der gute Kamerad und sofort bereit. Sie schwammen so weit hinaus, als es sicher war, und bildeten sich ein, den Himmel und den Ozean für sich allein zu haben; aber als sie auf dem Strand ausruhen wollten, bemerkte er abermals viele störende Augen. Die Faulenzer unter den Sonnenschirmen, die Gruppen und Paare, die Sonnenbäder nahmen: alle wandten die Köpfe nach dieser auffallenden Gestalt, um sie auf verschiedene Art zu bewundern.

Nun dachte er daran, auf die Inseln zu gehen, auf jene sandigen Bänke in der Nähe der Küste, die grün von Agaven und windgebeugten Palmen, aber am äußersten Rande kahl und unfruchtbar waren und flach in das Wasser übergingen. Er konnte sich nichts vorstellen, das mehr jener einsamen Insel geglichen hätte, nach der sie sich beide sehnten.

Die Inseln begannen einige Meilen südlich. Am Tage nach ihrem Versuch im Schwimmbad mietete er ein schnelles Motorboot für den Nachmittag, und mit Strandan-

zügen über ihrem Badedreß gingen sie auf die Entdeckungsreise. Der Mann, der das Boot steuerte, hatte auch vorher schon Hochzeitsreisende gesehen — oder Paare, die sich dafür ausgaben. Er machte sich erfreulich unsichtbar.

Sie suchten sich eine Insel mit einer riesigen sandigen Landspitze aus; Lattimer ließ das Boot an einer Stelle anlegen, wo der kleine Hügelrücken der Insel noch hoch genug war, um den weiteren Strand zu verbergen.

„Warten Sie hier auf uns“, sagte er zu dem Manne. „Wir werden von der anderen Seite aus schwimmen.“

Offensichtlich war dies kein neuartiger Einfall. Der Mann nickte und holte seine Pfeife heraus, um sich über eine lange Wartezeit hinwegzuträsten.

„Passen Sie auf die Haifische auf!“ rief er ihnen noch nach.

Hinter dem Abhang des kleinen Hügels, wo er sie nicht mehr sehen konnte, fanden sie ihr Paradies.

„Hier wollen wir in Zukunft immer sein!“ rief sie aus.

„Ja, immer!“

Sie gaben acht auf die Haifische und hielten sich an seichten Stellen auf, oder sie kamen heraus, ruhten auf dem Strande und vergaßen die Zeit.

„Weißt du“, ereiferte er sich, „es ist fast eine Sünde, hier alle diese Sachen zu tragen!“

Sie schlüpfte, als ob sie nur auf diese Worte gewartet hätte, aus dem Badehöschen und dem Tuch und stürzte sich wieder in das Wasser; er folgte ihr, etwas fassungslos über diese Kühnheit, aber trotzdem begeistert.

„Der Bootsmann kann jeden Augenblick nach uns sehen“, lachte er, „um sich zu vergewissern, daß die Haifische uns nicht fressen!“

„Das wird er nicht!“ lachte sie. „Er ist zu klug.“

Und nach einer kleinen Weile gab er zu, daß es überhaupt nicht das geringste ausmachte. Ihre alte Welt lag hinter ihnen. Sie waren die beiden Fische in der See, von denen Walt Whitman gesprochen hatte.

Als sie wieder am Strande lagen, hatte er das Gefühl, daß sie nun eigentlich ihre Hose anziehen und das Taschentuch umbinden könnte, aber es schien ihm kleinlich, daran zu mahnen. Sie ließen sich in der Sonne trocknen, wurden müde, schiefen für einen Augenblick ein, dann zogen sie widerwillig ihre Strandanzüge an und suchten den geduldigen Bootsmann wieder auf.

Vielleicht war dies ihre glücklichste Stunde, aber unter so vielen beglückenden Erlebnissen war das schwer herauszufinden. Er entdeckte, daß ihr Motorboote keinen Spaß machten, allenfalls als Fahrzeug zu der Stelle, die ihr Lieblingsbadeplatz wurde; aber sie segelte leidenschaftlich gern. Ein gutes Omen, dachte er. Am Worth-See gab es kleine Boote, und am Spätnachmittag konnten sie auf jenem stillen Wasser segeln, bis in den Abend hinein — sie konnte die Mannschaft spielen oder neben ihm sitzen, die Ruderpinne halten und ihre Hand in die seine legen.

Golf versuchten sie nur einmal; sie verstand von diesem Spiel nichts, er versicherte ihr aber, daß sie es bald lernen würde. „Wozu Zeit verschwenden mit einem so langweiligen Schüler?“ fragte sie und weigerte sich, wieder hinzugehen. Wenn er sie nicht ermutigte, sein Lieblingsspiel zu erlernen, so zum Teil deshalb, weil sie in ihrem Sportdreiß reizend aussah und weil die Leute im Klub ihre Gesellschaft suchten.

Das Schwimmen und die Sonnenbäder hatten am Ende der ersten Woche seine bräunliche Farbe noch vertieft und

ihrer dunklen Haut einen Bronzeton verliehen. Am Ende der zweiten Woche hatte er jenen Ferienhöhepunkt erreicht, an dem die Ruhe ihre Wirkung übt, die Nerven erneuert sind und die Energie wieder nach Taten verlangt. Seinetwegen hätte mit dem Herumbummeln jetzt eigentlich Schluß sein können. Marguerite jedoch gab sich — nach der belustigenden Munterkeit der ersten Tage — allmählich einem südlichen Hang zur Trägheit hin. Sie machte sich selbst über ihre Faulheit lustig, aber nachmittags liebte sie ein Schläfchen.

„Ich bin nicht richtig müde“, erklärte sie. „Es ist das Klima. Ich habe immer gehört, daß man im Anfang matt ist und sich erst später eingewöhnt und eine Liebelei beginnt. Daß du niemals ohne mich hierhergehst, Lattimer!“

„Wenn du gern noch etwas anderes von diesem Lande sehen möchtest“, schlug er vor, „so könnten wir es mit Orleans oder Galveston versuchen.“

„Ach, wollen wir doch lieber hierbleiben!“ drängte sie.

„Gefällt es dir hier noch immer?“

„Nicht an sich, aber weil du mit mir hier bist.“

„In New Orleans würde ich doch auch bei dir sein!“

Sie meinte es ernst. „In New Orleans würden wir an Europa denken müssen, nicht wahr? An das alte Frankreich oder an die spanische Kolonialzeit. Palm Beach ist nichts als Palm Beach. — Ich möchte gern, daß unsere einzigartige Liebe mit diesem einzigartigen Ort verbunden bleibt.“

Wenn er den Abschluß dieser südlichen Ferien anregte, so deshalb, weil er ein noch tieferes Glück in der Welt der Arbeit ahnte, in der sie für immer Kameraden bleiben konnten. Diese trägen Stunden waren zwar schön, waren jedoch nur ein Vorspiel. Dieses köstliche Faulenzen nahm

ihre Kräfte nur oberflächlich in Anspruch. Er sehnte sich glühend nach ihrem richtigen, großartigen, gemeinsamen Leben, aber da sie jeden Augenblick dieser Zwischenzeit so sehr genoß, wartete er gern auf den nächsten Schauplatz ihrer Glückseligkeit. Es konnte sich ja um einen Aufschub von nur wenigen Tagen handeln.

Ihr Leben hatte schließlich einen gewissen Rhythmus angenommen, wie bei den anderen Badegästen in Palm-Beach auch, jedoch nach ihrem persönlichen Geschmack. Sie schwammen und segelten oder machten lange Spaziergänge; manchmal aßen sie bei Seminole Mittag und besuchten hin und wieder das Kasino, um beim Roulette zuzusehen. Und gelegentlich fanden sie auch eine wohlthuende Einsamkeit vor dem breiten Vorderportal vom Whitehall-Hotel in zwei von den zahllosen Stühlen, wenn alle übrigen Gäste irgendwie anders beschäftigt waren. Während ihres täglichen, ungefähr halbstündigen Schläfchens, das ihr zur Gewohnheit geworden war, ging Lat-timer am Strand spazieren, oder las ein Buch, manchmal neben ihr sitzend, manchmal vor dem Haus. Ihr Eehimmel war wolkenlos.

### III

Eines Nachmittags führte ihn sein Spaziergang zum Kasino. Was zog ihn dorthin? Er wußte nur, daß ihm für diesen Augenblick der überfüllte Spieltisch mehr zusagte als der überfüllte Strand. Er liebte es, die Gesichter der Spieler zu studieren, das Verbergen der Erregung, die unbezwingliche Hoffnung, die offenbare Verzweiflung. In Monte Carlo hatte er das alles in noch größerem und stärkerem Ausmaß gesehen, aber — Marguerite hatte ihn dar-

auf aufmerksam gemacht — man konnte auch hier im kleinen dieselben Anzeichen bei diesen nicht ganz so abgehetzten Spielern erkennen, die nur Erholung und Vergnügen zu suchen glaubten.

Einen Augenblick blieb er in geringer Entfernung der Tische stehen, dann fand er einen Stuhl, der für einen guten Überblick gerade richtig stand. Ein anderer Mann, dicht neben ihm, hatte dieselbe Absicht. Lattimer blickte ihn an, und beide verbeugten sich mit der üblichen Höflichkeit von internationalen Reisenden.

„Ein interessanter Anblick“, bemerkte der Mann und rechnete damit, verstanden zu werden.

„Sehr seltsam“, stimmte Lattimer zu. „Oder auch nicht, — je nach unserer eigenen Einstellung. Es ist die älteste aller Religionen.“

Der andere Mann nickte. „Die Anbetung des Zufalls.“

Seine Erscheinung wirkte exotisch, fremdartig, vielleicht gehörte er irgendeiner südlichen Rasse an, aber sein Englisch war vollendet; wenigstens merkte man keine Spur von Akzent in seinen eigentümlichen kurzen Sätzen, obgleich seine Worte vielleicht ein wenig zu sorgfältig gewählt waren, um ganz korrekt zu wirken. Er war groß und gut gebaut, und auch ohne seine bräunliche Palm-Beach-Farbe hätte er — wie Marguerite — eine elfenbein-farbene Haut gehabt. Er trug weiße Flanellhosen, eine blaue Sportjacke mit Metallknöpfen und weiße Schuhe mit einem Durchbruchmuster. Das Gesicht fiel Lattimer auf: es ließ auf Feinheit, Klugheit und viel Temperament schließen und verriet, wenn nicht gute Herkunft, so doch zum mindesten gute Erziehung. Lattimer stellte die Herkunft lediglich in Frage im Hinblick auf das Taschentuch, dessen eine Ecke der Mann sorgfältig aus der Brusttasche



der Sportjacke herausgezogen hatte. Morton konnte das Taschentuch nicht billigen.

„Haben Sie jemals darüber nachgedacht“, fragte der Mann, „was uns dazu reizt, die großen Gefahren des Lebens zu suchen? Unter irgendwelchen Vorwänden versuchen die Männer, sich der Macht des Zufalls auszuliefern; der Zufall beherrscht uns alle – in jedem Fall. Ich sprach von Männern, aber ich meine auch Frauen.“

Er lächelte und zeigte die schönsten weißen Zähne. Morton entschied, daß er außer Frage von Übersee war; Europäer besaßen mehr Übung in philosophischen Betrachtungen, während der Amerikaner in solchen Fällen das Feld lieber den Gelehrten überließ.

„So befinden wir uns also sämtlich in der Macht des Zufalls?“

„Vollständig. Es ist nur ein anderer Name für: Schicksal. Es sieht zufällig aus, wenn wir es erleben, aber unvermeidlich, wenn wir zurückblicken.“

Lattimer rauchte schweigend weiter, beobachtete die Spieler, dachte aber an die Zufälle, die seine Heirat mit Marguerite beschleunigt hatten.

„Ihre Einstellung“, bemerkte er freundlich, „hebt all unser planvolles Handeln auf, nicht wahr?“

„Vollkommen“, sagte der Mann. „Wenn ich Geschichte schreiben müßte, würde ich die ironische Wahrheit betonen, daß menschliche Pläne der vollständigste Beweis menschlicher Unwissenheit sind. Wir geben uns alle die größte Mühe, die Welt zu retten oder zu verbessern – und setzen dem Unbekannten nur ein weiteres Denkmal.“

„Sie sind nicht zufällig Republikaner, wie?“ fragte Lattimer. „Diese Partei sucht nämlich Material für ihre Wahlkampagne.“

Der Mann lachte. „Ich habe unter keiner Regierung gelebt, der ich nicht entfliehen konnte. Die Amerikaner haben ein Gesetz gegen diese Glücksspiele hier, ebenso gegen all dieses Trinken, aber sie bestehen darauf, frei zu sein. Sie sagen hier in Ihrem Land: wir haben eine Chance. In Wirklichkeit eilen sie nur ihrem Schicksal entgegen.“

„Und welches wäre das?“

Der Mann zuckte die Schultern. „Das wird sich herausstellen, nachdem es eingetreten ist.“

Ihr Gespräch hätte jeden Augenblick beendet sein können, da der Mann augenscheinlich nicht den Wunsch hatte, diese zufällige Bekanntschaft gewaltsam fortzusetzen oder weiter zu entwickeln, aber Morton fand ihn interessant. Es war das erste anregende Gespräch, das er in Palm-Beach mit einem Fremden führte.

„Ihre Philosophie würde jede Wissenschaft ad absurdum führen“, deutete er an.

„Nun, die Wissenschaft ist doch der beste Beweis! Aber vielleicht sind Sie Wissenschaftler?“ fragte er höflich aus gesellschaftlicher Vorsicht.

„Nein, ich bin Anwalt.“

„Ah! Sie beten den Zufall unter dem Namen Logik an! Eine der anziehendsten Formen.“

„Aus diesem Gesichtswinkel hatte ich es bisher noch nicht betrachtet.“

„Aber scheint es nicht tatsächlich so, wenn Sie die Entwicklung der menschlichen Gerechtigkeit betrachten und dazu ihre Ergebnislosigkeit?“

„In der Vergangenheit, natürlich“, gab Lattimer zu, „aber wir schmeicheln uns, es heute besser zu machen. Zum mindesten in individuellen Fällen können wir doch einigen Fortschritt nachweisen.“

„Gibt es das?“ fragte der Mann. „Ist die Einbildung, daß wir ein privates oder persönliches Leben haben, nicht nur eine Illusion? Sie hält unsere Eigenliebe aufrecht, aber wenn wir die Vergangenheit — die allein verständlich ist — studieren, dann sehen wir, daß auch das Individuum einigen unerbittlichen Gesetzen unterliegt.“

„Sie erteilen der Vergangenheit eine schreckliche Wichtigkeit.“

„Kaum zu sehr. Sie ist unser einziger Lehrmeister.“

Lattimer lächelte ein wenig unbehaglich. „Einen so vollkommenen Fatalisten habe ich noch nie getroffen!“

„Dann sind Sie bisher niemals einem freien Mann begegnet.“

„Sie meinen damit, daß Sie Ihr Leben nicht planvoll führen?“

Obleich der Mann lachte, schien es Lattimer, als ob er plötzlich traurig dreinschaute.

„Früher versuchte ich es — aber jetzt weiß ich es besser.“

Das Gespräch wäre wieder eingeschlafen, wenn Morton nicht eine neue Frage gestellt hätte.

„Ich nehme an, Sie sind kein Amerikaner.“

„Nein.“

„Und kein Wissenschaftler.“

Der Mann lachte. „Nur sehr indirekt. Ich glaube, ein Juwelier zu sein. Das heißt, ich handle mit kostbaren Steinen.“

„Aha“, sagte Lattimer, „wenn Sie an Frauen Diamanten verkaufen, kann ich verstehen, daß Sie aus Selbstverteidigung zu dieser fatalistischen Philosophie kommen.“

Der Mann berichtigte ihn. „Nein, die Erfahrungen mit Frauen haben vielmehr meinen Sinn für Komödie geweckt.“

Morton fühlte sich durch diese Bemerkung irgendwie verletzt. Er sprang auf ein anderes Thema über. „Sicherlich kennen Sie New York?“

„Sehr wenig. Meine Geschäfte sind in Paris und Madrid.“

„Aber Sie werden in meinem Lande hier einige Bekannte haben?“

„Kaum.“

„Ich nehme an, daß Sie auf einer Geschäftsreise hergekommen sind.“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Ein anderes Beispiel für Schicksal oder Zufall: Ich überquerte den Ozean, um eine alte Freundschaft aufzufrischen, und kaum war ich angekommen, mußte dieser Mensch eine wichtige Reise nach Europa unternehmen. Der Trip war also ganz vergeblich, aber da ich nun einmal hier bin, kam ich nach Palm-Beach, auf das ich sehr neugierig war und von dem man sich Wunderdinge bei uns erzählt.“

Lattimer würde ihn noch weiter gefragt haben, hätte er sich nicht seiner Neugier geschämt. Der Mann beobachtete trotz seiner reizenden Ungezwungenheit eine gewisse Zurückhaltung, und obgleich er bereitwillig die Fragen beantwortete, geschah es mit einer Nachsicht, die man Jugendlichen gegenüber übt. Morton überlegte, daß hier dasselbe Ergebnis einer langen Erfahrung vorlag, das er bei Marguerite bewundert hatte. Dieser Erfahrung gegenüber würde sich ein Amerikaner immer schülerhaft vornehmen.

„Ich hoffe, wir treffen uns wieder“, sagte er. Wenn der Mann mit irgendeinem Zeichen von Sympathie entgegnet hätte, hätte Morton nach seinem Namen gefragt, aber es kam nur die höfliche Antwort:

„Sehr liebenswürdig von Ihnen.“

Das war alles. Lattimer schlenderte am Strand entlang und beobachtete die sonnenverbrannten Gestalten im Wasser oder ausgestreckt auf dem Sand, dann kam er auf der palmenbeschatteten Allee zurück zum Hotel. Marguerite wartete schon angezogen auf ihn, ihre Augen waren ausgeruht und glücklich.

„Bring mich irgendwo hin, mein Liebling!“ rief sie. „Wir wollen etwas ganz Fabelhaftes unternehmen! Ich bin in der richtigen Stimmung!“

Er sah — beinahe so wie zum erstenmal — daß sie sehr schön war. „Was du nur willst.“

„Aber ich möchte, daß du es für mich aussuchst! Welch herrlicher Tag! Als ich aufwachte, dachte ich, wie schnell die Zeit vergeht — und ich habe dir noch nicht im entferntesten zeigen können, wie lieb ich dich habe!“ Sie reckte die Arme empor um ihn zu küssen, und er drückte sie an sich und bewunderte den leidenschaftlichen Ausdruck ihrer Augen.

„Ich traf eben einen ungewöhnlichen Mann“, sagte er, „im Kasino, der einzige intelligente Mensch hier außer uns beiden.“

„Aber ich mache mir nichts aus intelligenten Männern — abgesehen von dir!“

„Er wird uns vielleicht noch einmal begegnen“, sagte Morton. „Ich glaube, er würde dir gefallen.“

„Nur du!“

„Es ist ein bißchen spät heute für einen Besuch auf den Inseln“, überlegte er.

„Ich weiß, was wir unternehmen!“ rief sie aus. „Wir werden das Boot holen und auf dem See segeln, bis die Dunkelheit kommt, und dann können wir hier im Zimmer

zum Abend essen. Ich möchte Stunden und Stunden nur mit dir und niemand sonst zusammen sein.“

Es schien ihm, daß sie zum Klubhafen fast rannte, so als ob irgend jemand ihr folgte. Niemals vorher hatte sie diesen anbetungswürdigen Überschwang gezeigt, noch niemals war sie ihm in ihrem Wesen so nahe. Ohne Worte klangen ihre Seelen zusammen, als sie auf dem stillen Wasser durch die glänzenden Lichter des langen Abends dahinselgelten, vom rosenroten Sonnenuntergang bis zum märchenhaften Aufglühen der tropischen Sterne.

#### IV

Im Untergrund all seines Glücks empfand Lattimer — wie er später sagte — einen stillen Triumph, daß Marguerites unheilvolle Prophezeiungen sich als falsch erwiesen hatten und sein Vertrauen gerechtfertigt gewesen war. Es schien schon Ewigkeiten her, daß sie ihn wegen ihrer Vergangenheit gewarnt hatte vor jener Eifersucht auf andere beglückende Erlebnisse, an denen er keinen Anteil hatte und die nach ihrer Meinung jeden Mann verfolgten. Er hatte mit seinem Glauben recht gehabt, daß sie ein neues, unbeschattetes Leben von der Stunde an beginnen könnten, in der sie eins wurden.

Gewiß, er war während dieser vollkommenen zwei Wochen hin und wieder an ihre Warnung gemahnt worden. Er lachte sich selbst aus, wenn er daran dachte, er hätte sich überhaupt nicht mehr darum gekümmert, wenn Marguerite ihm nicht beigebracht hätte, auf solche Vorfälle zu achten. Unmöglich konnte man ihre Wirkung auf das Konto Eifersucht oder gar Argwohn buchen. Sein Vertrauen in sie war ebenso groß wie seine Liebe. Es

war nach seiner Meinung nur einfach so, daß seine Liebe ihn wachsamer gemacht hatte. Er war ihr dankbar dafür und hätte ihr das auch ausdrücklich gesagt, wenn Worte die Sache nicht zu wichtig gemacht hätten.

Zum Beispiel amüsierte er sich an jenem ersten Tage im Schwimmbad über sich selbst, als sie von jenem berühmten Schwimmer sprach, der in ihrer ersten amerikanischen Zeit ihre Schwimmkunst vervollkommenet hatte. Eine flüchtige Sekunde lang fand er es wünschenswert, mehr über diesen Schwimmer zu wissen. Er hoffte, daß es eine Frau gewesen sei. Wenn nicht, so hoffentlich ein Lehrer in irgendeinem gleichgültigen Schwimmbad und kein intimer Freund. Dann sagte er sich, daß — wer immer es auch gewesen sein mochte — der Unterricht vor langer Zeit stattgefunden hatte und daß jede Frage danach verpönt war. Später, nachdem er sein Gleichgewicht wiedergewonnen hatte, mußte er vor sich hin lächeln, weil er das so leicht zu entwirren vermocht hatte.

In geringerem Maße hatte auch ihr entschiedener Wunsch, nach Palm Beach anstatt nach Europa zu reisen, ihn bestürzt. Sie hatte ihm das Arrangement der Hochzeitsreise überlassen und mußte sich doch klar darüber sein, daß eine eigenwillige Umänderung im letzten Augenblick nicht ganz passend war, selbst wenn es ihm gleichgültig war, wo sie hinführen. Aber dieser Zweifel, der gerade in der Stunde ihrer Heirat aufstieg, wurde von dem breiten Strom der Freude hinweggeschwemmt.

Ein anderes Mal dachte er an ihre Ankunft in Palm Beach, als sie ihm von ihrem Zimmerfenster aus die verschiedenen Hotels und Straßen gezeigt hatte, die Wohnbezirke und das Kasino. Er hatte das mit ihrer intuitiven Begabung erklärt; aber in Wirklichkeit war er betroffen

über die Möglichkeit, daß sie schon früher hier gewesen war. Wenn ja, mit wem? Welchen Grund konnte sie haben, einen früheren Aufenthalt in Palm Beach zu verheimlichen, außer dem Wunsche, ihn nicht zu verletzen? Aber ihre Erklärung, daß ihre Kundinnen unaufhörlich diesen Platz beschrieben, war beruhigend.

Diese drei kleinen krausen Wellen auf dem sonst so ruhigen Spiegel seiner Seele waren leicht zu glätten; aber bei der vierten war er vollkommen kindisch geworden, und sein lächerliches Benehmen setzte die früheren Zweifel erst in das richtige Licht. Er konnte, wenn er sich ihren Respekt erhalten wollte, unmöglich mit ihr darüber sprechen. Kein kluger Mann, am allerwenigsten ein Liebender, würde zu solchem Irrsinn fähig sein.

Es war während einer ihrer Ruhestunden. Sie waren in blendender Laune vom Mittagessen gekommen, und Marguerite hatte sofort unternehmen wollen, was er zum Zeitvertreib vorschlug. Es schien ihm, als ob sie noch nie so liebevoll gewesen sei. Doch nur für eine Sekunde warf sie sich auf das Bett, in einer Art von glücklicher Faulheit.

„Du bist müde“, sagte er. „Warum schläfst du nicht einen Augenblick, ehe wir fortgehen?“

„Was für ein träges Weib ich bin! Diese weiche Luft verdirbt mich!“

„Also, schließ für ein Weilchen die Augen. Um so mehr genießt du den Nachmittag. Ich werde hier am Fenster lesen.“

„Weißt du“, sagte sie, „ich bin in der Tat schrecklich schläfrig, aber du solltest nicht hier drin bleiben. Geh irgendwohin spazieren, in einer halben Stunde bin ich wieder vollkommen munter.“

„Ach was, ich bleibe hier.“



„Bitte nicht! Es wäre ungemütlich!“

Er nahm sein Buch und wollte zum Strand hinunter. Aber als er durch das Vorderportal des Hotels kam, sah er einen bequemen Stuhl dort und nur wenig Leute in der Nähe. Er dachte daran, daß es am Strande weniger still sein würde, holte sich eine Zigarre hervor und las in seinem Roman weiter, — bis ein großer Wagen vorfuhr und der Portier grüßend herauskam. Es war ein Rolls-Royce. Fast noch ehe der Wagen hielt, warf ein ziemlich hübscher, blonder und ungestümer Mann die Tür zu und lief die Treppe hinauf. Er war ohne Gepäck, er besuchte wohl nur einen der Hotelgäste.

Morton mochte den Mann nicht. Der Roman wurde langweilig. Er widerstand dem Impuls, die Treppe hinaufzugehen und nachzusehen, ob Marguerite schlief. Eine Stunde lang blieb er unentschlossen sitzen. Dann kam der Mann wieder heraus, er sah vergnügt aus und fuhr davon.

In ihrem Zimmer fand er Marguerite wach, er küßte sie zärtlich.

„Liebling!“ rief sie aus. „Hast du einen schönen Spaziergang gemacht? Du bist so lange geblieben!“

Er wollte fragen, ob irgend jemand sie besucht hätte, aber natürlich unterließ er diese Torheit. Später, während sie schwammen, sagte er sich, daß der geschenkte Rolls-Royce nur ein übertriebener Vergleich gewesen war. Als er an diesem Abend in das Hotel zurückkehrte, schüttelte er den Kopf darüber, wie er — auch nur für den Bruchteil einer Stunde — sich außerhalb seines Glückes stellen konnte, um einem lächerlichen Phantom nachzujagen.

Er beteuerte sich abermals, daß alle Bedenken, die jemals auftauchen könnten, nur eine Folgeerscheinung des eifrigen Wortstreits sein würden, der ihrer Heirat vor-

ausgegangen war. Ihre Warnung hatte ihn allzu kritisch gemacht, tatsächlich würde er niemals einen ernsthaften Grund zu Befürchtungen finden.

## V

„Fräulein Mitchell“, fragte Maude, „haben Sie noch nicht gehört, wann Madame zurückkommt?“

Kate blickte vom Schreibtisch auf, an dem sie gleichzeitig als Chefin und Stenotypistin arbeitete. Um das Hin- und Hergehen zu vermeiden, hatte sie ihre Maschine hergeholt.

„Oh, vorläufig noch nicht, bestimmt nicht.“

„Ich nehme an, Sie haben von ihr gehört.“

„Nur ein paar Worte. Sie wollte nicht eher schreiben, als bis ich ihr mitteilte, daß wir Ärger hätten.“

„Dann teilen Sie ihr das nur ruhig mit. Ich kann Lila nicht mehr lange im Zaum halten.“

„Im Zaum halten?“

„Sie ist im Begriff, wegen dieses Knopfverkäufers aus Bridgeport ganz schlimm zu entgleisen. Sie ist nicht mehr aufrichtig gegen mich. Er veranstaltet nächste Woche eine große Gesellschaft für uns alle, doch ich fürchte, sie trifft ihn auch sonst noch. Madame würde sie vielleicht zur Besinnung bringen, aber ich bin machtlos.“

„Aber wenn sie ihn heiraten will, so ist das doch ihre eigene Sache, nicht wahr?“

„Wer spricht denn von Heiraten, Fräulein Mitchell! Sie möchte eine Künstlerin werden wie Fräulein Romain, und ich halte ihr vor, daß er sich das möglicherweise nicht leisten kann; aber sie will mir nicht glauben. Sie glaubt, daß er, nur weil er eines Tages hier hereinkam und sich

nach dem Preis von ein paar Mänteln erkundigte, reich ist; ich sage ihr, daß er damals nur einen Vorwand suchte, um hereinzukommen, — aber sie bestreitet das natürlich. Dabei hat sie dergleichen doch schon früher erlebt!“

Kate dachte daran, welche Meinung die Laval von Lila hatte, und sie bezweifelte, daß die Flitterwochen abgekürzt würden, nur um das Mädchel für den Laden zu retten.

„Lebt sie nicht bei ihren Eltern?“

„Sie sind altmodisch und schrecklich gut zu ihr. Sie treibt sich die ganze Zeit herum. Die Wohnung ist überfüllt, es sind da eine Menge Kinder. Ich tadele sie ja nicht, nur — wegen Stringer sollte sie eigentlich nicht unter die Räder kommen.“

Kate fand es schwierig, sich so besorgt zu zeigen, wie Maude es erwartete.

„Also, was soll ich nun an Madame schreiben?“

Maude überlegte. „Sie ist die einzige, vor der Lila Angst hat. Andererseits . . .“ Sie machte eine Pause. Zum erstenmal, seit der Laden bestand, sah Kate sie in Verlegenheit.

„Was wollten Sie sagen?“

„Madame hat sie ein bißchen beeinflußt!“

„Nicht genug, wie es scheint.“

Maudes Ton wurde milder. „Natürlich war es Fräulein Romain, die den meisten Einfluß auf sie ausübte!“

Kate begriff die Zusammenhänge und warf den Kopf zurück. „In welcher Weise hat Madame sie beeinflußt?“

„Es liegt mir weiß Gott fern, Kritik zu üben“, sagte Maude pathetisch. „Was andere Leute tun, geht mich nichts an — besonders, wenn sie Ausländer sind. Madame ist schließlich auch nur eine Frau, — ich glaube nicht, daß ich sie damit auch nur ein bißchen verletzte; aber sie ist

klüger und geschickter als Lila; und wenn man heutzutage zu etwaskommen will, muß man schrecklich geschickt sein.“

„Wovon sprechen Sie eigentlich?“

„Na, Sie wissen doch, Fräulein Mitchell!“

„Nein, ich weiß es nicht!“

Maude wurde furchtbar verlegen. „Dann hätte ich es nicht erwähnen sollen! Ich glaube ja selbst nicht, daß es wahr ist; aber Lila glaubt es.“

„Hören Sie mit dieser Geheimnistuerei auf!“ sagte Kate scharf. „Reden Sie doch endlich!“

„Ach, es ist doch da immer schon geraunt worden über diesen Freund von Madame, über diesen schwarzhaarigen Mann, der öfter hereinkam. Selbst wenn es an dem wäre, würde ich mir keine Kritik anmaßen – an ihr am allerwenigsten, die stets so gut zu mir gewesen ist. Aber Lila hält das für einen Beweis, daß man sich von einem Mann managen lassen und später, wenn man reich ist, irgend-einen anderen heiraten und glücklich werden kann.“

Kate wurde langsam wütend. „Das sagte sie von Madame?“

„Sie hätte es nicht getan“, versuchte Maude zu entschuldigen, „wenn sie nicht beschwipst gewesen wäre.“

„Und das ist die Botschaft, die ich schicken soll, was? Nun, ich kann mir das Schreiben sparen. Lila kann unmöglich in diesem Geschäft bleiben, wenn sie solche Dinge behauptet!“

„Sie wollen sie doch nicht etwa hinaussetzen?“

„Wenn sie sich nicht entschuldigt – ja. Bringen Sie sie her!“

„Wenn sie ihre Stellung verliert“, bat Maude, „wird sie sofort zu ihm gehen. Sie sollten lieber mich entlassen.“

„Wir werden das jetzt klarstellen“, sagte Kate fest.  
„Holen Sie sie her!“

Der ahnungslose Gegenstand ihres Wortgefechts genoß einen selten angenehmen Augenblick vorne im Laden. Mit List und Tücke hielt Lila einen gut angezogenen, großen Jungen hin, der sich nach dem Aufenthalt von Fräulein Mitchell erkundigte. Irgendwie erinnerte er Lila an Herrn Morton. Sie hatte durch das Fenster dem Getriebe auf der Straße zugesehen, als er einher kam, und sie bemerkte beifällig den Schwung seines Ganges und den guten Sitz seines Anzuges. „Ganz wie Herr Morton“, sagte sie leise zu sich, „derselbe Mund, so als ob er lachen wollte.“ Als Paul an die Mütze griff und die Tür öffnete, sagte er etwas, das Lila gern gehört hätte, weil Paul sich offensichtlich darüber amüsierte. Freudig ergriff sie die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen.

„Darf ich Ihnen einen Pelzmantel zeigen, mein Herr?“

„Finden Sie, daß ich einen brauche?“

Zum mindesten, so überlegte sie, hatte sie ihn auf sich aufmerksam gemacht. Er sah sie von Kopf bis Fuß an, seinem Blick entging nichts, aber es war nicht ein solcher Blick, mit dem Herr Stringer sie ansah, sondern ein ziemlich offener, freundlicher, und also ein viel wirkungsvollerer.

„Wir haben jetzt gerade ein paar sehr reizvolle Sachen“, berichtete sie ihm und wandte sich der Vitrine zu.

„Ja, das sehe ich“, sagte er, „aber ich möchte gern mit Fräulein Mitchell sprechen – Fräulein Kate Mitchell. Sie arbeitet hier, nicht wahr?“

„Sie ist die Chefin“, sagte Lila in einem Gemisch aus Enttäuschung und Würde.

„Wo ist sie?“

„Ich werde Sie anmelden.“

„Danke. Das werde ich schon selbst besorgen. Ist das die Tür dort hinten?“

Lila wurde bedenklich. „Sie liebt es nicht, gestört zu werden!“

„Ach, tatsächlich? Nun, wenn schon!“

Leise öffnete er die Bürotür, gerade so weit, um seinen Kopf durchstecken zu können. Maude beugte sich von der anderen Seite vor, um zu sehen, wer hereinkam. Ihre Gesichter stießen fast zusammen.

„Guten Morgen!“ sagte er fröhlich. „Ich suche Fräulein Mitchell.“

Als Maude ihr Gesicht zurückzog, sah er Kate.

„Tut mir leid, daß ich störe“, rief er, auf sie zugehend, um sie zu küssen; aber ihre Augen mahnten ihn, daran zu denken, daß sie nicht allein waren.

„Wird mir die Geschäftsführerin zehn Minuten von ihrer knapp bemessenen Zeit schenken?“

Die Geschäftsführerin säuberte erst einmal das Büro. „Maude, wir beide müssen das mit Lila später in Ordnung bringen. Bitte sagen Sie ihr vorerst noch nichts.“

„Wer ist Lila?“ fragte er zwischen zwei Küssen. „Etwa dieses Phantom, das ihr da vorn im Laden habt?“

„Liebling, wo kommst du her?“

Er umarmte sie noch einmal, um vorläufig mit der Begrüßung Schluß zu machen, und zog sich einen Stuhl heran.

„Ich schwänze die Schule. Außerdem habe ich eine Idee!“

Sie drückte die Hand, die soeben die ihre gedrückt hatte, und wartete darauf, daß er weitersprach.

„Vater ist ein großartiger Kerl. Ich fand es famos, wie er Hals über Kopf heiratete.“

Er blickte sie an, um festzustellen, ob sie begriffen hätte, was er meinte. Aber sie ließ sich nichts anmerken.

„Unsere Wohnung“, sagte er, „steht in diesen Tagen unbenutzt da. Muri sitzt herum und dreht die Daumen. Ich sagte ihm, daß wir beide heute abend bei ihm essen würden.“

„Oh, wie gern!“

„Und morgen früh werden wir Vater die Ehre erweisen, ihn nachzuahmen. Das heißt: wenn ich Pech habe. Habe ich Glück, so wirst du dich heute nachmittag frei machen, und wir werden losgehen und noch vor dem Abendessen heiraten.“

Das kam so hastig und Knall auf Fall, daß sie lachte; aber das, was er gesagt hatte, gefiel ihr, daran war nicht zu zweifeln. Sie umarmte ihn und gab ihm einen Kuß, dann strich sie ihm über das Haar und lachte wieder.

„Du bist mir schon ein Junge! Ich liebe dich! Es hätte mich nicht überrascht, wenn du darum gebeten hättest, mit dir zu gehen und einen Soda zu trinken. Aber um zu heiraten . . .!“

„Es gibt noch eine Menge zu besprechen“, erklärte er. „Wir können die Nacht in der Wohnung verbringen, und ich kann drei volle Tage vom Sitz meiner Studien fortbleiben. Danach werde ich — solange deine Chefin noch weg ist — ein Auge zudrücken. Aber sobald sie zurückkommt, wirst du dich von dem alten Kleiderladen zurückziehen und mit mir zusammen im Mittelpunkt der Kultur leben.“

Er sprach sehr schnell, aus überströmender Freude, dann begann er wieder, sie zu küssen.

„Was meinst du dazu, Mädel?“

„Du weißt, daß du verrückt bist!“

„Du willst mich also nicht heiraten?“

„Natürlich will ich!“

„Das Standesamt schließt sehr früh“, sagte er. „Ich nehme an, daß deine Mutter gern mitkommen würde. Ich werde sie vorbereiten, du triffst uns dann zum Essen, und danach gehen wir alle zusammen zum Standesamt.“

„Ich weiß nicht, wie ich das möglich machen soll! Ich muß doch auf den Laden aufpassen.“

Aber er war gegen jeglichen Widerstand gewappnet.

„Verglichen mit deiner Hochzeit, meine Liebe, ist dieser Laden hier reichlich bedeutungslos. Im Augenblick scheint wirklich nicht viel los zu sein, du könntest ihn ebensogut zumachen.“

„Ich wünschte, du wärest nicht so vorlaut!“

Dieser Wunsch wurde ihr auf der Stelle erfüllt. „Du möchtest wissen, warum ich kam? Vater hat mir — ganz unbewußt — eine Menge beigebracht! Ich möchte jetzt wissen, ob du mich liebst oder nicht; wenn du über meinen Vorschlag verhandelst, dann liebst du mich eben nicht. Entweder heirate ich heute, oder ich sage dir Lebewohl! Jetzt kannst du entscheiden!“

Es bereitete ihr Vergnügen, sich vorzustellen, daß er es ernst meinte.

„Du weißt, sie hat mir die Sorge für das Geschäft übertragen!“

„Jetzt, Kate — oder nie!“

„Sobald sie zurück sind, ich verspreche es dir!“

„Nein, jetzt!“

„Was für ein Tyrann du bist!“ Einen Augenblick hielt sie inne, mit einem Lächeln auf den Lippen, so als ob sie



über seinen Eifer lachen wollte, aber ihre Augen glitzerten verdächtig.

„Nein, kein Tyrann“, sagte er, „ich habe nur meinen Entschluß gefaßt.“

Sie hörte auf zu lächeln. „Ich muß auf Mutter Rücksicht nehmen.“

„Unsinn! Sie wird mir recht geben!“

„Wirklich, Bob, ich brauche ein bißchen mehr Zeit! Aber der Gedanke, daß du mich so schnell haben willst, ist herrlich!“ Wieder das Lächeln. „Du machst mich sehr glücklich! Gut, heiraten wir bald! Ich möchte es auch, aber nicht morgen! Du hast doch nicht im Ernst gedacht, daß das so Hals über Kopf möglich sein würde, nicht wahr?“

„Morgen oder nie!“

Jetzt lachte sie gerade heraus. „Du würdest wohl doch nicht für immer Lebewohl sagen! Diese Drohung kannst du nicht wahr machen! Wir lieben uns doch wirklich, wenn ich auch nicht so lebensfremd bin wie du!“

Er blickte sie durch halbgeschlossene Lider an, eher ergrimmt als zärtlich.

„Ich liebe dich. Aber ich will, daß niemand — nicht einmal du — im Wege steht, wenn mir etwas erstrebenswert erscheint! Entweder sind wir erwachsen und meistern das Leben, oder aber wir sind ein Paar wirrköpfiger Jugendlicher. Wenn ich schon zu den Jugendlichen gehören soll, so lehne ich es doch zum mindesten ab, zu den Wirkköpfen zu gehören. Keine Briefe oder Telephonanrufe mehr! Ich will dich jetzt haben, oder ich werde dich vergessen!“

„Du batest mich doch, heut abend mit dir zu essen? Laß uns dann darüber sprechen.“

Er war auf der Hut. „Wenn du dir erst einbildest,

mich einmal abgespeist zu haben, wirst du es auch ein zweites Mal versuchen. Aber ich will vernünftig sein. Heute Nachmittag, das ist vielleicht etwas gar zu plötzlich. Versprichst du mir, mich morgen Vormittag zu heiraten?“

Sie umarmte ihn. „Wenn es nach mir ginge, würde ich dich in dieser Minute heiraten!“

„Jetzt bist du es, die mich drängelt!“ protestierte er. „Das Äußerste, was sich durchführen läßt, ist heut Nachmittag, und die Lizenz läuft morgen Vormittag um zehn Uhr ab. Ja oder nein!“

Sie sah auf und lächelte. „Wie gern würde ich ein einziges Mal verrückt sein!“

„Gut“, sagte er, während er sich erleichtert eine Zigarette anzündete, „das hat ja wirklich etwas Anstrengung und Geschicklichkeit gekostet! Aber du wirst es nie bereuen. Ich begreife, daß sogar eine energische Frau es mitunter liebt, einen anderen die Entscheidung für sich treffen zu lassen. Du hast doch hier jetzt nicht viel zu tun, was?“

Er schien Pläne zu machen, wie der Rest des Tages verbracht werden könnte.

„Jetzt bringst du mich aber wahrhaftig in Verlegenheit“, lachte sie. „Ich sollte dich hinauswerfen!“

„Was steht da auf dem Zettel?“

Sie war froh, ihn um Rat fragen zu können. „Ärger im Geschäft.“

„Ich wette, es handelt sich um dieses Phantom da vorn im Laden, und die Dicke erzählte gerade etwas über sie.“

„Nein, sie bat mich, dem Phantom zu verzeihen, oder es zu retten, oder sonstwas.“

„Handelt es sich um einen Fall von falscher Verliebt-

heit? Ich merkte, daß sie empfänglich ist für männliche Reize.“

„Ja, es geht wohl da um einen Mann, und Maude kann sie nicht zur Vernunft bringen.“

Er lachte. „Und ich hielt sie für mißgünstig.“

„Sie ist ein prächtiges Mädel!“

„Das Phantom?“

„Nein, Maude.“

„Also, was hat das nun mit uns zu tun? Du meinst, du müßtest deine Hochzeit verschieben, nur um dieses Phantom vor seinem Schicksal zu bewahren? Ich werde dir etwas sagen: Lade die beiden jetzt gleich vor die Schranken des Gerichts, ich werde dir helfen, den Fall zu entscheiden!“

„Nein, das geht nicht! Vor dir könnten sie nicht reden!“

„Ein delikater Fall, hm? Sie gehört zu denen, die leicht in dumme Situationen geraten.“

Kate lachte. „Sie ist im Begriff, sich ohne Sinn und Verstand zu verheiraten. Der Mann besteht darauf.“

„Umso besser für ihn! Verdirb ihm doch nicht sein Spiel!“

„Ich würde sie nur gern davor bewahren, eine Torheit zu begehen!“

„Ist das alles? Dann viel Glück! Ich werde dich um sieben Uhr abholen, — oder schon um sechs Uhr dreißig? Oder um sechs?“

Sie mußte warten, bis Maude und Lila zwei schwierige Kundinnen zufriedengestellt hatten; die Zwischenzeit hätte sie natürlich zum Briefeschreiben benutzen können, aber ihre Gedanken gingen auf die Wanderschaft. Sie bildete sich ein, kein primitiver Mensch zu sein — im Gegensatz zu ihrer Mutter —, aber sie wußte von ganz primitiven Wünschen. Er war der Mann, der zu ihr ge-

hörte, und sie hatte Verlangen nach ihm. Warum sollten sie schließlich nicht sofort heiraten? Heute noch? In einer Stunde? Was hielt sie zurück?

Törichte Verschwiegenheiten vielleicht und unerklärbare Verpflichtungen. In ihrem Innern neigte sie dazu, sie geringschätziger zu behandeln, als er ahnen mochte; jedoch waren sie mit ihrem Charakter durch Übung und Gewohnheit verwoben, und wenn sie überhaupt an sie dachte, mußte sie ihnen gehorchen.

Ihre Mutter würde keinen Gatten billigen, der in Cambridge lebte und in New York eine Frau hatte. Die Gründe ihrer Mutter für dieses Vorurteil konnte sie voraussehen, in ihrer ganzen urwüchsigen Offenheit. Es würde eine wahre Prüfung für sie bedeuten, mit anhören zu müssen, wie sie diese Gründe Bob auseinandersetzte. Und dann — Marguerite könnte den Eindruck haben, daß das Geschäft vernachlässigt worden sei. Wirklich? Würde sie nicht wie Bob sagen, daß das Geschäft im Vergleich zu diesem großen Wendepunkt bedeutungslos wäre, . . . auch wenn man die Verantwortung dafür übernommen hatte?

Außerdem hatte sie sich die Heirat oft genug als etwas Feierliches vorgestellt; sie war an sich schon eine heilige Handlung und überdies eine Feier mit den Freunden und Verwandten. Natürlich kamen eine Menge vortrefflicher Leute auch ohne große Vorbereitungen in das Rathaus und verbanden sich für ihr Leben. Auch Marguerite hatte so geheiratet. Aber wenn man es richtig betrachtete, war es doch schrecklich nüchtern — wie ein Handschuhkauf. Gewiß, das wirklich Feierliche dabei, jenseits jeder kirchlichen Feier, das Wesentliche, das war ihre Liebe . . . Sie wußte, daß sie im Jahre des Heils 1934 ihren Zeitgenossen, oder wenigstens vielen von ihnen, als eine einfäl-

tige Person erschienen wäre, wenn sie ihre Gedanken hätten lesen können.

Während sie zögerte, morgen zu der übereilten, aber gesetzmäßigen Eheschließung zum Lizenz-Büro zu gehen, hätte sie andererseits sich ihm unbekümmert hingegeben, wenn er es verstanden hätte, jene Augenblicke wahrzunehmen, in denen die Liebe sie schwach machte. Zum Beispiel hier im Büro, ein oder zwei Mal, als sie mit ihm sprach. Sie erkannte den Widerspruch. Das Heiraten war nicht so einfach, wenn es nicht in den richtigen Formen geschah — doch von einer Flutwelle hingerissen zu werden, wie schön wäre das!

Sie sann gerade über dieses Rätsel nach, als Maude ängstlich die trotzig Lila hereinbrachte.

„Ich denke“, begann Kate, „Sie wiederholen jetzt vor Lila, was Sie mir vorhin sagten.“

„Das braucht sie garnicht“, meinte das Phantom. „Ich habe mir das schon gedacht, als ich sie hier hereinschleichen sah. Ich bin in Herrn Stringer verliebt, und er in mich, und wenn irgendjemand sich einmischen will, so ist es jetzt zu spät.“

„Maude wollte Ihnen helfen.“

„Ach?“

„Werden Sie und Herr Stringer heiraten?“

„Ich werde ihn heiraten“, sagte Lila. „Er hat zwar noch nicht über seine Absichten zu mir gesprochen, und ich werde nicht so plump sein, ihn danach zu fragen. — Aber hören Sie, Fräulein Mitchell. Sie sind nichts anderes als ich, trotzdem Sie eine bessere Stellung bekommen haben. Wenn wir unseren Mund halten, so können Sie das ruhig auch tun!“

„Das verstehe ich nicht!“

„Das ist doch nicht so schwer! Würde es Ihnen vielleicht Spaß machen, wenn man über Ihre Angelegenheiten so herumtratschte? Sie erwarten doch, nicht wahr, daß wir nicht darüber reden, wenn Ihr Jüngling kommt und geht?“

Kate war fassungslos vor Erstaunen. „Wer?“

„Er ist gerade gegangen, nicht wahr? Oder wollen Sie mir einreden, daß er unsichtbar ist? Maude sagt, Sie sind oft mit ihm ausgewesen!“

Maude errötete. „Das sagte ich nicht — nicht so! Ich sagte, daß Sie verlobt wären.“

Kate hielt eine Erklärung für notwendig, obwohl sie ihre Schwäche verurteilte. „Ich bin mit Herrn Morton verlobt. Er ist der Sohn des Gatten von Madame Laval.“

Lila aber war wütend und unversöhnlich. „Dann gleicht er wahrscheinlich seinem Vater. Als er heute morgen hereinkam, sah er mich an — na, ich danke! Wenn ich mich nicht so korrekt benommen hätte . . .“

„Großer Gott! Es ist hoffnungslos mit ihr!“ stöhnte Maude. „Sie meint es nicht so! Das tut sie nur, um sich an mir zu rächen!“

Plötzlich begann Lila zu weinen. „Aber ich meine es so! Ihr seid alle gegen mich, trotzdem sage ich euch die Wahrheit! Wenn Herr Stringer mich nicht heiratet, macht ihn das nicht anders und mich auch nicht! Etwas fürs Herz muß jeder haben!“

Kate wandte sich von diesem allgemeinen Gerede dem besonderen Fall zu. „Ich möchte Sie über Herrn Morton nicht im Zweifel lassen. Er wäre heut nicht ins Geschäft gekommen, wenn wir nicht für unsere Hochzeit morgen früh etwas hätten besprechen müssen.“

Sogar Maude sah etwas ungläubig drein, Lila aber war im hohen Maße skeptisch.

„Genau dasselbe erzähle ich auch meinen Leuten, aber öfter als zweimal zieht das nicht! Sie essen nicht zufällig irgendwo heut abend mit ihm allein, was?“

„Und wenn ich es täte?“

„Man hat“, fuhr Lila fort, „das Nachsehen, wenn man nicht vorher heiratet. Erst versprechen sie einem die Ehe, und am nächsten Morgen wissen sie überhaupt nichts mehr davon!“

Kate sagte sich, daß sie es mit einem unglücklichen, unwissenden und unerzogenen Mädchen zu tun hatte, und daß man mitleidig überhören konnte, was es in seinem Unglück durcheinander redete; aber die Unterhaltung war irgendwie unbefriedigend ausgegangen. Sie hatte es nicht fertig gebracht, diesem Klatsch über die Laval ein Ende zu bereiten, im Gegenteil, die rachsüchtige Lila hatte es sogar bewerkstelligt, Kates eigenen Ruf bedenklich in Frage zu stellen. Das gab eine Wunde, zuerst kaum fühlbar, bald aber immer schmerzhafter. Sie konnte nicht glauben, daß Bob wie sein Vater war. Das hieß, einen Mangel an Geschmack bei dem älteren Manne zuzugeben, der es ihm erlaubt hatte, von Ruth Romain genasführt zu werden. Aber wenn Lila die Wahrheit sagte, hatte Bob sich im Laden aufgehalten, um ihre offensichtlichen Reize zu würdigen. Und er hatte gefragt, wer Lila war — und er hatte sie ein „Phantom“ genannt.

Sie beendete die verunglückte Verhandlung etwas hastig, ohne entschiedene Kritik an Lilas Benehmen, ohne Warnung vor Stringer, ohne eine entsprechende Bemerkung über Lilas Zukunft im Laden. Das Mädchen war immer noch böse und eigensinnig. Maude, der einmal im Leben ihre guten Absichten verquer gegangen waren, war vernichtet. Kate blieb nur ein paar Sekunden nachdenk-

lich sitzen, bevor sie nach dem Telephonhörer griff und die Telegramm-Annahme verlangte.

Eine Stunde später, im gleichen Augenblick, da Bob überrascht und empört ihre Worte las, gingen sein Vater und die Laval in Palm Beach zum Mittagessen in das Seminole-Hotel. Sie sahen so nett zusammen aus, als sie den Wagen verließen, die Treppen hinaufstiegen und die Vorhalle betraten — alle Augen wandten sich ihnen zu. Nett vor allem deshalb, weil sie so richtig glücklich schienen.

Als sie in den Speisesaal kamen und in der Reihe warteten, um sich selbst am Büfett zu bedienen, erzählte er ihr irgendeine Geschichte, die reizend sein mußte. Sie versuchte, nicht laut aufzulachen. Dann wurde er sich erst der anderen Gäste, dicht hinter ihnen, bewußt und sah zurück; auch sie wandte sich mit der gleichen müßigen Neugier um. Neben Lattimer stand jener Fremde, den er im Kasino getroffen hatte, der Fatalist, der über die Macht des Zufalls gesprochen hatte. Impulsiv wollte er den Fremden vorstellen. Da er aber seinen Namen nicht wußte, wollte er ihr zuflüstern, daß dies jener Mann wäre, von dem er gesprochen hätte.

Da bemerkte er in ihren beiden Gesichtern einen Schein des Erkennens. Und es war Marguerite, die jetzt vorstellte.

„Bist du vom Himmel gefallen?“ rief sie aus. „Lattimer, hier ist mein alter Freund, George Bentoff. Ich habe dir von ihm erzählt.“

Der fremdartig aussehende Mann streckte die Hand aus. „Dein Gatte und ich haben uns schon getroffen. Wir haben über Zufall und Schicksal gesprochen.“

Morton lächelte. „Sie liefern einen prompten Beweis



Ihrer Theorie! Marguerite, soll ich einen Salat nehmen? Du und Herr Bentoff, ihr könntet einen Tisch für uns ausfindig machen.“

„Etwas kaltes Fleisch und Salat!“ rief sie, als er sich zum Büfett umwandte.

## VI

Hatte sie wirklich schon von ihm gesprochen? Lattimer konnte sich nicht an den Namen erinnern.

Als er quer durch den Raum auf den Tisch zusteuerte, den sie gewählt hatte, bemerkte er, wie ernsthaft sie mit dem Manne sprach und anscheinend mehr noch: wie eindringlich. Bentoff stand da, als ob er sich verabschieden wollte, aber sein Gesicht hatte einen bittenden Ausdruck. Morton setzte die beiden Teller ab, die er heil durch das Gedränge hatte bringen können.

„Ziemlich langweilig, zu warten, nicht wahr? Ich hoffe, dies ist das, was du haben wolltest, Marguerite. Aber es gibt da noch alle möglichen anderen Sachen. Dies ist für Sie, Bentoff – meinen eigenen Teller bringe ich in einer Minute.“

„Oh, vielen Dank, aber ich esse nicht hier“, sagte der Mann. Morton wußte natürlich, daß er wartend in der Reihe gestanden hatte. „Ich kam nur einen Augenblick herein, um nachzusehen, wer da wäre, – niemals, Marguerite, hätte ich dich auf diesem Teil der Erde vermutet. Habe mich gefreut, dich zu treffen – und Sie!“

Als Marguerite ihm die Hand hinhielt, küßte er sie, verbeugte sich vor Morton und ging in aller Gemütsruhe zur Tür. Morton setzte sich ebenso gelassen hin und entfaltete seine Serviette.

„Ist das Essen so, wie du es haben wolltest?“

„Köstlich! Du hast mir aber wirklich zu viel gebracht.“

„Bentoff ist der Mann, mit dem ich neulich im Kasino sprach.“

„Er ist ein alter Freund“, wiederholte sie. „Ich glaubte, er wäre in Europa. Oder“, fügte sie aufrichtig hinzu, „jedenfalls auf dem Wege dahin.“

Sie machten es sich in ihren Sesseln gemütlich und probierten das Essen. Plötzlich begann sie, ziemlich schnell und munter zu reden.

„Wie beim Kartenmischen ist das, nicht wahr? Immer die gleichen Gesichter, nur die Anordnung scheint zu wechseln. Als jene Frau sich dort hinsetzte, die da an dem anderen Tisch, mußte ich daran denken, wie sie am Strande aussah, als wir sie ihr Sonnenbad nehmen sahen.“

Höflich drehte er sich um, um die Dame zu betrachten. „Die dort links?“

„Nein, die rundliche.“

„Eigentlich“, überlegte er, „ist die Zahl der Badegäste hier ziemlich begrenzt. Ich wundere mich, wieviele jeden Tag kommen und gehen.“

„Die Kleider sind irgendwie begrenzt“, deutete sie an.

„Wirklich? Ich dachte, nur die Badeanzüge!“

Über diesen armseligen Witz lachte sie beinahe zu eifrig. „Ich meine, sie haben alles in allem nicht viele Kleider mitgebracht. Wenn man diesen Ort einmal von morgens bis abends gesehen hat, erkennt man sie alle wieder.“

„Nun, wie sollte es in diesen Zeiten auch anders sein! Ich wundere mich, daß sich dein Geschäft so gut gehalten hat.“

Sie machte eine Geste mit ihrer Hand. „Es wird wohl auch weiter so gehen. Ich habe meine schlechten Zeiten ge-

habt, aber am längsten hängen die Leute ja an den unnötigen Dingen.“

Dann verstummte das Gespräch, sie aßen eifrig. Nur einmal machte sie eine Pause und starrte auf das Meer. Im stillen schätzte er die Zeit ihrer Geistesabwesenheit ab, entschlossen, sie nicht aus ihrem Traumzustand zurückzurufen. Er glaubte, daß es eine volle Minute dauerte, ehe sie wieder zu sich kam.

„Da gibt es Gefrorenes und Kaffee“, sagte er.

Als sie aufsah und lächelte, schien es ihm, als ob sie den Ausdruck seiner Augen studierte.

„Nur Kaffee, bitte.“

Er schwor sich, über diesen Zwischenfall niemals mit ihr zu sprechen. Bentoff würde sicher keinem von ihnen wieder begegnen wollen. Ihm bestimmt nicht. Es war geraten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, denn zweifellos würde er Dynamit aufdecken, wenn er tief genug wühlte. Marguerite hatte ihn gut gekannt — das konnte als sicher angenommen werden —, und wenn sie nicht gerade ihren Mann neben sich gehabt hätte, hätten sie sich viel zu erzählen gehabt. — Ja, er hätte doch gern etwas davon gewußt. Es war, da die Leitung ihres Geschäfts sie vielfach mit der Gesellschaft in Berührung brachte, vielleicht nur eine geschäftliche Bekanntschaft irgendwelcher Art, die sie aus natürlichen Gründen — oder aus überhaupt keinen Gründen — von ihrem persönlichen Leben fernzuhalten wünschte. Aber in der Erinnerung daran, was Bentoff im Kasino gesagt hatte, konnte Lattimer nicht glauben, daß er ein Durchschnittsmensch oder vollkommen uninteressant war. Außerdem hatte er sie mit dem Vornamen angeredet.

So, das war nun also das, wovor Marguerite ihn ge-

warn hatte. Jetzt lag es an ihm, seine Vernunft und sein Vertrauen zu beweisen.

Als er den Kaffee brachte, bezeigte sie mehr Dankbarkeit, als die Sache wert war. Ihre Nervosität, so folgerte er zwangsläufig, überwältigte sie.

„Was werden wir heute nachmittag unternehmen?“ fragte sie.

„Was du willst.“

„Das weißt du ja – alles, wobei ich mit dir allein bin. Es ist eine schreckliche Fülle hier, nicht wahr? Komisch, ich konnte mich mit allen möglichen Leuten amüsieren, bevor ich dir begegnete!“

Er hätte gern ein Thema gefunden, das sie beide auf andere Gedanken brachte.

„Wir könnten versuchen zu fischen“, regte er an. „Hast du jemals einen großen Fisch gefangen?“

Sie war froh, über das Angeln sprechen zu können. „Weder große noch kleine! Ich mag es nicht, wenn die Würmer sich am Haken winden, und man muß so lange auf das Anbeißen warten; und wenn man irgend etwas fängt, fühlt man sich wie ein Mörder.“

„Dann hast du also doch schon gefischt!“

„In Europa. Als ich ein sehr kleines Mädchen war“, fügte sie schnell hinzu, um ihn zu beruhigen.

„Nun, für Tiefseefische brauchst du schon irgendwelche anderen Köder, und es ist mächtig aufregend. Vielleicht würde es dir doch Spaß machen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht heute, Liebling.“

„Komm, laß uns gehen“, sagte er plötzlich.

Als sie aufstand, war er ihr behilflich und hielt sich dicht hinter ihr, indem sie durch die Vorhalle schritten. Wieder wandten sich ihnen die Blicke der Müßiggänger

zu und er bemerkte, wie entschlossen sie ausschnitt, eifrig darauf bedacht, hinauszukommen und keinen zu erkennen. Im Wagen räusperte er sich und sagte heiter:

„Nun, wo soll's hingehen?“

Sie lehnte sich an ihn und nahm seine Hand. „Zurück in unser Zimmer, wenn es dir recht ist.“

„So früh ein Nachmittags-Schläfchen?“

„Vielleicht.“

Er verstand ihre Absicht. Es lag etwas darin wie der Mut, den Dingen nicht aus dem Wege zu gehen. Sie wollte ihm Rede und Antwort stehen, sofern er einige Fragen auf dem Herzen hatte.

Im Zimmer nahm sie ihren breitrandigen Hut ab und ordnete, vor dem Spiegel stehend, bedächtig ihr Haar. Sie mußte bemerkt haben, daß er sie beobachtete. Noch immer vor dem Spiegel, sah sie ein- oder zweimal hinter sich, so als ob der Sitz ihres Kleides sie interessierte, dann blickte sie ihn an, lächelte und kam auf ihn zu, um ihn zu küssen.

„Liebster!“ sagte sie. Es klang fast wie ein Seufzen. „Ich liebe dich. Du weißt das, nicht wahr?“

„Ich sollte es wissen.“

Sie setzte sich auf den Bettrand, faltete ihre Hände und blickte zu ihm auf. Er konnte seine Augen nicht von ihr abwenden. Sie starrten sich an.

„Nun?“ fragte sie.

Er sah sich nach einem Stuhl um und tat ganz ungezwungen.

„Ich nehme an, daß du etwas schlummern möchtest. Ich werde solange lesen.“

„Ich bin gar nicht schläfrig. Wirklich nicht.“

„Versuch' es. Es wird dir gut tun.“

Er nahm ein Buch und öffnete es, aber sie bewegte sich nicht.

„Was ist denn?“ fragte er.

Sie lächelte traurig. „Mit mir nichts.“

„Mit mir auch nichts“, antwortete er fest.

Er blätterte in dem Buch, um seine Stelle zu finden; später konnte er sich genau daran erinnern, daß diese Handbewegung von dem Gedanken begleitet war, daß er seine Eifersucht zu seiner Zufriedenheit überwunden und die Feuerprobe bestanden hatte. Aber sie saß noch immer mit diesem geduldigen Ausdruck auf ihrem Gesicht da, und plötzlich hörte er sich selbst sagen: „Es war sicher nett für dich, Bentoff zu treffen.“

„Nicht sonderlich.“

Er wußte, daß sie vollkommen aufrichtig sein würde, wenn er weiter fragte. Wider seinen Willen kam die nächste Frage:

„Du sagtest, daß er ein intimer Freund von dir war?“

„Das war einmal.“

„Magst du ihn noch?“

„Ich werde ihn immer gern haben — aber ich liebe ihn nicht. Er ist aus meinem Leben verschwunden, und ich war froh darüber, schon ehe ich dich traf.“

„Wußtest du, daß er hier war?“

„Keineswegs! Ich war überrascht.“

Er ging ein- oder zweimal im Zimmer herum und wußte, daß er ein Tor war, sie weiter zu verhören.

„Lattimer, Liebster, ich warnte dich davor, daß sich dergleichen ereignen könnte, wenn ich auch hoffte, daß es nie so kommen würde. Da du ihm nun begegnet bist, so laß mich dir sagen, was immer du wissen willst. Sprich jeden Argwohn aus und laß mich ihn töten!“

Er versuchte, eine Zigarette zu rauchen. „Du weißt, ich konnte es nicht begreifen, daß du nicht nach Europa gehen wolltest.“

Sie lachte etwas rauh. „Das wäre nett gewesen! Er wollte an Bord desselben Schiffes gehen.“

„So? Woher wußtest du denn das?“

„Er sagte es mir.“

Lattimer sprang auf. Er bedauerte es, aber sein Impuls war zu stark. „Dann hast du ihn noch gesehen, nachdem wir beide uns schon begegnet waren!“

Sie stand beinahe ebenso schnell auf und wollte sein Gesicht in ihre Hände nehmen, um es zu küssen, aber er hielt sie zurück.

„Wahrhaftig, Marguerite, das war kein fair play! Du sagtest, er wäre so weit von dir entfernt wie jene beiden Toten!“

„Und das war die Wahrheit! Laß mich dir erklären, was geschah! Dann wirst du vollends beruhigt sein! Er kam aus Europa in der Hoffnung, daß ich ihn wieder erhören würde . . .“

„Du meinst, daß er dich noch liebt?“

„Kann ich etwas dafür, Lattimer? Ich sagte ihm, daß er auf Nimmerwiedersehen davongehen müßte.“

„Wann war das?“

„Um genau zu sein: ich glaube, es war an dem Tage, ehe du zum ersten Mal in mein Geschäft kamst. Du siehst, ich hatte ihn zum letzten Mal abgewiesen, bevor wir beide uns jemals sahen.“

„Und dann?“

„Er ist ein Gentleman, Lattimer, und noch etwas mehr als das. Er sprach dann noch ein zweites Mal im Laden vor . . .“

„Wann?“

„Montag — an dem Tag, nachdem ich versprochen hatte, dich zu heiraten.“

„Sogar dann noch!“

„Aber sobald er von dir und mir wußte, sagte er, daß er tun wollte, was ich wünschte! Er wollte nach Europa zurückkehren und mich nie wieder quälen. Das heißt . . .“

„Und, warum ging er nicht?“

„Woher soll ich das wissen?“

„Er wußte, daß du versprochen hättest, mich zu heiraten?“

„Ich sagte ihm, daß ich im Begriff wäre, meine Hochzeit bekanntzugeben. In genau dem Augenblick hatte ich es meinen Mädchen gesagt.“

Morton ließ sich in den Stuhl fallen, und seine nervösen Hände griffen unwillkürlich wieder nach dem Buch, das er beiseitegelegt hatte.

„Dann ist er natürlich hier, um dich zu verfolgen! Ich habe einen ständigen Nebenbuhler um mich!“

Sie fiel auf die Knie und griff nach seinen Händen.

„Die einzige Gefahr für unsere Liebe kommt von dir! Ich wußte, daß es so sein würde! Ich gebe dir durchaus keine Schuld, wenn du jetzt unser Glück zerstörst. Es wird so kommen, weil du es nicht ändern kannst. Glaube mir, ich hasse ihn dafür, daß er zwischen uns getreten ist! Nein, das wollte ich nicht sagen — nicht einmal, um dich zu trösten. Er bedeutet mir viel zu wenig, als daß ich ihn hassen könnte — und es ist auch nicht seine Schuld. Wir werden nur glücklich sein, wenn wir klug und tapfer sind.“

Er erwiderte die Liebkosung ihrer Hände nicht, bückte



sich auch nicht hinunter, um ihr den Kuß zu schenken, nach dem sie sich sehnte. Mit gebeugtem Kopf saß er überwältigt da.

„Wir müßten jetzt von hier fort“, drängte sie. „Nach jenen anderen Orten, von denen du sprachst, oder zurück nach New York, ganz gleich, nur dorthin, wo wir sicher sind. Ich könnte auf eine verlassene Insel gehen, um mein Leben lang kein anderes menschliches Wesen mehr sehen zu müssen!“

Er stand auf. „Ich glaube, ich gehe etwas spazieren.“  
Sie begrüßte den Gedanken. „Ich gehe mit!“

„Nein, ich möchte nachdenken.“

„Verlaß mich nicht“, bat sie. „Wir sollten es zusammen tragen! Es werden dir noch andere Zweifel kommen, und um sie zu zerstreuen, sollte ich bei dir sein. Wenn wir erst anfangen, jeder für sich zu leben . . .“

Er zwang sich für einen Augenblick, den Liebhaber zu spielen, aber sein Kuß und seine Umarmung täuschten sie nicht.

„Ich werde sterben, wenn ich dich verliere!“ weinte sie. „Das habe ich nicht verdient. Ich habe dich geachtet, wie kein Mann jemals geachtet wurde!“

Er griff nach seinem Hut. „In einer halben Stunde bin ich zurück!“

Sein Spaziergang führte ihn eine Palmen-Allee hinauf und eine andere hinunter, es war ein zielloses Hin und Her; weite und schöne Ausblicke eröffneten sich ihm zwischendurch, die ihm jedoch in seiner augenblicklichen Verfassung abscheulich erschienen. Er trug einen großen, gräßlichen Kummer mit sich herum. Irgendwo hinter seinen Befürchtungen, Wünschen und Überempfindlichkeiten versuchte die Stimme der Vernunft sich Gehör zu

verschaffen, aber zunächst noch war diese Stimme sehr schwach. Wenn das, was Marguerite gesagt hatte, zutraf, dann war sie mehr als er ein Opfer. Es war ihre Vergangenheit, nicht die seine. Wenn er sie liebte, müßte er ihr wohl bei ihren Bemühungen helfen, von ihrem Vorleben loszukommen; das heißt: wenn sie alles sagte. Er wunderte sich, daß er daran zweifeln konnte, aber der Zweifel war nun einmal da, personifiziert in der Gestalt jenes anderen Mannes in Palm Beach. Sie hatte zwar ihren Beweis vorgebracht — aber der Mann war doch schließlich hier und ein Gegenbeweis.

Er sah voraus, daß seine Qual nie ein Ende haben würde. Die einzige Frage war, wie weit er erliegen mußte. Angenommen, der Mann verschwand jetzt. Die Möglichkeit seiner Rückkehr würde bestehen bleiben. Selbst wenn er starb wie jene anderen zwei, könnte er zu einem lästigen Gespenst werden. Wenn sie eines Tages Europa besuchen wollten und sie bereitwillig mitging, so konnte es deshalb geschehen, weil der Mann in Amerika war. Konnte sie überhaupt noch jemals einen Entschluß fassen, ohne daß ihm die teuflische Idee kam, daß der andere Mann — und nicht ihr Gatte — die Entscheidung beeinflusst hatte?

Als er schließlich von seinem hastigen Hin- und Herlaufen müde wurde, begann er sich zu schämen und bedauerte den Auftritt, der seine Gefühle zu sehr enthüllt hatte. Wenn er — wie er hoffte — ihre entscheidende und einzige Liebe war, dann hatte er sie gemartert und alte Wunden wieder geöffnet. Wenn sie ihm durch irgendein unergründliches Schicksal nicht vollkommen gehörte, dann hatte er sich jetzt in ihre Macht begeben.

Er wandte sich wieder dem Hotel zu. Welche Torheit, sich vom Leben besiegen zu lassen! Ob sie ihn nun liebte oder nicht, dies eine wußte er: er liebte sie. Nichts könnte ihn verletzen, so beteuerte er sich, wenn er sich seine frühere Einstellung bewahrte. Mißtrauen mochte gerechtfertigt sein, aber es ist schlimm für die Seele. Er würde es nicht zulassen, daß sein Wesen durch solche Dinge vergiftet würde — nicht einmal, wenn sie wirklich treulos war. Er wollte sich selbst treu bleiben.

Als er die Hoteltreppen hinaufkam, erkannte er, daß soviel Mut gar nicht notwendig war. Hier in ihrer Nähe konnte er einfach nicht mehr daran glauben, daß sie treulos sein könnte. Welchen Grund konnte sie dafür haben, ihn zu betrügen? Als er sie fand, behauptete sie ihren eigenen Platz in der Welt. Wenn sie seine Ergebenheit nicht wünschte — welche Gründe hätte sie sonst dafür haben können, sich mit ihm zu verbinden? Hätte sie dem anderen Mann den Vorzug geben wollen, nun gut, er war ja dagewesen.

Als er in ihr Zimmer eintrat, lag sie auf dem Bett. Sie hatte geweint. Mitleid überkam ihn beim Anblick einer so stolzen Frau in Tränen. Er setzte sich neben sie, beugte sich vor und zog sie an sich.

„Ich komme, um mich zu entschuldigen! Du sollst mir für diese Schwäche nicht ein zweites Mal verzeihen müssen! Liebling, alles beweist zuletzt nur, was ich übrigens schon vorher wußte: wie klug du bist. Kein einziger Mensch verstand mich je so wie du. Du hast dies vorausgesagt, und ich habe es nicht für möglich gehalten. Aber nun auch genug damit. Ich bin eigentlich froh, daß es sich so bald ereignete, ich habe meine Lektion erhalten, und die Luft ist ein für allemal gereinigt. Jetzt ist jede

Gefahr vorüber. Ich verspreche dir, nie wieder eifersüchtig zu sein.“

Sie klammerte sich in einer Art von Schutzbedürftigkeit an ihn; und dann fanden sie sich, erschöpft von zu vielem Denken und zu großem Kummer, beide nach dem Glück greifend, das fast von ihnen gewichen war. Er streichelte ihre Wange, als ob er ein müdes Kind tröstete.

„Das darf nicht wieder geschehen“, sagte sie heiser. „Du könntest es nicht ein zweites Mal ertragen, und das eine Mal ist für mich schon zuviel. Noch einmal solche Qual, und wir müssen einander verlassen. Das soll keine Drohung sein — ich meine, wir müßten es einfach, schon aus Selbsterhaltung. Wir würden sonst wahnsinnig werden und uns gegenseitig vernichten. Das ist schon anderen Leuten so ergangen, wir würden keine Ausnahme bilden. Während du fort warst, fragte ich mich, ob wir uns nicht jetzt trennen sollten.“

„Aus Furcht, daß ich dich töten könnte?“

Wieder ihr trauriges Lächeln. „Vielleicht wäre mir das lieb! Nein, aus Furcht, du würdest so werden, daß ich dich nicht mehr bewundern könnte, und aus Furcht, daß ich selbst erbärmlich werden könnte! Du weißt, zuerst wollte ich auf Probe mit dir zusammen leben, nur um dieser Dinge sicher zu sein.“

Er dachte angestrengt nach. „Alles was ich dir geben kann, ist mein Versprechen, — wobei ich dir zugeben muß, daß ich das dir früher erteilte Versprechen nicht hielt. Wenn du mich verlassen willst — ich glaube, du hast ein Recht dazu.“

Wieder klammerte sie sich an ihn. „Wenn ich dich verlassen will! Indessen . . . eines Tages werde ich es vielleicht wollen, um dich weiter lieben zu können, oder da-

mit du mich weiter lieben kannst. Ich werde gehen, wenn ich dich nicht glücklich machen kann.“

„Das wird nie der Fall sein! Von jetzt an sind wir in Sicherheit. Du!“ rief er, aufstehend und nach der Uhr sehend. „Wir haben einen wundervollen Abend vor uns. Ich will das feiern, was ich jetzt endgültig gelernt habe! Ich bete dich an! Ich bewundere alles, was du getan hast, tust oder noch tun wirst! Wenn du nicht so herrlich wärest — wie könnten die gescheitesten Männer zu deinen Füßen liegen! Ich bin stolz auf das Kompliment, das sie damit meinem Urteil und meinem Glück erweisen!“

Sein Übermut verletzte sie beinahe ebensowohl wie seine Eifersucht. „Es gibt keine anderen Männer! Es gibt nicht einmal diesen einen Mann!“

Lattimer ging einen Augenblick im Zimmer auf und ab, dann wandte er sich mit einem plötzlichen Lächeln ihr zu.

„Du bist ein Liebes!“ sagte er. „Und da ich jetzt wieder glücklich bin, möchte ich am liebsten Betrachtungen über mich anstellen und mich über die ganze Komödie freuen. Es muß bitter für Bentoff gewesen sein, uns zusammen zu begegnen. Mir tut er leid.“

„Es mag ihm gut tun“, antwortete sie. „Das sagte ich ihm gerade am Tisch, als du etwas zu essen holtest. Jetzt, nachdem er uns zusammen gesehen hat, wird er fortgehen, und vielleicht wird er vergessen.“

„Sagte er dir . . .“ Lattimer hielt die Frage zurück, vielleicht, weil er sie für ein bißchen schäbig hielt.

„Was?“

„Daß er fortgehen würde?“

„Ich nahm es an, ich kenne seinen Charakter.“

„Nun, es tut mir für ihn leid. Aber — so ist das nun

einmal.“ Er zündete sich eine Zigarette an, ging zum Fenster hinüber und starrte hinaus.

„Wenn wir nicht immer glücklich sein sollten“, sagte sie, „muß ich mir selbst die Schuld zuschreiben, da ich die Gefahr kannte.“

Er wandte sich um, ging zu ihr zurück und beugte sich nieder, um sie zu küssen. „Nein – da du mich gewarnt hattest, ist nur mir die Schuld zuzusprechen.“ Er warf die Zigarette in den Aschbecher und nahm sie in seine Arme. „Du bist sehr schön, Marguerite. Ich liebe dich so sehr. Und nicht nur, weil du schön bist!“

Mit emporgehobenen Händen liebte sie seine Stirn und strich sanft sein Haar zurück. „Ich liebe dich auch sehr, und nicht nur, weil du schön bist!“

Er lachte herzlich. „Wir wollen ausgehen, irgendwohin! Wir verträdeln einen großartigen Tag.“

## VII

Als Bob Kate anrief, war unglücklicherweise Maude im Büro; sie versuchte, den Schaden, den Lila's Ausbruch angerichtet hatte, wieder gutzumachen.

„Sie meinte es nicht so, aber wenn sie verrückt wird, dann schlägt sie blindlings um sich. Bitte, entlassen Sie sie nicht! Nicht, bis Madame zurückkommt!“

Kate wollte gerade in Abrede stellen, daß sie unerbittlicher als Madame wäre oder schärfer in der Beurteilung von Tugend und schlechten Manieren, als die Klingel schrillte; sie erkannte die Stimme und wünschte, sie könnte Maude los werden, aber sie wußte nicht wie. Maude stand wie angenagelt, ungeduldig zuhörend, überzeugt davon, daß Lila's Schicksal allen geschäftlichen

Dingen voranging, und Kate antwortete vorsichtig, um Bob's Aufregung nicht zu verraten.

Er wollte wissen, was für einen schlechten Scherz sie sich da geleistet hätte.

„Das Telegramm bedeutet genau das, was es besagt.“

Sie weigerte sich doch etwa nicht, mit ihm zu Abend zu essen und über ihre Heirat zu sprechen, wie?

„Nein, ich kann eben nicht zum Essen kommen.“

Aber es wäre doch wohl ein Naturgesetz, daß sie etwas essen müßte?

„Gewiß.“

Warum also nicht mit ihm?

„Ich kann dir nicht sagen, warum.“

Ob da jemand im Büro wäre?

„Ja.“

Nun, könnte sie die betreffende Person nicht hinauswerfen und ein Einsehen haben?

„Nein.“

Dann würde er gleich mit vorbeikommen und sich dazugesellen.

„Bitte nicht. Es paßt mir heut nachmittag nicht.“

Und heut abend, bei ihr zu Hause?

„Lieber nicht.“

„Ja, ist denn der Teufel in dich gefahren?“

Sie zerbrach sich den Kopf nach einer Formel, mit der sie ihn zum Schweigen bringen könnte, und schließlich rief sie, jedoch in einem freundlichen, um nicht zu sagen liebevollen Ton:

„Dank für den Anruf.“

So, daraus konnte Maude wohl kaum schlau werden! Sie legte den Hörer auf und blickte die geplagte junge Verkäuferin an.

„Sie haben sich zuerst beschwert, denken Sie daran! Sie fanden, daß Lila sich schlecht benähme und daß ich die Flitterwochen von Madame stören sollte.“

„Es tut mir leid, Fräulein Mitchell.“

„Also gut, sie kann bleiben, aber sie muß sich entschuldigen. Das ist das mindestel!“

Glücklich eilte Maude hinaus. „Dafür werde ich schon sorgen!“

Als sie wieder allein war, rief sie Bob an, aber Muri antwortete, daß der junge Herr Morton soeben ausgegangen wäre und erst spät nach Hause kommen würde.

Eine halbe Stunde später kam Maude wieder in das Büro, nicht um Lila mit ihrer Entschuldigung zu bringen, sondern um Kate einen geöffneten Brief zu zeigen.

„Wissen Sie irgend etwas davon, Fräulein Mitchell?“

Auf den ersten Blick war Kate überrascht, die Absender-Adresse: Am Gramercy-Park zu erkennen. Sie las:

„Meine liebe Ruth,

ich habe von Frau Laval einen Scheck bekommen mit der Nachricht, daß Du den Mantel zurückgegeben hättest und mit der Bitte, daß ich das Geld zurücknehmen sollte. Ich weigere mich, dies zu tun. Das Geschenk war aus aufrichtiger Zuneigung erfolgt und gehörte Dir ein für allemal. Es steht in Deinem Belieben, es so zu verwenden, wie es Dir am besten paßt. Ich würde es für ein Zeichen von Freundlichkeit und Wohlwollen halten, wenn Du bald davon Gebrauch machen wolltest.“

Das war der Brief, mit seinem Namen am Ende und dem Datum. Kate zählte auf dem Kalender zurück. Es



war der Tag vor der Hochzeit, der Tag, an dem die Laval sie mit den Neuigkeiten überrascht hatte.

Sie sah zu Maude auf. „Wo haben Sie das her?“

„Fräulein Romain bat mich, es Ihnen zu zeigen.“

„Sie ist hier?“

„Sie wollte zwei Kleider kaufen, aber Madame sagte uns, daß sie für keinen Cent mehr Kredit bei uns hätte und daß wir ihr — wenn es irgend geht — lieber nichts mehr verkaufen sollten, auch dann nicht, wenn sie bar zahlte. Also erinnerte ich sie daran, daß sie in unserer Gegenwart mit Ihnen vom Ende unserer Geschäftsbeziehungen gesprochen hätte; und sie sagte, ja so wäre es, aber Herr Morton wollte sein Geld nicht zurück haben, und sie verstehe es so, daß er die Sache mit Madame geregelt hätte. Ich sagte, daß ich mit Ihnen darüber sprechen müßte, und sie meinte: Zeigen Sie dies.“

In Maudes Augen lag etwas, das Kate beunruhigte. Also Morton hatte mit Ruth Romain noch nicht Schluß gemacht! Die Affäre zog sich noch weiter hin! Oder . . . vielleicht versuchte Ruth, sie hinauszuziehen!

„Ich glaube“, sagte Kate, „ich muß wohl mit ihr reden.“

Ruth wartete im Vorführungsraum, vergnügt mit Lila schwatzend, weder traurig noch hoffnungslos, sondern im Gegenteil, Behagen und Fröhlichkeit um sich verbreitend. Ihr Gesicht strahlte, so oft sie lächelte.

Auf den benachbarten Stühlen lagen die Kleider ausgebreitet, die sie kaufen wollte.

Kate kam mit dem Brief in der Hand.

Ruth lächelte liebenswürdig. „Wie geht es Ihnen? Sind meine Kredit-Angelegenheiten in Ordnung?“

Kate versuchte, sich auf das freundliche Lächeln und den liebenswürdigen Tonfall einzustellen.

„Ich bin davon überzeugt, Fräulein Romain, aber ich weiß nichts darüber. Madame sagte mir nur, daß der Scheck an Herrn Morton zurückgegangen sei.“

„Nun, Sie sehen ja, was in diesem Briefe steht. In Ihren Büchern muß doch eine Notiz darüber sein.“

Kate gab sich Mühe, weiter freundlich zu sein. „Nein, nichts. Wenn Herr Morton deswegen an Madame etwas geschrieben hatte, so muß sie den Brief mitgenommen haben.“

Ruth lachte bewundernswert sorglos. „Er sah sie so oft, daß er es wohl nicht schriftlich niederzulegen brauchte; aber sie hätte es Ihnen sagen sollen. Nun — was geht es mich an! Kann ich diese Kleider nehmen?“

Kate zögerte. „Wenn Sie vorläufig einen Scheck dafür hierlassen wollten . . .“

„Ich denke garnicht daran!“

„Ich fürchte, daß ich dann an Madame telegraphieren muß.“

Während sie sprach, gab sie unbewußt Mortons Brief zurück. Sie machte sich Gedanken über Ruth, die ihren Ärger und ihre Verlegenheit nicht verbergen konnte. Aber in einer plötzlichen guten Laune klärte sich das Gesicht der Schauspielerin wieder auf.

„Es hat keine Eile. Telegraphieren Sie nicht, schreiben Sie ihr! Und Sie sollten vielleicht Herrn Mortons Brief mitschicken.“

Kate atmete auf. „Das werde ich tun, wenn Sie warten können.“ Dann dachte sie daran, wie die Laval mitten in ihren Flitterwochen diesen Brief aus einem ihrer Geschäftsumschläge herausnehmen würde. „Nein, Sie können ihn behalten, Fräulein Romain; ich werde telegraphieren.“

Vielleicht ahnte Ruth die Ursache der plötzlichen Verlegenheit des Mädchens. Sie hatte eine so wunderbare Leichtigkeit an sich, wie man sie nicht bei einer Frau erwartet hätte, die soeben den Zusammenbruch einer großen Liebe erlebt hatte. Ihre Schönheit, ihre strotzende Gesundheit, ihre Heiterkeit wirkten auf Kate unheimlich. Diese Frau glaubte nicht daran, daß das Märchen zu Ende war. Vielleicht erlaubte sie Morton, als ein Zwischenspiel die Ehe zu versuchen; aber sie hatte die Absicht, ihn zurückzugewinnen; und zu ihrer Kriegslist gehörte irgendwie dieser Kleiderkauf und das Vorzeigen dieses Briefes. Jetzt wandte sie sich um und ließ Kate mit dem Brief in der Hand stehen.

„Schicken Sie ihn ihr“, drängte sie. „Ich werde Herrn Morton schreiben, daß der Brief unterwegs ist. Er wird alles mit Madame besprechen.“

Draußen vor der Tür hielt sie sich noch einen Augenblick auf, um Paul zu bezaubern, der sie für sehr schön hielt. „Eine freundliche Dame“, berichtete er Gloria. Diesmal fuhr keine geduldige Taxe für sie um den Häuserblock herum. Die Vorübergehenden sahen ihr nach, um noch länger zu beobachten, wie lebhaft sie ausschnitt.

Mit Maude und Lila allein gelassen, wurde Kate erst richtig wütend über die Geschicklichkeit, mit der Ruth die Intrige wieder aufgefrischt und sie selbst hinein verwickelt hatte. Erst jetzt dachte sie daran, daß der Beweggrund Rache sein könnte. Einen Bedarf an neuen Kleidern konnte Ruth kaum haben, aber der Brief würde Marguerite verletzen, und Morton würde nicht froh darüber sein, daß das jetzt wieder aufgerührt wurde, gleichgültig, was für eine Harmlosigkeit der Brief auch darstellte. Sie wollte ihr Glück zerstören, und Kate sollte ihr dabei helfen!

„Sollen wir die Kleider reservieren“, fragte Lila, taktvoll wie gewöhnlich, „bis Sie aus Palm Beach Antwort haben?“

„Tun Sie sie dahin, wo sie hingehören! Wir verkaufen ihr nichts!“

Indem Kate sich in das Büro begab, rief Lila: „Aber was soll ich sagen, wenn sie wiederkommt?“

„Dann werde ich mit ihr sprechen!“

Sie setzte sich an den Schreibtisch der Laval, las sorgfältig den Brief, um sicher zu sein, daß ihr nichts entgangen war, dann zerriß sie ihn in kleine Vierecke und warf die Schnitzel in den Papierkorb. Ruth wollte Madame verletzen? Sehr gut, also Krieg bis aufs Messer!

Als sie an diesem Abend heimkam, in die Wohnung im Osten, in der 67. Straße, sprach Bob bereits ernsthaft mit ihrer Mutter; die Unterhaltung mit ihm hatte Frau Mitchell augenscheinlich in einen Zustand freudiger Erregung versetzt.

„Mädel“, schrie sie, „ich bin außer mir vor Überraschung!“

„Ich weiß wirklich nicht, weshalb, Mutter. Laß mich erst einmal den Hut abnehmen!“

„Du hast mir nichts davon gesagt, daß du morgen heiratest!“

„Das werde ich auch nicht!“

„Abermals ein Mißverständnis“, verbesserte Bob. „Ich habe den Plan erklärt, und deine Mutter hegt mit mir die Hoffnung, daß du dich als eine gute Frau erweist; so steht also für uns alle nichts mehr im Wege. Nebenbei bemerkt, ich habe an Vater und Marguerite telegraphiert, daß sie gegen zehn Uhr dreißig an uns denken sollen.“

Sie stand in der Mitte des Zimmers und sah ihn – und nicht ihre Mutter – an, obwohl Frau Mitchell glücklich und liebevoll den Arm um sie gelegt hatte.

„Es tut mir schrecklich leid, aber ich hatte meine guten Gründe, unser gemeinsames Abendessen abzulehnen, und noch bessere für mein Bedenken, daß wir nicht heiraten sollten. Nicht jetzt!“

„Ohne Zweifel hat auch Eva das zuerst gesagt“, rief Frau Mitchell aus, „aber es ist die einzige Bemerkung, die eine Frau machen kann; und du darfst davon überzeugt sein, daß ein Mann sie richtig versteht.“

Kate hörte gar nicht auf sie. „Du hättest heut abend nicht herkommen sollen! Ich möchte mich verkriechen und nachdenken!“

Mit einer plötzlichen Sanftmut nahm er ihre Hände in die seinen. „Also gut, ich werde gehen! Ich habe die ganze Zeit über angenommen, daß du mich liebtest. Gilt dies noch?“

„Ich hoffe: ja!“ Sie wollte ihre Hände zum Gesicht aufheben, aber er hielt sie fest. „Wenn es nur auf uns selbst ankäme, würde ich in dieser Minute heiraten!“

Frau Mitchell wurde ernst. „Bin ich das Hindernis?“

Kate riß ihre Hände los. „Nein, du nicht, aber sein Vater!“

„Mein Vater?“

Jetzt befreite sie sich von der Erbitterung, die sie den ganzen Tag mit sich herumgetragen hatte, und schrie es fast heraus: „Diese Romain spukt wieder herum, und er schreibt ihr Briefe, und es wird einen großen Kummer für Madame geben, und du wirst auf seiner Seite sein, und ich auf ihrer!“

„Natürlich bin ich auf seiner Seite, immer!“ Nicht einmal Frau Mitchell mochte Bob als Zuhörerinnen haben,

wenn über seinen Vater gestritten wurde. Seine Stimme klang ruhig. „Was ist das mit den Briefen?“

Kate hörte auf ihre Augen zu trocknen und steckte das Taschentuch fort. „Es tut mir leid, daß ich das sagte!“

„Jetzt sag uns alles! Um was für einen Brief handelt es sich?“

„Sie kam heut in den Laden, mit einer Benachrichtigung von ihm, die einen Kredit für ein paar Kleider betraf und — ach, ich möchte nicht darüber sprechen!“

Bob's Kinnbacken waren angespannt. „Ich würde diesen Brief gern lesen! Ich werde morgen in den Laden kommen.“

„Nein, das ist nicht mehr möglich. Ich habe ihn zerrissen.“

Er starrte sie an. „Du sagst, mein Vater hat an Ruth Romain geschrieben?“

„Ja.“

„Aber du hast die Briefe zerrissen?“

„Es war nur einer.“

„Und du hast ihn zerrissen?“

„Ich wollte, daß Madame ihn niemals sieht. Es würde ihr das Herz brechen.“

„Was stand in dem Brief?“

„Er teilte ihr mit, daß er nach alledem doch noch diesen Mantel bezahlen wollte. Es handelt sich nicht um die Worte dabei, sondern um die Tatsache, daß er ihr überhaupt noch schreibt. Du brauchst kein Kreuzverhör mit mir zu veranstalten! Als sie den Laden verließ, kündigte sie vor Maude und Lila an, daß sie ihm nach Palm Beach schreiben würde.“

Sie schwiegen eine kurze Weile, um sich wieder zu sammeln und auf das, was nun folgen mußte, vorzubereiten.

Schlimm in Verlegenheit gebracht durch ihre Erzählung, aber nicht im geringsten betrübt stand Bob da, blickte auf den Fußboden und schnippte mit den Fingern. Nachdem sie ihrer Erbitterung Ausdruck verliehen hatte, bereute sie es, seinen Vater angegriffen zu haben, und noch dazu in Gegenwart ihrer Mutter.

Am Tisch saß mit glänzenden Augen Frau Mitchell in ihrem Stuhl, tief betroffen, aber nicht entmutigt, und beobachtete den Fortgang des Streites.

„Es tut mir leid, daß ich davon sprach“, sagte Kate, „aber es hat mich den ganzen Tag über unglücklich gemacht.“

„Ich begreife deine Einstellung.“ Er mäßigte seinen Ton. „Du würdest dich vorerst nicht geborgen dabei fühlen, in eine Familie hinein zu heiraten, die einen Mann wie meinen Vater zum Oberhaupt hat.“

„Bob!“ rief sie abwehrend aus.

„Du weißt, daß es an dem ist. Nun hast du den schlagenden Beweis, daß er seiner neuen Frau untreu ist.“

„Das habe ich nicht gesagt!“

„Und doch hast du es gesagt, und das Beweisstück war natürlich sehr wichtig, aber du hast es zerrissen!“

„Willst du damit sagen, daß du mir nicht glaubst?“

„Du bittest mich, eine ganze Menge zu glauben, nicht wahr? Auf Grund dieses Briefes, den du vernichtet hast, soll ich zugeben, daß mein Vater kein Gentleman ist! Du willst, daß ich das Ganze völlig mit deinen Augen ansehe! Seinetwegen möchtest du mich nicht heiraten! Ist es nicht so?“

„Ganz und gar nicht!“

„Dann verstehe ich nicht, was du eigentlich gemeint hast!“

Frau Mitchell versuchte, den Streit zu schlichten, ihre Stimme zitterte in ihrer Zuneigung für beide. „Aber nicht doch, Kinder! Ihr seid auf einem ganz falschen Wege! Heiratet oder heiratet nicht, ganz, wie ihr wollt, aber sagt euch nicht solche Dinge! Kein Wort mehr, Kate, ich bitte dich!“

Ihre Tochter versuchte es noch einmal ruhiger. „Ich habe es verpfuscht, ich weiß, aber es sollte nicht so schwer zu verstehen sein. Wahrscheinlich ist es Ruth Romains Schuld.“

Bob ging darauf ein. „Das war es immer!“

„Wenn er sie liebte, bevor er Madame traf, so ist das natürlich seine eigene Angelegenheit.“

„Stimmt!“

„Aber jetzt, da Madame annimmt, daß die Affäre vollkommen zu Ende ist . . .“

„Hat diese Frau mit dir über meinen Vater gesprochen?“

„Du brauchst sie nicht diese Frau zu nennen! Sie hat nie ein Wort über ihn gesagt — nicht, nachdem sie beschlossen hatten, zu heiraten.“

„Dann also vorher?“

Kate wollte der Frage ausweichen. „Laß uns doch hier aufhören. Wir machen es nur schlimmer!“

„Was sagte sie über meinen Vater?“

„Nur nette Dinge. Als ich zuerst die Geschichte von Ruth hörte, sagte sie, daß er ein feiner Kerl wäre und Ruth sicher wegen anderer Eigenschaften, die nichts mit ihrer Gewöhnlichkeit zu tun hätten, lieben müßte.“

Bob's Ton wurde eisig. „Es ist schlimm, daß du diesen Trost brauchtest!“ Er streckte seine Hand aus. „Gute Nacht!“ Weil in seinem Händedruck keine Wärme lag,



blieben auch ihre Finger schlaff. „Auf Wiedersehn, Frau Mitchell!“

„Gehen Sie jetzt nicht! Sie und Kate sollten sich nicht in dieser Stimmung trennen! Ich wünschte, daß ich Ihnen helfen könnte, mein lieber Junge!“

„Vielen Dank!“ Er verbeugte sich und wandte sich um.

„Ich sagte die Wahrheit über diesen Brief“, sagte Kate, „aber es mag Unrecht gewesen sein, ihn zu zerreißen. Ich glaube, ich kann jedes Wort wiederholen.“

Er war ganz starr geworden. „Bemühe dich nicht!“

Sie reckte ihre Arme zu ihm auf. „Wenn du mir nicht glaubst, frag Ruth Romain!“

„Das ist genau das, was ich bereits beschlossen habe! Wenn mein Vater nicht durch und durch ein anständiger Kerl ist, so werde ich das jetzt erfahren!“

Sie lauschten seinen Schritten, als er die Treppe hinunterging; Kate sank am Tisch nieder, den Kopf auf ihren Armen, und Frau Mitchell kam zu ihr und legte liebevoll die Hände auf ihre Schulter. Ein stilles Lächeln leuchtete auf dem Gesicht der älteren Frau.

„Was in aller Welt ist das? Ich bin sprachlos!“

Kate begann zu schluchzen. „Ich liebe ihn so!“

„Diesen Eindruck hatte ich weiß Gott nicht!“ sagte Frau Mitchell.

„Ich weiß — ich bin vollkommen verrückt!“ Sie kämpfte wieder mit einem Anfall von Schluchzen. „Er liebt seinen Vater mehr als mich!“

Diesen höchst strittigen Satz wollte Frau Mitchell jetzt lieber nicht nachprüfen. Sie zog einen Stuhl dicht zu ihrer Tochter heran und heftete einen träumerischen Blick auf die Tischplatte.

„Wenn du einen Mann vor einen Konflikt stellst, so

glaubt er, daß du von ihm eine Tat verlangst. Er denkt, daß er handelnd damit fertig werden müßte. Ich hätte gern gewußt — selbst wenn sein Vater diese Künstlerin noch mag — welche Tat du in diesem Fall von Bob verlangtest?“

„Keine. Es würde nur nicht erfreulich sein, gerade jetzt zu heiraten, da sich dieser Verdruß an unsere Fersen heftet. Er wollte, daß wir unsere Hochzeitsnacht in der Wohnung verbringen. Das wäre das Richtige! Ich würde Madame vor mir sehen und vielleicht jene andere Frau, alle zusammen auf derselben Stelle. Es ist eben eine ganz tolle Geschichte!“

Die Spannung ließ langsam nach. Frau Mitchell setzte ihre Betrachtungen mit offenbarem Genuß fort.

„Die einzige Möglichkeit, die ihm einfiel, war die, mit der Künstlerin zu sprechen. Zu diesem Entschluß hast du ihn eigentlich gezwungen. Ich kann mir seine durchaus natürlichen Beweggründe vorstellen. Er will über seines Vaters Charakter Klarheit schaffen, zum mindesten sich selbst. Weißt du, was jetzt geschehen wird?“

Kate, deren Kopf noch auf den Armen lag, bezeugte keine Neugier, aber die Betrachtungen ihrer Mutter waren grausam und wenig ermutigend.

„Sie wird ihm zweifellos erzählen, daß die Geschichte zu Ende sei. Schon die Rücksichtnahme auf sich selbst würde ihr diese Antwort diktieren, und wahrscheinlich ist sie zu klug, um diese Gelegenheit nicht zu benutzen. Sie wird ihm zu verstehen geben, daß sie seinen Vater anbetet und sich jederzeit mit Freuden opfern würde, wenn sein Glück es erfordert. Damit wird sie Bobs Vertrauen gewinnen. Dann werden sie Gedanken darüber austauschen, was das Glück des Herrn Morton erfordert; und

sie wird ihm sagen, daß sein Vater sein eigentliches Schicksal in Frau Laval gefunden hat.“

Jetzt konnte Kate ihr Interesse nicht mehr verhehlen.

„Ja, das ist das, was eine geschickte Frau sagen würde. Und nachdem sie seinen unglücklichen Argwohn vollkommen zunichte gemacht hat, wird Bob erkennen, wie edelmütig sie ist. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie es für notwendig hielte, sich noch öfter als das eine Mal mit ihm zu treffen. Wirklich, es ist nicht ausgeschlossen, daß er ihr nächster Liebhaber wird!“

„Mutter!“

„Derartige Geschichten gehen häufig so aus“, meinte Frau Mitchell. „In Romanen scheint es grundsätzlich so zu sein: wenn ein Sohn mit seines Vaters früherer Geliebten eine Zusammenkunft hat, so scheidet er unmöglich mit freiem Herzen.“

Kate sprang auf und eilte in ihr Zimmer. „Lächerlich! Sie ist so alt, daß sie seine Mutter sein könnte.“

„Eben deshalb“, beharrte Frau Mitchell triumphierend.

## VIII

Lattimer und Marguerite lagen in der Nähe von Breakers-Hotel ausgestreckt im Sande. Sehr häufig schlug er jetzt diesen belebten Platz anstelle der einsamen Inseln für ihr Bad vor. Es war vielleicht eine Geste der Reue oder ein Versuch, ihr zu beweisen, daß er nicht länger eifersüchtig sei. Sie sagte ihm, daß sie die Einsamkeit mehr liebte, aber er blieb bei seinem Vorsatz und – ihr Glück bewegte sich wieder in ruhigen Bahnen.

Er trug jetzt auch kurze Badehosen, wie es hier modern war, und sie hatte das zweiteilige Kostüm an, das ihn

am Anfang ebenso sehr entsetzt wie entzückt hatte. Die Sonne hatte ihnen beiden gut getan, und Schultern und Rücken, Brust und Schenkel waren tiefbraun geworden. Die Badenden, die sie jetzt faul beobachteten, trugen in manchen Fällen sogar noch weniger, aber in diesem seltsamen, heiteren Klima erschien Freiheitlichkeit als das Richtige und Prüderie lächerlich. Die Neuankömmlinge konnte man an ihrer weißen Haut und an ihren zimperlichen Achselbändern erkennen.

Zwei vollständig angezogene, schwitzende junge Männer trollten sich mit Foto-Apparaten am Strand entlang und knipsten für die Sonntags-Beilage ihrer Zeitung die Berühmtheiten aus der Gesellschaft.

Ein paar Körper waren es schon wert, unverhüllt gezeigt zu werden; sie hatten — wenn nicht Schönheit — so doch Gesundheit aufzuweisen und sahen tatsächlich gut aus. Bei anderen jedoch wurde man bedenklich: enorme Bäuche, ungeheure Schenkel, dicke Knie oder Fesseln. Eine dieser Erscheinungen ging bei ihnen vorbei, eine junge Frau mit einem süßem Gesicht, aber im übrigen ziemlich aus den Fugen. Ihre Arme und Schultern waren schlank, ihre Brust gut modelliert. Am Abend, über den Tisch hinüber, konnte man ihre übrige Figur leicht falsch einschätzen, aber jetzt, in ihrem knappen Bade-Dreß, offenbarten sich in erschütternder Weise Hinterfront und Schenkel.

Marguerite rollte sich im Sand herum und lachte leise.

„Was die braucht“, meinte Lattimer, „ist eine Drüsenbehandlung.“

Marguerite hielt den Fall für einfacher. „Sie ißt die falschen Sachen.“

Lattimer streckte sich bequem aus. „Ja, das wird es

sein. Die besten Spezialisten für Drüsen setzen einen auf Diät.“

Marguerite hob den Kopf, um der entschwindenden Figur nachzusehen. „Ihre Mutter war eine Bäuerin, mindestens ihre Großmutter.“

„Was hat das damit zu tun?“

„Auf dem Land müssen sie etwas Deftiges essen; das ist das einzige, was sie mögen. Wenn sie dann in die Städte kommen und dort leben, essen sie dasselbe, obwohl sie nicht mehr in der frischen Luft arbeiten. Nach hundert Jahren sehen sie ihre Fehler dann ein.“

„Du meinst, es könnte keine dicken Aristokraten geben?“

„Niemals! Nicht, solange er ein Aristokrat bleibt. — Ich mag dicke Leute nicht.“

Da sein eigener Körper sehnig war, blieb die Bemerkung unpersönlich. „Du glaubst, daß sie aus der Stadt kommt?“

„Alle dicken Bäuche kommen aus New York oder Philadelphia oder Chicago.“

„Nicht aus Boston?“

„Meine Kundinnen aus Boston sind schlank“, sagte sie. „Sie halten auf sich.“

Nach einer kleinen Weile stützte er sich auf die Ellenbogen und blickte auf sie herunter.

„Wäre es nicht Zeit, zurückzugehen?“

„Zum Hotel?“

„Nein, nach New York. Es wundert mich, daß du noch nicht genug von Palm Beach hast.“

Sie hob ihre Hand, streichelte seine Wange und lächelte. „Du möchtest gern herausbekommen, was mit deinem Jungen los ist. Diese Telegramme beunruhigen dich.“

„Nicht das erste Telegramm, in dem es hieß, daß er plötzlich heiraten würde; aber den Aufschub verstehe ich ganz und gar nicht.“

„Ach, dafür könnte es doch tausend Gründe geben und keinen einzigen von Belang. Vielleicht dachten sie an einen weit abgelegenen, romantischen Ort, wo es eine alte Kirche gibt, oder einen Priester mit einem langen Bart. In ihrem Alter ist die Szenerie für das Spiel sehr wichtig.“

„Aber ganz abgesehen von ihnen, Marguerite — sollten wir nicht bald zurückkehren?“

„Ich bin hier sehr glücklich gewesen. Können wir nicht noch eine Woche bleiben?“

„Wenn du willst, selbstverständlich. Ich dachte, es wäre dir vielleicht schon zu viel.“

Er rollte sich wieder auf seinen Rücken, um noch mehr Sonne abzubekommen, und sie beobachtete ihn, wie er mit geschlossenen Augen dort lag. Sie glaubte zu wissen, warum er auf die Abreise drängte. Und sie hätte gern gewußt, ob er vermuten konnte, warum sie zu bleiben wünschte. Er hatte Angst, in Palm Beach noch einmal Bentoff zu treffen; sie fürchtete eine Begegnung mit ihm in New York, bevor er seinen Dampfer bestieg. Daß er nach diesem zufälligen Zusammentreffen sofort abgereist war, bezweifelte sie nicht; aber Lattimer, der arme Bursche, sah Gespenster. Er hatte sein Bestes getan, um das Gespenst zu bezwingen, und sie hätte ihm gern gesagt, wie sehr sie seine Energie bewunderte.

Die Photoleute arbeiteten in ihrer Nähe, die beiden hatten vor ein paar Tagen auch von ihr und Lattimer eine Aufnahme gemacht. Das Bild würde jetzt wohl in den New Yorker Zeitungen erscheinen und vielleicht hatte George Bentoff es bereits — schmerzlich betroffen — gesehen.

Es tat ihr leid. Sie wunderte sich, warum es ihr nicht sehr leid tat.

Wie tief Lattimer litt, konnte sie nicht ermessen; aber es schmerzte sie, daß er überhaupt leiden mußte. Seltsam, daß seine quälende Eifersucht sie überhaupt berühren konnte, da sie doch an Bentoff nicht mehr hing! Sie hatten einst geglaubt, daß sie sich liebten, und er hielt diese Illusion noch aufrecht, — vielleicht war es auch keine Illusion. Mitgefühl war hier jedoch nicht am Platze. So mußte man eben im Leben für alles bezahlen. — Aber wahrhaft geliebt zu werden und doch eifersüchtig zu sein — das war Wahnsinn. Und Männer waren — darüber bestand für sie kein Zweifel, und sie hatte Lattimer gewarnt — zu diesem Wahnsinn fähig. Wenn ihr das früher zugestoßen wäre, so wäre sie einfach fortgegangen, um aus dieser ungesunden Atmosphäre herauszukommen; aber es würde ihr nicht leicht fallen, ihren Mann zu verlassen, selbst wenn seine Verrücktheit nicht so bald aufhörte. Sie wußte, sie liebte ihn. Für immer würde sie dem Schicksal dankbar sein, daß sie sich begegnet waren und einander erkannt hatten! Wieviel dankbarer noch, wenn der Eifersuchtsanfall bald vorübergehen würde!

Sobald George Bentoff wieder in Europa war, würde ihr Glück ungetrübt sein. Sie mußten noch eine weitere Woche warten, um jedem Risiko aus dem Weg zu gehen, dann konnten sie zurückkehren in ein dauerhaftes glückliches Dasein.

Sie mußte Lattimer davon überzeugen, daß es eine Notwendigkeit für sie war, ihr Geschäft weiterzuführen. Sie kannte seine Neigung, seine Frau wie einen Besitz im Haus zu halten; er hatte noch nicht begriffen, wieviel von ihrer Persönlichkeit, wieviel von dieser Eigen-

art, die er ihren Charme nannte, ihrem Kampf mit der wirklichen Welt entsprang. Sie wollte ihm sagen, daß sie mit ihrem kleinen Laden zu tief verbunden, daß diese Arbeit ein Teil ihres Wesens geworden war. Wahrscheinlich würde er zunächst einmal ärgerlich sein. Sie konnte seinen Anspruch voraussehen, daß alle ihre Neigungen nur ihm gelten sollten. Aber darum handelte es sich ja gerade. Er besaß alles von ihr, obgleich er es sich reichlich schwer machte, daran zu glauben. Um sich seine Ergebnisse zu erhalten, würde sie weiter die etwas unzugängliche und geheimnisvolle Frau spielen. Ein Instinkt warnte sie, niemals ihre Geschichte zu erzählen und ihm niemals vollkommen zu offenbaren, wie sie ihre Tage verbracht hatte.

Er war in der Sonne eingeschlafen, sein Kopf ruhte auf den sandbedeckten Armen. Wäre es klug, ihn aufzuwecken und ihm einen klaren Bericht darüber zu geben, was sich jemals zwischen ihr und Bentoff ereignet hatte, sowie zwischen ihr und jenen zwei Liebhabern, die jetzt tot waren? Ohne Frage wäre damit ihre Großzügigkeit, ihre völlige Ergebenheit erwiesen, und vielleicht seine Eifersucht geheilt; aber ebenso fraglos würde damit auch seine Verehrung nachlassen. Es stand in ihrer Macht, beides — Zauber und Schmerz — zu beenden und durch eine ruhige Häuslichkeit zu ersetzen, aber das Wagnis konnte leicht verhängnisvoll werden. Es war nicht gerade Häuslichkeit, wonach sein Herz begehrte.

Die Kameraleute kamen näher, während sie jede Gruppe am Strand beäugten, um auch ganz sicher zu sein, daß sie nichts Neues übersahen. Sie mußten schon recht nahe herankommen, ehe sie erkennen konnten, welcher ausgestreckt daliegende, braune Körper wem gehörte. Gewöhnlich kam es darauf hinaus, daß es irgend jemand



war, den sie bereits geknipst hatten. Sie waren sachverständig in ihrem Fach, besaßen ein gutes Gedächtnis für Namen, und holten geschickt ihre Informationen zusammen, auch wenn sie kein weiteres Bild wünschten. Sie plauderten mit der Gruppe rechts unter dem großen Schirm, und von dem Klang ihrer Stimmen wachte Latimer auf.

„Hallo, ich muß eingnickt sein. Was für ein herrlicher Tag!“ Er lächelte ihr zu. „Woran denkst du, mein Liebling?“

„An dich“, sagte sie. „Ich habe dich beim Schlafen beobachtet.“

Er lachte. „Da gibt es wohl nicht viel zu beobachten!“

„Im Gegenteil, niemals sah ich einen Mann anmutiger schlafen.“

In seinem Gesicht verzog sich keine Miene. Eilig sprach sie weiter.

„Mein Vater, den ich sehr verehrte, pflegte zu schnarchen.“

„Habe ich eben geschnarcht?“

„Das tust du nie.“

Da lag er, zufrieden, halb wach. Vielleicht hatte er jene unglückliche Bemerkung gar nicht beachtet, vielleicht war sie empfindlicher geworden als er.

Das Geplauder der Gruppe in ihrer Nähe wurde lauter.

„Was ist denn da los?“

„Reporter mit ihrer Kamera.“

„Nun, uns haben sie ja bereits eingefangen.“

„Jede Seele am Strand. Sie grasen alles ab.“

Mit geschlossenen Augen sprach er weiter. „Welch lustiger Gegensatz zwischen diesen Zeitungsleuten und den Sonnenbadenden!“

Jetzt gingen die Photoleute, durch den Sand stolpernd, bei ihnen vorbei.

„Ah, da ist ja Madame Laval! Einen Augenblick!“

Der eine von dem Gespann, der die Notizen machte, zog seinen Block heraus.

„Sagen Sie, gnädige Frau, ich hätte gern ein oder zwei Fragen an Sie gestellt, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Morton öffnete die Augen und setzte sich auf.

„Guten Tag, Herr Morton. Ich freue mich schrecklich, Ihre Gattin hier gefunden zu haben. Sie weiß mehr über die Leute an diesem Strand als Gott der Allmächtige selbst.“

„Wirklich?“

Der Reporter studierte den Block, um sich an einige Fragen zu erinnern.

„Haben Sie Frau Smythe hier gesehen? Die Smythes aus Long Island, wissen Sie! Ich hörte, daß sie im Whitehall-Hotel wohnen sollte, aber dort weiß man nichts von ihr. Der Redakteur der ‚Nachrichten aus der Gesellschaft‘ telegraphierte mir – wegen der Scheidung“, fügte er hinzu, als ob er damit alles erklären wollte.

Lattimer starrte den Burschen an. Wessen Scheidung bitte? Marguerite sagte, daß sie Frau Smythe nicht gesehen hätte.

„Ach, schade! Nun, vielleicht könnten Sie mir etwas über die Pettibones sagen?“

„Ich weiß gar nichts“, sagte Marguerite rasch.

Der Reporter blickte sie ungläubig an. „Sie kennen doch bestimmt Herrn Pettibone? Raymond Pettibone?“

Marguerite wurde ein wenig scharf. „Ich habe nie etwas von ihm gehört!“

Der Reporter suchte nach weiteren Fragen. „Bleiben Sie und Herr Morton bis zum Schluß der Saison hier?“

Marguerite lächelte. „Ich bin nur Wachs in seinen Händen. Sie müssen ihn fragen.“

„Wir gehen nächste Woche nach Haus“, sagte Lattimer.

Der Mann schrieb diese Information in beträchtlicher Länge nieder.

„Ich möchte Sie noch etwas fragen, über eine andere Person, die wir suchen. Sie kennen ihn wahrscheinlich — den Diamantenmann aus Europa. Wie ist doch sein Name?“

„Bentoff“, kam es prompt von seinem Genossen.

„Ach richtig, hier habe ich es notiert — George Bentoff, er wohnt weder im Whitehall-Hotel noch bei Breakers; aber ich vermute, daß er gern unter einem anderen Namen reist. In den Hotels wollten sie uns nicht das geringste über ihn sagen.“

Impulsiv antwortete Lattimer. „Im Whitehall-Hotel ist er nicht.“

„Dann muß er bei Breakers wohnen.“ Der Mann schrieb etwas auf seinen Block. „Sie kennen ihn, Herr Morton?“

„Kaum, nur vom Sehen.“

„Ich dachte, die gnädige Frau und er . . .“

„Wir kennen uns“, sagte Marguerite. „Er ist, wie Sie sagten, ein berühmter Juwelier — einer der besten.“

Der Reporter notierte ihre Bemerkung. „Also, vielen Dank jedenfalls! Hoffe, wir haben nicht gestört.“

Er und sein Mitarbeiter wandten sich der nächsten Gruppe links zu und weckten jemand anders auf. Lattimer begegnete Marguerites Blick.

„Sollen wir noch baden, ehe wir den Strand verlassen?“

Sie griff nach seiner Hand und drückte sie liebevoll. „Er ist nicht hier, du weißt es! Er wird nicht plötzlich aus dem Hotel auftauchen, um uns Kummer zu machen. Wir brauchen nicht fortzulaufen!“

Er lag wieder auf dem Sand und sagte eine Weile nichts, dann wandte er ihr den Kopf zu. „Natürlich brauchen wir das nicht!“

Dann, nach einer weiteren Pause: „Woher weißt du, daß er nicht hier ist? Hast du ihn gesehen? Oder gesprochen? Oder ihm geschrieben?“

Sie errötete, leicht verstimmt. „Nimm diese Fragen zurück!“

„Ich habe ein Recht, es zu wissen“, beharrte er. „Du hast doch soeben gesprochen, als ob du unterrichtet wärst.“

Sie wartete mit ihrer Antwort, bis sie wieder die Herrschaft über sich selbst erlangt hatte. Sie brachte es sogar fertig, ein bißchen zu lächeln.

„Nachdem er uns hier unvermutet gefunden hat, wird er selbstverständlich abgereist sein. Ich zweifle nicht daran, daß er bereits auf halbem Wege nach Europa ist.“

„Du hast nichts mehr von ihm gehört?“

„Lattimer!“

Ärgerlich setzte er sich auf. „Warum antwortest du nicht?“

„Weil ich meinen Stolz habe! Es gibt Fragen, die niemals gestellt werden sollten!“

Er stand auf und schüttelte den Sand von seinem Körper. „Gehen wir?“

„Nein, ich bleibe hier!“

„Du kommst nicht ins Hotel zurück?“

„Nicht gerade jetzt.“

Er stand aufrecht da und blickte auf sie hinunter, während sie auf das Meer starrte, um — wie er dachte — ihm nicht in die Augen sehen zu müssen.

„Also gut“, sagte sie schließlich, „da das Unheil nun bereits angerichtet ist, kann ich es dir auch ebenso gut

sagen. Hoffentlich verschafft es dir Genugtuung! Ich habe ihn weder gesehen noch gesprochen, noch ihm geschrieben! Und er hat auch seinerseits nicht mit mir gesprochen, noch mir geschrieben! Soweit ich weiß, hat er mich nicht gesehen, ausgenommen jener Augenblick im Seminole-Hotel. Ist dir jetzt wohler?“

Unwillkürlich blickte er zu Breakers-Hotel hinüber. „Dann könnte er wirklich noch hier sein!“

Sie erhob sich vom Sand und schlüpfte in ihr Kleid. „Glaubst du nicht, daß du einen Fehler begehst? Jene Männer und ihre Fragen sind ein Zufall, nicht wahr? Warum übertreiben?“

Er wiederholte das Wort. „Übertreiben?“

„Ich bin traurig, Liebling — ich bin so traurig, wie ich es nur sein kann! Aber ich liebe keinen außer dir, und wenn dich das nicht glücklich macht, bin ich hilflos!“

Er war wieder zu Verstand gekommen. „Du hast ganz recht! Und wieder einmal bin ich ein Narr gewesen! Verzeih, Marguerite. Hab Geduld mit mir. Ich werde es lernen.“

Unterdessen erreichten sie das Hotel. Sie hatten sich vorgenommen, wieder heiter zu sein. Er gab sich große Mühe, alles gutzumachen.

„Wenn ich heute nachmittag über die Heimreise sprach“, sagte er, „so wohl deshalb, weil ich hier das vermisse, was wir in der Stadt haben könnten. Ich würde dich gern heut abend irgendwohin führen, wo es gute Musik gibt oder etwas, was uns ein ganz besonderes und erhebendes Erlebnis wäre!“

„Wir wollen wieder segeln! Das mag ich am liebsten. Jetzt wollen wir segeln! Und dann spät essen, wie wir es auch früher schon getan haben.“

Der Vorschlag gefiel ihm.

„Ich bin in zehn Minuten fertig“, sagte sie, als sie ihr Zimmer betraten. „Oh, hier sind ein paar Briefe! Ich habe beinahe schon vergessen, wie Post aussieht!“

Impulsiv nahm sie die Umschläge vom Tisch auf. „Hier ist einer für dich!“ Sie gab ihm den Brief, und er erkannte die Handschrift.

„Von Bob. Nun werden wir etwas Genaueres über diese Telegramme hören!“

Er riß den Umschlag auf. Während er in den Brief vertieft war, drehte sie einen anderen, an ihn gerichteten Brief in den Händen. Auf der Rückseite stand in deutlicher Schrift der Name Ruth Romain. Leise legte sie ihn auf den Tisch zurück und öffnete einen Brief von Kate.

„Das sind ja schöne Geschichten“, rief Lattimer aus. „Sie heiraten überhaupt nicht! Ich fürchte, sie haben Streit gehabt.“

Marguerite las weiter. „So, Kate sagt nichts über einen Streit! Sie haben nur die Hochzeit bis zu unserer Rückkehr verschoben!“

Sie gab ihm den Brief des Mädchens zu lesen und – wie es ihr schien – griff er etwas fieberhaft danach. Er bot ihr nicht an, Bobs Brief zu lesen.

„Mach dir keine Sorge“, sagte sie eindringlich zu ihm. „Es kann nichts Ernsthaftes sein.“

Er steckte die Briefe in seine Tasche. „Schlimm ist das! Der Junge ist unglücklich!“

„Wir werden ihm zu seinem Glück verhelfen, sobald wir zurück sind! Würdest du gern früher reisen? Wir brauchen nicht bis zur nächsten Woche zu warten.“

Er blickte sie dankbar an. „Das wäre sicher gut! Laß uns Samstagabend heimfahren.“

Sie umarmte ihn tröstend und gab ihm einen innigen Kuß.

„So“, sagte er, „und jetzt wird gesegelt.“

„Gut! Einen Augenblick, ich pudere nur noch meine Nase. Da liegt übrigens noch ein anderer Brief für dich auf dem Tisch.“

## IX

An diesem Abend wehte ein sanfter Wind, und das Boot bewegte sich auf dem flachen See kaum vorwärts. Eine leichte Hand an der Ruderpinne genügte, um den Kurs zu halten, und Marguerite brauchte nicht Mannschaft zu spielen. Sie streckte sich auf den Deckpolstern aus, den purpurnen Himmel betrachtend und die rasch heraufkommende Nacht. Während ihre Augen abgewandt waren, beobachtete Lattimer ihr Gesicht. Die Ruhe, die auf ihren Zügen lag, machte ihn stutzig. Sie mußte den Namen auf der Rückseite des Briefes erkannt haben, doch hatte diese Entdeckung — soweit er feststellen konnte — sie nicht im geringsten bestürzt.

„Dies wird wohl unsere letzte gemeinsame Segelfahrt sein“, meinte er. „Das heißt: auf diesem Teich.“

Gefiel ihr der Gedanke? Wenigstens strahlte ihr Gesicht. „Wie wir gegenseitig unsere Gedanken lesen können! Ich wußte, daß du daran dachtest! Es war eine glückliche Zeit, nicht wahr?“

„Ja, sehr!“

„Es tut dir nicht leid, daß du mich geheiratet hast?“

„Was für eine Frage!“

„Aber ich hätte gern die Antwort gehört!“

„Je besser wir einander kennenlernen“, antwortete er

ernst, „um so mehr liebe ich dich! Ich hatte ja keine Ahnung davon, wie fein, wie klug du bist.“

Sie drehte sich soweit um, daß sie ihn anlachen konnte. „Du kennst mich überhaupt nicht, sonst würdest du so etwas nicht sagen! Ich mache mir gar nichts daraus, als klug bewundert zu werden.“

In der fast unbewegten Luft flatterte das Segel, als er kreuzte.

„Und du hast mich auch nicht geheiratet, weil du mich für klug hieltest, nicht wahr?“ beharrte sie. „Lieber würde ich glauben, daß es deshalb geschah, weil du verrückt warst.“

„Nein, nicht so. Ich liebte dich mit offenen Augen.“

„Oh, wirklich!“

Ihre Stimme schmeichelte ebenso wie sie neckte. Es war einer jener nicht seltenen Augenblicke, in denen er stark ihre Überlegenheit empfand. Sie liebte ihn und sie belustigte sich leise über ihn. Nach alledem hätte er gern gewußt, ob sie den Brief erkannt hatte.

„Ich wünschte“, platzte er unerwartet und reuevoll heraus, „ich wünschte, daß ich dich viel glücklicher machen könnte!“

„Aber warum denn? Ich habe doch alles, was ich mir je gewünscht habe!“

„Jene eifersüchtigen Anfälle – ich schäme mich ziemlich.“

„Sprich nicht davon – wir müssen das vergessen! Es war nur ein unglücklicher Zufall, daß er hierher kam; und wie du an dir selbst erfahren hast, war es schon ziemlich komisch. Das Beste wäre, wenn ein Zufall wie dieser sich nicht wiederholt. Und jetzt beginnen wir von neuem.“



Sein Zusammentreffen mit Bentoff erschien ihm von keinem Gesichtspunkt aus komisch. Er blickte auf das Wasser hinaus. Und sein Kummer legte sich langsam, ohne daß noch weiter über die Sache gesprochen wurde.

Sie suchte nach einem erfreulicheren Thema. „Hast du schon Pläne darüber gemacht, wie unser Leben sich gestalten soll, wenn wir jetzt nach New York zurückkehren!“

„Jetzt hast du meine Gedanken gelesen! Ich dachte gerade über die notwendigen Veränderungen in der alten Wohnung nach. Ich muß es mir abgewöhnen, den ganzen Raum für mich zu beanspruchen. Du wirst Platz brauchen, arme Frau! Wenn Bob heiratet . . .“

„Nein, das ist es nicht, was ich meinte! Nicht die Wohnung, sondern unser Leben. Wir haben unsere Ferien gehabt, nun müssen wir unseren gemeinsamen Werktag beginnen, viele gewöhnliche Tage, so viele! Wie schön, daß es so viele sind!“

„Nun, und was meinst du? Es wird so weitergehen wie bisher.“

„Ich hoffe nicht“, rief sie. „Das hier war nicht die Wirklichkeit des Alltags!“

Erstaunt wiederholte er ihre Worte, aber sie bestand darauf. „Nein, keine Wirklichkeit. Jetzt werden wir wieder auf die Erde hinunterkommen und werden sehen, woran wir eigentlich sind. Das Glück wird nur noch größer sein, bestimmt, aber wir müssen uns ein bißchen Mühe geben dabei. Küsse und Ekstasen verstehen sich von selbst.“

„Um was, meinst du, müßten wir uns bemühen?“

„Einander zu verstehen.“

„Aber das tun wir doch!“

„Nein, du verstehst mich nicht!“

Dann war also das Nichtverstehen, das sie befürchtete, einseitig. Widerstrebend mußte er zugeben, daß sie wahrscheinlich Recht hatte. Er wußte nicht, was sie über jenen Brief dachte. Wartete sie darauf, daß er zuerst davon sprach? Obgleich die Sache mit dem Laden verquickt war und also als reine Geschäftsangelegenheit behandelt werden konnte, bezweifelte er, daß weder sie noch er sie als solche behandeln könnten. Glaubte sie, daß es zwischen ihnen eine Erörterung über Ruth gäbe, sobald sie nach New York zurückkommen würden? — Jedenfalls wollte er jetzt nicht darüber sprechen; es war so schön, sich schweigend dahintreiben zu lassen. Die südliche Nacht mit ihren strahlenden Sternen gab ihm Gedanken ein, die weit entfernt von diesen Herzensproblemen waren. Er wollte tief die bezaubernde Luft einatmen und voller Frieden sein.

Die Brise wurde schwächer und für eine kurze Zeit hörte sie vollkommen auf. Marguerite rückte die Polster näher zu ihm heran, reichte ihm ihre Hand und überließ sie ihm. Da sie in der ruhigen Dämmerstunde das Boot nicht zu bedienen brauchten, hob er sie auf und zog sie nah zu sich heran, bewegt von dem Zauber ihres Körpers, aber tiefer noch von dem Wunsche, alle Mauern zwischen ihnen einzureißen und eins mit ihr zu werden im Geiste. Es bedurfte keiner Worte, um ihm zu versichern, daß auch sie sich danach sehnte. In dieser stillen Stunde empfanden sie eine vollkommene Übereinstimmung.

Als der Wind wieder aufkam, steuerte er zum Hafen, und schweigend gingen sie in ihr Zimmer zurück. Jeder war sich der starken Harmonie bewußt und darauf bedacht, sie nicht zu zerstören. In einem tieferen Sinn war dies eine zweite Hochzeitsnacht, und er war ein wenig verwundert darüber, daß aus dem, was ihm als Verwirrung

erschieden war, eine solche Ekstase hatte erwachsen können. Als sie das Hotel verlassen hatten — beide in ihren Gedanken mit Ruths Brief beschäftigt — hatte er nicht geahnt, daß sie in dieser vollkommenen Liebe zurückkehren würden. Er beehrte sie zu besitzen, körperlich und seelisch, und so restlos, daß er für sie die ganze Welt bedeuten würde, die Welt, die sie kannte oder sich vorstellte oder an die sie sich erinnerte.

Sie befreite sich von seinen Küssen nur solange, um aus ihren leichten Sommersachen herausschlüpfen zu können. Sie war bereit, sich ganz seiner Leidenschaft hinzugeben. Und wenn er je daran gezweifelt hatte, daß sie ihn ebenso nötig brauchte wie er sie, so mußten ihre leuchtenden Augen ihn jetzt von seinem Irrtum heilen, als sie dort in dem gedämpften Licht des Zimmers lag, bereit, erwartungsvoll.

Warum mußte ihm sein Gewissen gerade jetzt einen Streich spielen? Er hielt es für nötig, Erklärungen abzugeben.

„Dieser Brief“, sagte er, „war von Ruth Romain.“

Sie brach in ein Gelächter aus. „Natürlich!“

„Ich möchte dir sagen, was sie schrieb.“

Ihr Lachen hörte nicht auf, und er wurde ärgerlich.

„So komisch ist das eben nicht.“

„Aber doch! Wem außer dir, Liebling, würde es einfallen, so etwas in einer solchen Stunde zu erwähnen!“

„Aber ich möchte nicht, daß du dir Gedanken darüber machst.“

„Das tue ich auch nicht!“

Er öffnete den Schrank, wo seine Jacke hing, und holte den Brief aus der Tasche.

„Ich werde ihn dir vorlesen.“

„Aber ich weigere mich, zuzuhören! Ihre Briefe gehen mich nichts an!“

„Dieser Brief doch. Es handelt sich um den Kredit in deinem Geschäft.“

„Ach — sie will neue Kleider!“

Seine Augen überflogen die Seite. „Deine Sekretärin hat ihr gesagt, daß sie keinen Kredit hätte.“

„Das wußtest du ja bereits! Als du dich weigertest, deinen Scheck zurückzunehmen, sagte ich dir, daß ich den Betrag gutschreiben würde, — aber nicht ihr. Es ist ganz einfach — du solltest den Kredit auf jemand anders übertragen.“

„Aber das könnte mißverstanden werden.“

„Will sie das nicht gerade?“

„Ich habe ihr doch dieses Geschenk gemacht, bevor ich dir begegnet bin. Wenn ich jetzt einen Mantel für sie kaufe, würde es so aussehen, als ob ich ihr noch immer Geschenke machte.“

„Natürlich! Diese Möglichkeit hat sie nicht übersehen. In Wirklichkeit braucht sie gar keine neuen Sachen. Aber sie ging in meinen Laden, zu meiner Sekretärin, sie wollte mich und alle meine Leute wissen lassen, daß du immer noch Garderobe für sie kaufst.“

Er verstand, er hatte es von Anfang an richtig verstanden.

„Es tut mir leid, daß ich diesen Brief gerade heute bekam. Wirklich, ich habe zu gut von ihr gedacht, ich habe nicht geglaubt, daß sie so etwas tun könnte.“

„Siehst du, sie liebte dich.“

„Aber das bezeugt man nicht auf solche Weise!“

„Es ist auch eine Möglichkeit. Sie wirft eine Bombe — mitten in deine Flitterwochen.“

Er zerriß den leidigen Bogen und sah sich nach einem Papierkorb um.

„So! Ich wollte nur, daß du Bescheid weißt.“

Als er nahe an sie herankam, hielt sie einen Augenblick sein Gesicht von dem ihren fort.

„Laß sie den Mantel haben oder was sie sonst will. Ich werde Kate schreiben.“

„Nein, wirklich, das möchte ich nicht.“

Sie lächelte. „Ich sollte dir jetzt zeigen, wie man nicht eifersüchtig ist! Ich werde dich strafen, indem ich dir eine Lektion gebe. Dieser Mantel gehört, — wie du sagst — zu jenen Tagen, die vor unserer Begegnung lagen. Es wird eine große Befriedigung sein, sie in den Laden kommen und alles fortnehmen zu lassen, was nur zu jenen Tagen gehörte. Dann werden wir ihr nichts mehr schulden, und für dich wird es sehr peinlich sein, wenn du wieder eifersüchtig bist.“

Er mußte sich ein wenig rechtfertigen. „Dir ist nicht ganz behaglich im Gedanken an sie zumute — vor einem Augenblick warst du im Begriff, aufzufahren!“

„Ja, aber dann erinnerte ich mich daran, daß ich dir ein gutes Beispiel geben müßte. Und es war nicht Eifersucht — aber ich kenne eben meine Geschlechtsgenossinnen. Sie mußte ihre Rache an mir nehmen.“

„Nun, und wie kann ich davor sicher sein, daß George Bentoff nicht ebensolche Wünsche hat, da er dich noch liebt?“

Sie streckte ihre Arme empor. „Du hast versprochen, nie wieder von ihm zu reden! Außerdem wird es keine Gelegenheit geben — er schreibt mir nicht.“

Als Bob Ruth Romain fragte, ob er sie besuchen dürfte, zögerte sie mit der Antwort. Durch das Telephon hindurch nahm er wahr, wie unschlüssig sie war.

„Heute?“ fragte sie. „Ich habe um vier eine Verabredung.“

„Es ist jetzt erst zwei. Ich könnte in zwanzig Minuten bei Ihnen sein.“

Sie zögerte so lange, daß er sich fragte, ob die Verbindung unterbrochen worden sei.

„Hallo! . . . Hallo!“

„Ich dachte gerade nach“, antwortete sie. „Ja, es wird gehen, kommen Sie jetzt.“

Elise, das Mädchen, mußte die besondere Bedeutung des Besuches begriffen haben, denn sie musterte Bob eingehend, als sie die Tür öffnete. Sie hielt zu Ruth und war im Augenblick allen Mortons feindlich gesonnen.

„Ist Fräulein Romain zu Hause?“

Das war seines Vaters Frage und beinahe auch seines Vaters Stimme. Elise gab — gegen ihren Willen — zu, daß Fräulein Romain in der Halle warte.

Sie war sehr flott angezogen, fertig zum Ausgehen. Das Stelldichein, von dem sie gesprochen hatte, war eine Erfindung, das Straßenkostüm sollte ihm zu verstehen geben, daß er nur aus besonderem Entgegenkommen empfangen wurde und sie nicht aufhalten durfte.

Aus der Nähe betrachtet erschien sie ihm jünger als er vermutet hatte. Das Bühnenlicht war tatsächlich ungünstiger für sie gewesen als das weiche Licht ihres Zimmers. Er war froh, daß dieses persönliche Zusammentreffen ihm bestätigte, was sein Vater gesagt hatte. Ja, sie

war eine schöne Frau und irgendwie gutherzig. Er hatte oft gehört, daß Frauen mit jenen großen, ruhigen Augen nett und zuverlässig sind.

Überdies war ihr Kostüm zu seiner Überraschung außerordentlich geschmackvoll — ein knapp sitzendes Jackett, ein kleiner einfacher Hut, nach der Mode schräg auf eine Seite gesetzt, aber nicht zu klein für ihre ansehnliche Größe und nicht so schief gesetzt, daß er lächerlich wirkte. Das strenge Kostüm gefiel ihm. Es brachte ihre gute Figur zur vollen Wirkung. Er fand es nett, wie sie dort sehr aufrecht stand und wartete, daß er sprach.

„Ich habe mir erlaubt, hierherzukommen. Es handelt sich um meinen Vater. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen. Ich habe ihn sehr gern.“

Er machte die Bekanntschaft mit ihren weißen Zähnen und ihrem berühmten Lächeln.

„Und er hat Sie sehr gern!“ Ihre Hand wies auf einen Stuhl, sie selbst setzte sich in eine Ecke des Diwans, mit dem Rücken zum Fenster.

„Ich dachte“, begann er wieder, „Sie würden nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen offen sage, was Sie Vater anzutun im Begriff sind — vielleicht würden Sie mir sogar dankbar sein.“

Sie zeigte sich leicht interessiert. „Tue ich ihm irgend etwas an?“

„Es hat keinen Zweck, spitzfindig zu sein, Fräulein Romain. Er erzählte mir einmal, daß Sie immer stracks auf das Ziel zugehen.“

„Das mag sein“, sagte sie, „aber Sie lassen mich etwas im Dunkeln tappen.“

„Er hat jetzt einen Brief von Ihnen bekommen.“

„So?“

„Ich finde, Fräulein Romain, daß Ausflüchte nicht am Platze sind! Sie haben ihm wegen dieses Mantels geschrieben, den er Ihnen schenken wollte.“

„Im Gegenteil, er schrieb deswegen an mich. Ich gab seinen Brief Fräulein Mitchell, der Sekretärin. Vielleicht haben Sie ihn gesehen.“

„Nein, sie hat ihn mir nicht gezeigt“, antwortete er hastig. „Aber Sie hatten gesagt, daß Sie ihm nach Palm Beach schreiben wollten.“

„Das muß Ihnen Fräulein Mitchell erzählt haben.“

„Ja.“

„Dann kommen Sie in Vertretung von Fräulein Mitchell, nicht wahr? Oder vielleicht von Madame Laval?“

„Ich vertrete niemanden. Ich komme, weil Vater Sie für eine feine Frau hielt und weil Sie ihn einmal liebten. Und nachdem ich Ihnen erklärt haben werde, welches Unheil diese Korrespondenz anrichten könnte . . .“

„Einen Augenblick!“ unterbrach sie. „Ihr Vater und ich sind lange Zeit gute Freunde gewesen und sind es noch. Ich wünsche nicht, daß unsere Beziehungen falsch ausgelegt werden.“

Mit dem Mut der Jugend machte er einen neuen Vorstoß. „Sie waren seine Geliebte!“

Sein Ungestüm entlockte ihr abermals ein Lächeln.

„War es nett von Ihrem Vater, über seine Liebe zu sprechen?“

„Mehr als nett. Er wollte Sie heiraten. Er meinte es schrecklich ernst.“

Gedankenvoll betrachtete sie ihn einen Augenblick.

„Und was hat es jetzt mit diesen Briefen auf sich? Sprechen Sie weiter!“

„Wenn Sie und er geheiratet hätten, so wäre von mir



aus alles in Ordnung. Ich bin immer für das, was Vater tut.“

Sie lächelte noch breiter. „Ich danke Ihnen für Ihr Wohlwollen!“

„Aber da Sie sich nicht dazu entschlossen haben, und er jemand anders heiratete, machen diese Briefe, die Fräulein Mitchell und, wie ich glaube, noch eine Menge anderer Leute zu Gesicht bekommen, einen üblen Eindruck. Sie werden Ursache zum Klatsch geben. Ich bin der Ansicht, daß Sie nicht nach Palm Beach schreiben sollten. Ich gebe Ihnen die Chance, so zu sein, wie Vater Sie einschätzte. Ich bitte Sie, es nicht zu tun.“

Wenn er sich vorher hätte ausdenken können, wie schwierig diese Mission sein würde, hätte er sich nicht so weit vorgewagt. Da er jetzt in diesem Zimmer saß, in dem zweifellos auch sein Vater oft gesessen hatte, und da er mit dieser Person sprach, die sein Vater mit ganz anderen Augen angesehen hatte, fürchtete er, einen Fehler begangen zu haben. Um seine Unsicherheit zu verbergen, zwang er sich dazu, kühn drauflos zu reden.

Sie antwortete in einem gedämpften Ton, mit einer Würde, die seine Verlegenheit noch vergrößerte. „Wenn Ihr Vater mich für aufrichtig hielt, so möchte ich seine gute Meinung jetzt gern rechtfertigen. Ich liebte ihn sehr, und ich wäre froh gewesen, wenn wir geheiratet hätten. Ich hüte wie einen Schatz jedes freundliche Wort, das er sagte, und jedes großzügige Geschenk. Diese Briefe wären – wie Sie wahrscheinlich wissen – reine Geschäftsangelegenheiten gewesen, wenn sie sich nicht gerade auf das letzte Geschenk beziehen würden, das ich voraussichtlich niemals von ihm erhalten werde. Er kaufte bei der Laval einen Mantel, der mir nicht paßte. Weil es ein Geschenk

von ihm ist, hätte ich gern, daß die Sache in Ordnung käme. Sie werden verstehen, daß dieser Mantel an sich nicht von Bedeutung ist; aber wenn er nun auch eine andere Frau geheiratet hat, so brauchte man mir nach meiner Meinung mein Gefühl nicht zu verbieten.“

Ihr Abweichen von der vollständigen Wahrheit verlieh ihm den Mut, einen noch kühneren Ton anzuschlagen.

„Ich glaube, ich verstehe Ihre Beweggründe, Fräulein Romain. Es handelt sich um anderes und mehr als um ein Gefühl.“

Sie lachte gerade heraus, aufrichtig belustigt. „Also bitte, sagen Sie mir meine Beweggründe!“

Er wurde langsam ärgerlich. „Ich glaube, daß Sie kein einziges Mal über diesen Mantel nachgedacht hätten, wenn er nicht gerade bei der Frau gekauft worden wäre, die Vater später heiratete! Ihre Fehde mit ihr interessiert mich natürlich nicht — abgesehen davon, welche Wirkung das auf ihn hat. Nun aber haben Sie in ihrem Laden ganz offen den Verkäuferinnen und ihrer Sekretärin seinen Brief gezeigt, und Sie schrieben ihm nach Palm Beach, wo seine Frau den Brief sehen könnte.“

„Hat sie ihn gesehen?“

„Ich weiß es nicht, aber . . .“

„Glauben Sie wirklich, daß sie seine Korrespondenz liest?“

„Das sagte ich nicht — ich meinte nur . . .“

„Wissen Sie denn genau, daß ich ihm geschrieben habe?“

Er überlegte. „Sie sagten, daß Sie es tun wollten.“

„Welchen Beweis haben Sie dafür, daß ich es tat?“

Er schwieg.

Sie fuhr fort. „Ich schrieb ihm tatsächlich, aber nichts, wogegen die Laval Einspruch erheben könnte — selbst

dann nicht, wenn sie sich unterfinge, seine Post zu öffnen. Und obwohl ich sie nicht mag, zweifele ich doch daran, daß sie so töricht sein könnte. Ihre Sekretärin — ein nettes Mädel, aber nicht sonderlich intelligent — sagte mir, Ihr Vater wünschte nicht mehr, daß ich den Mantel bekommen sollte. Es ist nur natürlich, daß ich bei ihm angefragt habe, ob das zuträfe. Bejaht er dies, so ist der Zwischenfall erledigt.“

„Und sonst?“

„Nun, wenn er mir noch immer den Mantel schenken will, so werde ich ihn mir holen.“

„Und Sie werden ihm nicht noch einmal schreiben?“

Seine einfältigen Fragen bereiteten ihr immer mehr Befriedigung.

„Sie sind ein reizender Junge“, rief sie aus. „Ich hatte keine Ahnung, daß jemand Ihrem Vater so sehr ähneln könnte. Wahrhaftig, ich sehe ihn selbst dort sitzen und mit mir sprechen. — In anderen Fragen sind Sie vermutlich ganz gescheit.“

Sein Gesichtsausdruck bewies ihr, wie dieser Hieb saß. Sie hörte auf zu lächeln und beugte sich vor, freundlich und teilnahmsvoll.

„Also gut. Da wir uns verstehen: was verlangen Sie von mir?“

„Seien Sie fair — geben Sie ihm die Möglichkeit, mit der Laval glücklich zu sein!“

In ihre Augen kam ein schlauer Ausdruck. „Ist ihr Glück denn zweifelhaft? Braucht es einen Schutz?“

„Nicht mehr wie jede andere Ehe, nehme ich an.“

Der Ausdruck von Schlaueit verflüchtigte sich aus ihren Augen, und sie lachte wieder. „Sie selbst sind nicht verheiratet, nicht wahr?“

„Noch nicht.“

„Dann sind Sie über Ihre Jahre hinaus klug! Darin jedenfalls stimme ich mit Ihnen überein, daß aus jenen beiden niemals etwas wird.“

„Das habe ich keineswegs gesagt!“

„Sie ließen es zartfühlend durchblicken, und ich respektiere Ihren Takt. Aber wir haben beide dieselbe Beobachtung gemacht. Ich habe niemals geglaubt, daß sie die richtige Frau für ihn ist.“

Es ärgerte ihn, wie geschickt sie mit ihm umsprang, und er rächte sich.

„Und ich habe nie geglaubt, daß Sie es wären! Ich riet ihm ab, Sie zu heiraten.“

Wieder schien seine Schroffheit ihr nur Entzücken zu bereiten.

„Aber Sie wissen doch, daß ich selbst daran zweifelte. Wenn ich überzeugt gewesen wäre, daß ich alles besaß, um ihn glücklich zu machen, so hätten wir schon vor Jahren geheiratet. Ihr Vater ist ein ziemlich eigenartiger Fall, aber das brauche ich Ihnen ja nicht erst zu sagen; Sie kennen ihn.“

Plötzlich hatte er den Eindruck, daß seine Mission hier beendet sei — ob erfolgreich, konnte er nicht sagen; jedenfalls fing das Gespräch an, abzuschweifen. Also sagte er: „Vielen Dank, daß Sie mich empfangen haben. Darf ich auf Sie rechnen?“

Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

„Kommen Sie jederzeit, wenn ich helfen kann. Ich habe mich über Ihre offenen Worte gefreut, und Sie haben eine alte Neugier befriedigt. Ich wollte gern wissen, wie Sie aussehen.“

Einen Augenblick hatte er den Verdacht, daß sie ihm

schmeichelte, und diese billige Schmeichelei ärgerte ihn; aber schon ihre nächsten Worte zerstreuten seinen Argwohn.

„Im wesentlichen waren Sie das Hindernis für meine Heirat. Für Ihren Vater kamen Sie stets an erster Stelle. Tatsächlich, Ihretwegen machte er Karriere. Das ist einer der Gründe, weshalb die Laval in Gefahr ist. Und da Sie sie nicht bewundern, so ist das Urteil über sie bereits ausgesprochen.“

Er war entsetzt über die Meinung, die sie ihm unterstellte. „Aber wie denn, ich bin doch . . .“

Er war zu ehrlich, um noch ein unaufrichtiges Wort hinzuzufügen.

„Wollten Sie sagen, daß sie Ihnen als die einzig passende Frau für ihn erscheint?“

„Ich habe kein Recht, darüber zu diskutieren.“

Sie sah, daß sie weit genug gegangen war und wechselte ihren Tonfall. „Ich danke Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir hatten! Ich will versuchen, Ihnen zu zeigen, daß ich dieses Vertrauen verdiene. Es werden keine Briefe mehr geschrieben. Ich schätze die Freundschaft Ihres Vaters, und auch an Ihrer Freundschaft würde mir viel liegen. Sagen Sie der Laval bei passender Gelegenheit — ihrer Sekretärin können Sie es ebenso gut sagen — daß ich an dem Mantel kein weiteres Interesse habe. Und Ihrem Vater sagen Sie bitte, daß Sie und ich beschlossen haben, mit der ganzen Sache Schluß zu machen.“

„Oh, das kann ich ihm aber nicht sagen. Es würde ihm nicht angenehm sein, daß ich mich eingemischt habe.“

„Dann weiß er also nicht, daß Sie hier sind?“

„Natürlich nicht!“

Sie nickte nachdenklich. „Gut, es ist auch gleich, — es bleibt dabei.“

Er war im Begriff, mit einem Gefühl des Triumphes aufzubrechen und konnte es sich jetzt leisten, freundlich zu sein.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich nicht ganz die richtigen Worte gefunden habe. Sie sind sehr großmütig gewesen.“

Sie starrte ihn an, und — zum erstenmal an diesem Nachmittag sah er auf ihrem Gesicht die Härte, die ihm auf der Bühne an ihr nicht gefiel.

„Durchaus nicht großmütig! Vielmehr äußerst selbstsüchtig! Sie haben mir just die Hilfe gebracht, die ich brauchte. Ich werde tun, was Sie wünschen, weil es mir nützen wird. Sie baten um Offenheit? Mein lieber Junge, ich beabsichtige noch immer, Ihren Vater zu heiraten! Jetzt bin ich gewiß, daß sich sein augenblickliches Experiment — so wie ich es hoffte — als vorübergehend herausstellen wird. Wenn er seinen Fehler eingesehen hat, wird er zu mir zurückkommen.“

## XI

Der letzte Tag in Palm Beach begann mit herrlichem Sonnenschein. Das Wetter übertrug sich auf ihre Stimmung.

„Hast du jemals angenommen“, fragte er sie, „daß die Natur etwas so Wirkliches sein könnte? Ich habe das Wort mein Leben lang im Munde gewälzt und habe unter dem großen „N“ darüber nachgelesen, aber jetzt erlebe ich sie zum erstenmal.“

Sie verstand. „Doppelt hingezogen, zu der Erde und

zum Licht, nicht wahr? Als ob eine überirdische Kraft uns führte.“

„Und auch zum Wasser hin“, ergänzte er, „zu allen Elementen außer dem Feuer. Ich möchte schwimmen! Was meinst du zum Strand vor Breakers-Hotel?“

Er fragte in einem so leichten und sorglosen Ton, daß sie nicht unterscheiden konnte, ob er ihr seine vollständige Gleichgültigkeit Bentoff gegenüber beweisen wollte, der am Hoteleingang auftauchen könnte oder nicht, oder ob Bentoff wirklich aus seinen Gedanken verschwunden war.

„Ich würde lieber das Boot nehmen und zu unserer Insel fahren, wo wir allein, wo wir ganz wir selbst sein können.“

Er lachte. „Unser Sonnenbad, hm?“

„Ja — ich liebe es.“

Ihr diskreter Bootsmann fuhr sie hinaus und vergrub sich mit seiner Pfeife hinter der Zeitung, während sie die schimmernde und einsame Küste entlang wanderten, nur Pelikane zu Gefährten.

Marguerite lachte über das Fischefangen der Vögel. Sie trug ihre Mütze in der Hand und schlüpfte, kaum außer Sichtweite des Bootsmanns, aus dem knappen Badeanzug heraus. Lattimer beobachtete die gesunde, bronzefarbene Gestalt, wie sie durch den Sand stapfte.

Plötzlich drehte sie sich mit einem Lächeln um. „Bist du glücklich?“

„Ich weiß nicht ganz genau, ob ich wach bin! Ich träumte von all diesem schon, als ich ein Junge war.“

„Schon damals? Und du träumtest von mir?“

Er schüttelte lachend den Kopf. „Hast du schon einmal bemerkt, wie leicht es ist, aufrichtig zu sein, wenn man

keine Kleider anhat? Nein mein Liebling, als ich ein Junge war, dachte ich noch nicht an dich. Ich meinte es nur so: mein Vergnügen an dem Schwimmbad wurde durch die herrlichsten Visionen gesteigert. Es war nie groß oder tief genug, und der Sand war schmutzig. Hast du einmal versucht, dich abzutrocknen, wenn du von einem schlammigen Ufer kommst? Wonach ich mich sehnte, war dies: endloser weißer Sand, endloses Wasser, endlose Sonne und nichts als Luft am Körper!“

Sie war entzückt über seine Leidenschaft. „Jetzt hast du das alles – und eine überflüssige Frau dazu!“

Hier blieb er allein mit ihr, in dieser ungeheuren Szenerie, und die Pelikane achteten nicht auf ihre Küsse.

Später, als sie Seite an Seite schwammen, entlang der Küste, sprach er ruckweise, zwischen dem Atemholen zu ihr.

„Beinahe schade . . . dies hier . . . je zu verlassen!“

„Warum verlassen?“ rief sie zurück. „Ich werde mich hier niederlassen . . . mit dir. Schon andere Leute . . . haben an eine Südseeinsel . . . gedacht. Vielleicht gibt es das . . . eine Insel mieten.“

Er legte sich auf den Rücken. „Ich fürchte, es ist nicht praktisch. Diese Einsamen-Insel-Geschäfte wären das Richtige, wenn man wüßte, daß man kein Zahnweh bekäme. Und ich habe bei dieser Südsee-Romantik immer einen ganz gemeinen Zweifel gehabt.“

„Welchen denn?“

„Wo nehmen sie eine Nagelfeile her?“

Als sie wieder auf dem Strande lagen und den Sonnenschein genossen, richtete sie ihre dunklen Augen mit schläfriger Nachdenklichkeit auf ihn. „Ich bin froh, daß wir nicht jung sind.“



„Aber das sind wir doch!“

„Ich meine nicht die Zahl der Jahre. Ich bin froh, daß wir solange gelebt haben, um uns daran erfreuen zu können, wie die Kreise sich schließen, deren Beginn wir sahen. Du sprangst in jenem Schwimmbad herum, als du nicht viel mehr als ein menschlicher Frosch warst. Du weißt, daß du nicht mehr warst, Lattimer! Und dann wuchsest du zu einem sehr ernsthaften Manne heran, der für die Welt und für dich selbst Bedeutung besaß. Auch das kannst du nicht bestreiten! Und dann kamst du zu diesem unnatürlichsten aller Orte mit seinen Automobilen und Motorbooten; und nun, da du so viel Geld verdient hast, dies alles genießen zu können, gehst du hierher in diese Wüste, wo es nur Ozean und Strand gibt, ziehst deine Sachen aus und bist glücklich. Wie lustig! Welch langer Weg, um zurückzukehren!“

Seine Augen waren gegen die Sonne geschlossen, aber er lächelte, indem er zuhörte. „Ach, ich weiß nicht — und wie ist es mit dir?“

Sie wartete einen Augenblick. „Vielleicht gibt es da einen Unterschied zwischen uns — vielleicht zwischen jedem Mann und jeder Frau. Du als Mann erinnerst dich, wenn du eine so gute Stunde wie diese erlebst, plötzlich daran, daß sie schon einmal da war und daß du voller Ehrgeiz nach Dingen umhergeirrt bist, die dich viel weniger beglückt haben. Eine Frau wird gleichfalls nach diesen Dingen suchen, aber dabei weiß sie doch die ganze Zeit über, daß sie unwirklich sind. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb ich immerzu lachen könnte. Über mich selbst.“

Er setzte sich auf und blickte sie an. „Ich glaube, wir sollten zum Hotel zurückgehen.“

Sie lachte. „Da haben wir es! Ist das Hotel wichtig?“

Er beugte sich über sie und blickte in ihre Augen. „Marguerite, dort bekommen wir unser Futter! Ich bin immer in der Nähe des Futterplatzes geblieben. Und ich sage dir – wenn ich nicht die paar „zivilisierten Ambitionen“ gehabt hätte, wäre ich wohl nie dem einen Menschen begegnet . . .“

Als das Boot schnell zurückfuhr, sprachen sie nichts, aber jeder wußte, daß die glückliche Stimmung bei dem andern noch anhielt. Und als sie ihr Zimmer erreichten, war sie nicht erstaunt über die knabenhafte Überschwänglichkeit, mit der er ihr seinen Plan für den Rest des Tages unterbreitete.

„Zu allererst“, erklärte er, „werden wir einen Wagen bestellen und zum Lunch nach dem Seminole-Hotel fahren.“

Sie fragte sich natürlich, ob dies eine weitere Geste des Vertrauens auf sein Schicksal oder seines Glaubens an sie sei. Wollte er ihr beweisen, daß das Seminole-Hotel ihn nicht an ihr Zusammentreffen mit Bentoff erinnern würde? Oder hatte er wirklich vergessen?

„Ich würde sehr gern dorthin gehen“, sagte sie, „und dann wollen wir heut' noch alle die anderen interessanten Plätze besichtigen!“

Mit besonderer Sorgfalt wählte sie ihr Kostüm und holte einen großen, breitrandigen Hut heraus, der ihr eine besondere Note gab und sie graziös, und doch etwas herausfordernd erscheinen ließ. Aus dem obersten Schubfach ihres Koffers suchte sie eine dünne Halskette heraus, an der eine tränenförmige Perle hing, und dann zog sie noch einen Ring mit einem herrlichen Rubin auf den Finger, weil ihr die Farbe so freudig zu sein schien.

Im Wagen sprach sie lebhaft, als ob sie ihrer guten Laune Ausdruck geben müßte, und er hörte ihr zu, zufrieden ihre Hand haltend.

„Es ist wie bei allen Ferien, die ich von Kindertagen an hatte“, bemerkte sie, als sie einen ruhigen Tisch in der Ecke am Büfett gefunden hatten. „Die letzten Stunden sind die schönsten – man schmeckt dann die volle Würze. Ich bin sehr glücklich gewesen, Lattimer!“

Ihr Lob rief Selbstvorwürfe in ihm wach. „Ich wünschte, du wärest wirklich glücklich gewesen, aber ich habe mich dumm benommen.“

„Bitte, rühre nicht wieder daran. Wir sind beide glücklich gewesen. Nichts anderes wird mir von meiner Hochzeitsreise in Erinnerung bleiben!“

Er sagte ihr, daß dieser Augenblick für ihn unendlich schön und heiter sei.

Aber indem sie über ihrem auserwählten Essen saßen, fiel sein Blick auf ihre Halskette und auf den reizenden Anhänger. Vielleicht war es der Ort, der die Erinnerung an jenen ersten Besuch im Seminole zurückrief. Jedenfalls dachte er plötzlich daran, daß George Bentoff mit Juwelen und kostbaren Steinen handelte. Was er hier sah, war vielleicht ein Geschenk von Bentoff.

Er blickte auf die kleine Uhr an Marguerites Handgelenk und auf den Rubin, den er vorher nicht gesehen hatte.

Natürlich konnte sie sich das alles selbst gekauft haben. Oder irgendein anderer Mann konnte es ihr geschenkt haben. Wenn es von Bentoff gewesen wäre, würde sie es jetzt tragen?

Oder ermöglichten ihr das ihre freien Ansichten . . . ?

Sein schöner Tag war vollkommen zerstört. Die auf-

steigende Eifersucht machte ihn ganz närrisch. Er rang mit sich selbst, um seine Krankheit vor ihr zu verbergen und die Rolle des Großmütigen zu Ende zu spielen.

Als sie die acht Meilen auf der neuen Straße durch die Everglades, die tief gelegenen, sumpfigen Landstrecken, zurückfuhren, hielt sie ihre Hand in der seinen. Sie fand nicht genug Worte, um ihm zu sagen, wie sehr sie ihn liebte.

„Wenn wir nächste Woche nach New York zurückgehen“, sagte sie, „muß ich über das Geschäft meine Entscheidungen treffen. Du möchtest, daß ich es aufgebe, nicht wahr?“

Er wußte, daß sie in Wirklichkeit keine Frage stellte. Sie wollte seinem Seelenfrieden ein Opfer bringen.

„Ich dachte, daß du sehr an dem Laden hängst?“

„Natürlich! Er ist doch mein Werk!“

„Nun, dann behalte ihn doch.“

„Aber es wäre dir lieber, wenn ich es nicht täte?“

Er versuchte, liebevoll und gütig zu erklären: „Das Geschäft wird deine ganze Energie in Anspruch nehmen, und tagsüber wirst du nicht daheim sein.“

„Aber du doch auch nicht.“

„Ich könnte sehr oft zu Hause sein, wenn du dort wärst. Nebenbei bemerkt . . .“

„Ja?“

„Ich mag es nicht, daß meine Frau im Geschäftsleben steht.“

Sie lachte. „Das kann nur ein Mann sagen! Die Welt soll also wissen, daß du deine Familie unterhältst.“

Er stimmte ihr zu. „Ich schäme mich durchaus nicht wegen dieser Anschauung!“

Nachdem sie eine kurze Strecke zurückgelegt hatten,

begann sie wieder, mit ruhigem Ton. „Ich werde es schließen.“

„Gibt es nicht jemand, der es für dich weiterführen könnte?“

„Ich dachte daran, es Kate zu überlassen, aber das käme ja wieder auf dasselbe heraus. Zweifellos teilt dein Sohn die Ansichten seines Vaters.“

Lattimer sah betrübt drein. „Ich möchte wirklich gern wissen, was sich zwischen ihm und dem Mädchen ereignet hat. Denkst du gut über sie? Ist sie die Richtige für ihn?“

In ihrer Antwort lag Vorsicht. „Ich kenne ihn natürlich nicht. Sie ist jedenfalls sehr nett. Ich liebe sie.“

„Sie ist ihm nicht gewachsen.“

„Das mag sein. Ich meinte nur, was ich sagte — ich kenne ihn noch nicht.“

So harmlos dieses Gespräch war, stimmte es sie doch beide ein wenig nachdenklich. Er fragte sich, ob er ihr auf ihr Anerbieten auch die richtige Antwort gegeben hatte. Was erwartete sie von ihm? Sollte er darauf bestehen, daß sie weiter Mäntel verkaufte? Hatte er ihr großmütiges Angebot zu leicht angenommen? Er blickte sie an, wie sie neben ihm im Wagen saß, um in ihren Mienen eine Andeutung ihrer Gedanken zu lesen. Sie erwiderte seinen Blick und lächelte, heiter wie immer und zufrieden. Im Wagen hatte sie ihren breitrandigen Hut abgenommen. Sie trug eines jener einfachen Kleider, für die sie bekannt war — ein Sommerkleid, das beinahe schon mit seiner Anspruchslosigkeit prahlte. Wieder einmal wurde er ihre schlanke Linie gewahr, vollkommen vom Kopf bis Fuß. Er bemerkte die rassigen Fußknöchel, träge auf dem Vorderpolster übereinandergelegt. Er bemerkte auch das Schmuckstück an ihrem Hals.

„Wenn dein Herz an dem Laden hängt“, begann er wieder, „könntest du ihn doch ebensogut weiter bestehen lassen.“

In bester Laune schüttelte sie den Kopf. „Du kennst noch nicht meinen Charakter, nicht wahr? Alles oder nichts! Meine Arbeit hat mir Freude gemacht, und wenn du nichts dagegen einzuwenden hättest, würde ich sicherlich nicht aufhören; aber da ich weiß, daß es dir nicht so recht paßt, werde ich versuchen, solange ich deine Frau bin, dich glücklich zu machen.“

„Und was sagst du zu meinem Versuch, dich glücklich zu machen?“

Sie drückte seine Hand. „Es ist dir gelungen!“

So lange sie seine Frau war! Diese Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf. In plötzlicher Furcht begann er sie hin- und herzuwenden. Sah sie ihre Ehe immer noch als ein Experiment an? Gab es in ihren Gedanken noch eine andere Möglichkeit, die er nicht kannte? Zweimal war er im Begriff zu fragen, aber er sah voraus, wie das Gespräch nach einer solchen Frage verlaufen mußte, und zwang sich, zu schweigen.

Als sie ihr Zimmer erreichten, nutzte er schnell das Alleinsein aus; kaum daß die Tür sich hinter ihnen schloß, zog er sie an sich, schob den großen Hut zurück und küßte sie stürmisch. Gerade jetzt wünschte sie ihn sich so stürmisch. Sie verbarg sich sonst tief unter ihrem selbstverständlichen Gleichgewicht und ihrer gewohnten Verschwiegenheit, aber jetzt bekundete sich in ihren Augen und in ihrer Stimme die Sehnsucht nach Kameradschaft, das elementare Sichauflehnen gegen Einsamkeit.

„Ich liebe dich. Ich bete dich an!“

Er jedoch kam sich in diesem Augenblick ganz und gar

nicht anbetungswürdig vor. Er lauschte den zärtlichen Silben unter plötzlichen, quälenden Selbstvorwürfen nach und fragte sich, ob er ihr das geben konnte, was einer so wunderbaren leidenschaftlichen Liebe würdig wäre.

„Also“, rief sie, „was sollen wir jetzt mit dem Rest unseres glücklichen Tages anfangen? Hast du Pläne für mich, mein Herr Gemahl?“

„Oh, ja. Zuerst wirst du dein Nachmittagsschläfchen halten. Und dann . . .“

„Heute nicht! Ich bin nicht schläfrig. Ich bin wundervoll ausgeruht!“

Er nahm einen mutwilligen Ton an. „Fragtest du nicht, was dein Herr Gemahl für Pläne hatte? Du mußt ein bißchen schlafen. Wenn du dich ausgeruht fühlst, dann dank dieser halben Stunde täglich. Wenn wir erst wieder zu Haus sind, hast du vielleicht nicht mehr die Gelegenheit dazu. Nimm sie jetzt wahr!“

„Aber wirklich, Lattimer . . .“

„Keine Erörterungen! Schließ für ein Stündchen die Augen. Und dann bin ich zurück . . .“

„Wo gehst du hin?“

„Wahrscheinlich zum Strand hinunter, oder zum Kasino.“

„Wie lächerlich! Ich komme mit!“

„Ehe“, beharrte er, „ist alles oder nichts. Du wirst mir völlig gehorchen!“

Als sie bequem im Bett lag, amüsiert und ergeben, beugte er sich zu einem Abschiedskuß nieder, streichelte die weiße Stirn und das schwarze Haar und drehte sich an der Tür noch einmal um, damit er ihr winken und einen Blick ihrer Augen auffangen konnte, die ihm folgten.

Er wußte tatsächlich nicht, wohin sein Spaziergang ihn führen würde; aber sobald er auf der Avenue war, fühlte er sich unerbittlich zu Breakers Hotel hingezogen. Vielleicht wollte er seinen Mut beweisen, da er dort am Strande zuletzt etwas von George Bentoff gehört hatte. Nach all seinen Erfahrungen war es das richtigste, dem Schrecken offen ins Auge zu sehen. Das Essen im Seminole-Hotel war gut vorübergegangen. Jetzt wollte er den Geist an eben dem Ort fortbeschwören, an dem Bentoff sich aufgehalten oder nicht aufgehalten hatte.

Eine Weile pendelte er auf dem Fußweg zwischen den beiden Toren auf dem Platz hin und her, der für die Hotelgäste reserviert war. Es erwies sich doch als schwierig, das Gespenst zu bannen. Wenn er den Burschen nur nicht dort im Kasino getroffen hätte! Und wenn er ihn nicht so nett gefunden hätte! Das war das schlimmste dabei. Bentoff war gefährlich, weil er interessant war.

Am Strand herrschte das gewöhnliche Nachmittagsgetümmel; man nahm sein Sonnenbad, oder rannte ins Wasser, oder kam heraus. Er fand, daß hier vielleicht mehr Jugend zugegen war, als Marguerite und er an anderen Tagen beobachtet hatten. Er bemerkte eine bestimmte Gruppe von Jungen und Mädchen, und er fragte sich, ob Marguerite und Bentoff schon vor langer Zeit einander begegnet waren, als sie sorglos waren und nichts vom Leben wußten — so wie jetzt sein eigener Sohn. Es war nicht leicht, sich Marguerite überhaupt unerfahren vorzustellen; doch einmal mußte sie ja — wie wir alle — mit großartigen Erwartungen begonnen haben, Erwartungen, die von der rauhen Wirklichkeit noch nicht zerstört waren. Es war nur natürlich, daß er wünschte, sie hätten sich in jenem unschuldigen Zustande getroffen,



um sich Treue zu versprechen und für immer Hand in Hand zu gehen; indessen, diese Mädchen und Jungen, die hier am Strande fast nackt — wie es modern und, offen gesagt, ganz harmlos war — miteinander umhertollten, waren nicht sehr zum Verlieben. Und vielleicht besaß auch Marguerite in jenem Alter erst wenig von ihrem jetzigen Charme. Vielleicht — wenn sie sich als Junge und Mädchen getroffen hätten — würden sie sich beiderseits nicht gemocht haben.

Solche Überlegungen wiesen, wie er leider zugeben mußte, auf die ungeheure Bedeutung hin, die Bentoff und jene Zwei, die tot waren, mittelbar besaßen. Wenn Marguerite ihren Charme der Erfahrung verdankte — dann befand er sich in der Schuld jener Liebhaber, die sie erfahren gemacht hatten. Dieser Gedanke war ihm schrecklich. Vielleicht war sie ihnen sogar dankbar — allen Dreien. Er aber wollte, daß sie nur ihm dankbar sei.

Warum hatte sie von ihrer Ehe gesprochen, als ob sie nichts Endgültiges wäre? Hatte die Begegnung mit Bentoff sie wankelmütig gemacht? Mehr als einmal hatte er in Romanen gelesen, daß Frauen von ihrer Liebe zu dem ersten Mann, dem sie sich hingaben, nie ganz loskommen können. Angenommen, sie hatte wirklich geglaubt, für alle Ewigkeit mit Bentoff fertig zu sein (selbst wenn er wieder auftauchte) — und angenommen, die alte Zuneigung wäre jetzt wieder aufgewacht? Es unterlag keinem Zweifel, daß solch eine Rückkehr häufig erfolgte. Dann mußte sie in eine elende Lage kommen. Sie würde versuchen, das Spiel ehrlich zu Ende zu spielen, aber ihre geheimsten Gedanken würden — selbst gegen ihren Willen — die ganze Zeit über von Bentoff beherrscht sein.

Er mußte nach Möglichkeit herausfinden, ob Mar-

guerite irgendeine noch bestehende Zuneigung zu verbergen oder zu ersticken versuchte. Sodann mußte er sich vergewissern, ob Bentoff seiner Leidenschaft entsagt hatte oder nicht. Und dann würde er — dies sah er kommen — mit Anstand und Selbstachtung zu entscheiden haben, was für Marguerite das Beste sei. Wenn sie irgendwie, durch eine Gleichartigkeit des Temperaments oder durch unvergeßliche gemeinsame Erinnerungen zu Bentoff gehörte, dann sollte Bentoff sie haben.

Hätte Marguerite in diesem Augenblick seine Gedanken lesen können, dann hätte sie erkennen dürfen, wie weit die Liebe ihn bereits erzogen hatte. Jetzt dachte er wirklich nur an sie, ganz selbstlos. Er begriff, daß er nicht glücklich sein konnte, wenn sie es nicht auch war. Zweifellos hätte sie aber auch bemerkt, daß diese Großzügigkeit und Klugheit noch eine unedle Beimischung besaß, daß er nämlich — selbst wenn sie vollkommen glücklich war — solange unglücklich sein mußte, bis er auf diese oder jene Weise von Bentoff losgekommen war; und ein Weg, von ihm loszukommen, war seltsamerweise der, sie ihm zu überlassen.

Als er auf dem Fußweg auf und ab ging, kam er auf den Gedanken, sich nochmals selbst durch Augenschein zu überzeugen. Vielleicht war Bentoff doch in Breakers-Hotel geblieben. Gut, das wollte noch nichts heißen. Nach alledem, was die Zeitungsleute gesagt hatten, war er jetzt nicht mehr bei Breakers. Marguerite war bereit, zu schwören, daß er Palm Beach verlassen hatte, aber sie mußte zugeben, für diese Annahme keinen Beweis zu haben. Bentoff könnte demnach viel mehr als nur ein Geist sein. Er könnte aus dieser Tür herauskommen. Er könnte eben in dieser Minute im Whitehall-Hotel mit ihr sprechen.

Lattimer schlenderte durch die Tür von Breakers-Hotel, durch die er soeben in seiner Phantasie Bentoff hatte auftauchen sehen. Er ging langsam hinein und steuerte wie einer der Hotelgäste auf das Informationsbüro zu.

„Wohnt Herr George Bentoff hier?“

Der Sekretär nickte. „Ich glaube ja, mein Herr.“ Er drehte sich um, um in seinen Papieren nachzusehen.

Lattimer kam sich selbst zu Hilfe. „Ich dachte, er sei hier gewesen, wäre jetzt aber abgereist.“

„Ich finde seinen Namen nicht“, sagte der Hotelangestellte unschlüssig. „Bitte einen Augenblick, mein Herr.“

Er griff nach dem Telephonhörer. Lattimer lehnte sich an den Tisch und überlegte, was zu tun sei, falls Bentoff gefunden werden sollte: ihm sofort begegnen — oder später einmal zurückkommen, wenn Marguerite nicht wartete? Das Gespräch konnte, wenn es einmal begonnen hatte, weit führen. Eine leichte Hand auf seiner Schulter weckte ihn aus seinen Gedanken; er drehte sich um und sah Marguerite selbst dort stehen, unter dem breiten Hut, in ihrem Sommerkleid. Ihre Augen strahlten.

„Liebling! Du kamst nicht zurück. Ich konnte nicht länger auf dich warten!“

Ehe er antworten konnte, legte der Sekretär den Hörer auf die Gabel.

„Herr Bentoff hat bei uns gewohnt, aber er ist vor ein paar Tagen abgereist. Wünschen Sie seine Adresse?“

„Er ist nicht mehr in Palm Beach?“

„Nein, mein Herr, er ist nach New York abgereist.“

„Danke, das genügt mir.“

Er ging aus dem Hotel hinaus, kaum der Frau an seiner Seite bewußt, und vollkommen empfindungslos dafür, wie das, was der Sekretär soeben gesagt hatte, auf sie ge-

wirkt haben mochte. Er ging auf ihr eigenes Hotel zu, als sie ihn anhielt.

„Können wir nicht einen Augenblick umhergehen?“

„Hier? Ich bin auf diesen Wegen so lange hin und her gelaufen, bis sie mich verrückt gemacht haben!“

„Das sehe ich.“

Er blickte sie aufmerksam an. Jetzt schimmerte etwas in ihren Augen auf, — nicht Liebe, aber Gefahr. „Du bist hier herumgelaufen, bis du deinen Verstand verloren hast — und dazu noch viel mehr! So ist es jetzt der richtige Platz für mich, um spazieren zu gehen und dir etwas Unangenehmes zu sagen, das gesagt werden muß.“

Er starrte sie an, und zuerst gab sie den Blick zurück, aber bald kamen Tränen in ihre Augen.

„Es ist so, wie ich dir sagte“, fuhr sie fort. „Du kannst nicht vergessen. Nun und nimmer! Ich glaubte nicht, daß wir überhaupt je so glücklich sein würden. Ich gehörte dir so vollkommen! Von dem kleinen Laden, von allem, was zu meiner Vergangenheit gehörte, wollte ich mich trennen, unsere Liebe sollte nur das einschließen, was wir zusammen erlebt haben! Aber du hast mir nicht vertraut!“

„Selbstverständlich habe ich dir vertraut!“

„Nein, du gingst zu Breakers, um zu spionieren, um die Gewißheit zu haben, daß er mich nicht doch verfolgte oder daß ich nicht weiter irgendeine Verbindung mit ihm unterhielt. Du konntest in deinen Gedanken nicht so mit ihm fertig werden wie ich mit dem Brief, den du von Ruth Romain bekamst! Es ist so, wie ich dir sagte: es ist hoffnungslos.“

Langsam gingen sie zwischen den beiden Toren hin und her, durch die man auf die Promenade gelangte. Marguerite sprach leise, aber mit einem Unterton von Ent-

rüstung und Vorwurf. In dem Wunsche, sich zu rechtfertigen, ging auch er zum Angriff über.

„Ich wollte mich nicht vergewissern, ob er hier war! Es ist sehr unrecht von dir, zu behaupten, daß ich dich jemals verdächtigt hätte, mit ihm noch in Beziehung zu stehen; aber nachdem du persönlich im Informationsbüro von Breakers Hotel erschienen bist, würde ich gern wissen, was dich dorthin führte!“

„Ich suchte dich.“

„Warum dort?“

„Oh Lattimer, ich habe das kommen sehen, seit Tagen! Zum mindesten erwartete ich, daß du einige Nachforschungen anstellen würdest, nachdem dieser Kamera-Mann mit uns gesprochen hatte.“

Er versuchte, das zu unterdrücken, was er gern für verletzten Stolz gehalten hätte — obwohl er selbst wußte, daß es Eifersucht war, und zwar in jenem unerwarteten Ausmaß, das sie dereinst angekündigt hatte.

„Du mußt zugeben, daß für meine Neugier einige Veranlassung besteht. Dein plötzlicher Wunsch, hierherzu-reisen, war doch immerhin sehr seltsam.“

„Ich habe das bereits erklärt! Er war im Begriff, mit demselben Schiff nach Europa zu fahren, das du ausgesucht hattest. Ich hoffte, ihn nie wiederzutreffen.“

„Warum fuhr er dann nicht?“

„Aus demselben Grunde — er wollte dich und mich nicht treffen, auf unserer Hochzeitsreise schon gar nicht! Er muß in der Zeitung gelesen haben, daß wir mit dem gleichen Schiff reisen wollten.“

„Jetzt wartet er auf dich in New York! Ich nehme an, daß dir das bekannt war?“

Sie biß sich auf die Lippen, sagte aber nichts. Einen

kurzen Augenblick gingen sie schweigend nebeneinander her.

„Hast du irgendeinen Besuch empfangen, seit wir hier sind?“

Überrascht sah sie zu ihm auf. „Keinen! Warum fragst du?“

„Ich dachte, eines Tages wäre ein Mann mit herangekommen, während du deinen Nachmittagsschlaf hieltest.“

Sie lehnte es ab, sich gegen diese Albernheit zu verteidigen. In all seiner Zerknirschung wußte er ganz genau, daß jedes weitere Wort eine neue Torheit bedeutete, aber ein Dämon trieb ihn erbarmungslos vorwärts.

„Ich möchte dich gern etwas fragen.“

„Ich werde dir jede Frage beantworten.“

„Hast du bei Bentoff schwimmen gelernt?“

Sie lachte gerade heraus. „Wie unwichtig, Lattimer! Wie kindisch!“

„Ja oder nein?“

„Ja — wenn du darauf bestehst. Welche Bedeutung kann das jetzt haben? Du weißt bereits, daß er einer meiner Liebhaber war, und ich machte dir klar, daß er sogar ein feiner Kerl ist, obwohl er ganz aus meinem Leben verschwunden ist und wir uns getrennt hatten, bevor ich dich traf. Es gibt in keinem Punkt das Geringste zu verheimlichen und es gibt keinen Grund zur Eifersucht. Ich habe niemals jemand geliebt, wie ich dich liebe, und ich gehöre dir vollkommen und für mein ganzes Leben — wenn du dich nicht darauf versteifst, mich aufzugeben.“

Er brachte es fertig, ruhiger zu sprechen. „Gehen wir zum Hotel zurück?“

„Wie du willst.“

Sie verließen den Fußweg und kamen auf die Avenue, auf der sie zum Whitehall-Hotel zurückkehrten.

„Ist dieses Anerbieten von dir, den Laden aufzugeben, gleichfalls ein Versuch, Bentoff aus deinem Leben zu streichen?“

„Ein Versuch . . . ? Wie meinst du das?“

„Ich hätte gern gewußt, ob der Laden dich an ihn erinnert?“

„Wie sollte er?“

„Ich dachte, daß er es vielleicht war, der dir das Geschäft einrichtete.“

Sie blieb vollkommen ruhig, sie lächelte sogar. „Als ich dir versprach, jede Frage zu beantworten, ahnte ich nicht, daß du mit solchen Waffen kämpfen würdest. Ich schulde ihm nichts — und er schuldet mir nichts.“

Ihre Würde war so vollendet und die Schönheit ihrer Haltung, indem sie neben ihm ging, so unverändert, daß er die Hoffnung schöpfte, diese Episode würde doch nicht unheilvoll enden. Er begann, wie stets, wenn der Eifersuchtsanfall vorbei war, sich seiner Schwäche zu schämen, und er sah auch ein, daß er sich entschuldigen mußte.

„Ich fürchte, ich enttäusche dich.“

„Das tust du.“ Heiter gab sie das zu.

„Ja, ich bin selbst über mich enttäuscht.“

Sie blickte ihn nicht an, aber ihre Stimme klang freundlich und verzeihend. „Es ist nur natürlich. Ich wußte, daß es so kommen würde.“

Kurz bevor sie das Hotel erreichten, fragte sie wegen ihrer Rückkehr nach New York, und er freute sich über

die Frage; sie schien ihm einen völlig neuen Beginn anzudeuten.

„Reisen wir am Montag?“

„Wie du willst. Montag oder Dienstag.“

„Mit dem Morgenzug?“

„Nein, am späten Nachmittag, gegen sechs. Ist es dir gleich, mit welchem Zug wir fahren?“

„Ja. Ich wollte nur wissen, wann meine Koffer gepackt werden müssen.“

Von diesem Augenblick an war sie wieder heiter. Und das Glück, das er beinahe zerstört hatte, kehrte noch einmal unvermindert zu ihnen zurück. Als er in ihrem Zimmer seinen Arm um sie legte, sah sie liebevoll zu ihm auf.

„Können wir nicht vor dem Abendessen einen Spaziergang am See entlang machen?“

Ihr Wunsch, sich jetzt noch mehr Bewegung zu machen, überraschte ihn, aber nun wollte er ihr jeden Gefallen tun. Er sah auf seine Uhr.

„Es ist halb sechs.“

„Gut, geh zum Vorderportal hinunter und warte dort auf mich. In einem Augenblick werde ich bei dir sein.“

„Warum wollen wir nicht zusammen hinuntergehen?“

Sie reckte sich auf den Zehen empor, um ihm einen innigen Kuß zu geben. Er bemerkte die Eindringlichkeit, mit der sie ihm in die Augen blickte, und die Zärtlichkeit ihrer Hand auf seiner Wange, da sie sich wieder von ihm löste.

„Du bist mir etwas schuldig, findest du nicht? Gönn mir etwas Zeit — ohne zu fragen.“

Verwirrt, aber nicht gewarnt nahm er seinen Hut, ging hinunter zu den Sesseln am vorderen Eingang, blickte auf



die Vorübergehenden und lauschte, ob er nicht ihren Schritt hinter sich hörte. Als sie nicht kam, predigte er sich Geduld und weigerte sich anfangs, auf seine Uhr zu sehen; als aber das Warten unerträglich wurde, zog er die Uhr hervor und sah, daß es fünf Minuten vor sechs war. Entsetzen ergriff ihn, blitzartig verstand er. Hatte sie ihm etwa Lebewohl gesagt? Diese Affäre mit Bentoff . . . Vielleicht hatte sie sich das Leben genommen!

Im Zimmer konnte er keine Spur von ihr finden. Ihr Hut war fort und der leichte Mantel, den sie manchmal auf den Inseln trug, aber der Schrankkoffer stand halb offen wie üblich, und so weit er sehen konnte, waren ihre Sachen noch alle da.

Wenn sie das Hotel verlassen hatte, mußte sie durch die Seitentür gegangen sein. Er eilte hinunter und versuchte, seine Angst nicht zu zeigen. Doch, der Portier an diesem Eingang erinnerte sich deutlich, daß Frau Morton vor kurzer Zeit fortgegangen sei. Anscheinend wollte sie einen Spaziergang machen. Sie hätte die Richtung nach dem See eingeschlagen.

Zwei Stunden suchte er nach ihr mit wachsender Qual, nicht fähig, die Polizei von ihrem Verschwinden zu unterrichten, und ebensowenig dazu, auf irgend eine andere Weise offen zuzugeben, daß sie einen „Unglücksfall“ gesucht haben könnte. Wieder ging er zu Breakers-Hotel, durch die Halle, am Strand entlang, dann zum Kasino, dann noch einmal am See entlang. Aus seinem Hotelzimmer telephonierte er zum Seminole-Klub und fragte, ob Frau Morton da wäre.

Sein Verstand versagte. Das, was er ihr heute nachmittag gesagt hatte, verursachte ihm solche Gewissensbisse, daß er sich nicht vorstellen konnte, welche Schritte jetzt

zu unternehmen wären. Schlaff ließ er sich in seinen Stuhl fallen und starrte auf den Boden.

Bis der Boy ihm ein Telegramm brachte. Sie hatte es in Daytona aufgegeben, wo der nach Norden gehende Zug hielt.

„Es war unmöglich, wie ich gefürchtet hatte. Folgemir nicht. Ich werde nie zurückkommen.“

## Dritter Teil

### SPÄTER

#### I

Ich fragte Marguerite, warum sie die Flitterwochen so plötzlich abgebrochen hatte, aber sie konnte oder wollte es nicht sagen. Wenn sie sich mit Lattimers schwelender Eifersucht bereits abgefunden hatte, warum sollte sie ihn gerade deshalb verlassen, weil er das Verzeichnis der Hotelgäste durchforschte?

Ich persönlich neige zu der Ansicht, daß irgend etwas in ihrer Erinnerung aufflackerte, woran sie nicht mehr denken wollte. In diesem Teil der Geschichte hat sich mehr zugetragen als mir bekannt ist.

Der dritte und letzte Abschnitt, die Rückkehr nach New York, ist der lückenhafteste. Als Lattimer und Marguerite darüber berichteten, schienen sie außerordentlich an Gedächtnisschwäche zu leiden; es war so, als ob beide ein wenig beschämt waren. Ich habe zum Beispiel auch keine Ahnung davon, was Lattimer in Long Island gemacht hat.

Die Gespräche habe ich selbst erdichtet. Ich weiß nicht bestimmt, ob Marguerite Lila eine Närrin nannte oder so heftig zu Maude und Kate war; aber sie sagte, daß sie furchtbar gereizt war, und ich habe nur diesen begreiflichen Zustand wiederzugeben versucht. Über das, was

sich mit Lila und Maude ereignete, besitze ich nur unvollkommene Angaben — und abermals meine eigene Meinung. Ich glaube, daß Maude Interesse an Herrn Stringer gewann; ich bezweifele, daß sie ihm ins Gesicht schlug. Es würde mich sehr überraschen, falls sich am Tage des Jüngsten Gerichts herausstellen sollte, daß sie genau und vollständig berichtet hat, was sich in dem Engros-Pelzgeschäft ereignete.

Lilas Beziehungen zu Herrn Stringer werden wohl gleichfalls erst an jenem Tage, der noch in weiter Ferne liegt, völlig enthüllt werden.

Meine persönliche Auffassung ist die: wenn mehrere Frauen so dicht beieinander sitzen und wenn eine von ihnen einen Liebhaber oder einen Gatten findet — so ist die Wirkung auf die anderen einfach verheerend. In den Bildhauerwerken der Antike trug die Liebe eine leuchtende Fackel, um zu zeigen, daß diese Leidenschaft einen Brand entfacht. Herr Stringer war in diesem Augenblick das einzige Objekt, gegen das der große Brand sich richten konnte. Und von daher fällt vielleicht ein Licht auf Marguerites frühere Verbindungen mit Bentoff und den zwei Männern, die tot sind.

## II

Sie hatte die Wohnung im Osten, in der 66. Straße, für eine lange Abwesenheit zurückgelassen, alle Fenster waren dicht geschlossen und die Vorhänge zugezogen. Als sie jetzt die Tür aufschloß und hereinkam, brachte die abgestandene, nach Kampfer riechende Luft ihr die Überstürztheit ihrer Rückkehr sehr deutlich zum Bewußtsein. Noch ehe sie Hut und Mantel ablegte, ging sie von

Zimmer zu Zimmer, um die Schiebefenster hoch zu schieben und die Vorhänge zurückzuziehen, damit sie frische Luft bekam.

Die Heizung war abgedreht gewesen, und die Feuchtigkeit im Hause machte sich sehr unangenehm bemerkbar, als die winterliche Morgenluft mit den Stadtgeräuschen hereinstürmte. Sie öffnete den Schrank in ihrem Schlafzimmer und zog ein warmes Kleid an anstelle des leichten Fähnchens, in dem sie aus Palm Beach geflohen war. Dann machte sie einen Rundgang durch das Haus und drehte die Zentralheizung an. Auf Tischen und Stühlen lag Staub – sie bemerkte es, als sie ihren Sommerhut ablegen wollte. Mit einem Tuch und Scheuerlappen machte sie hier und da hastig sauber. Da die Heizung zu langsam in Gang kam, legte sie im Wohnzimmer ein Feuer an. Dann rief sie im Laden an.

„Sind Sie es, Kate? Ja, tatsächlich. Ich bin es. Nein, in meiner Wohnung . . . Nein, er nicht, wir . . . ich erkläre es Ihnen, sobald ich Sie sehe, und das muß gleich sein. Ich würde gern hier mit Ihnen sprechen . . . Ja, jetzt, . . . Gut, lassen Sie Maude auf das Geschäft aufpassen.“

In einer Hand hielt sie das Telephon, während sie mit der anderen in einem Nummernverzeichnis blätterte, um die erstaunte Gloria anzurufen.

„Ich hoffe, daß Sie noch frei sind . . . Gut! Sobald Sie können . . . Ich werde noch eine Stunde hier sein. Bringen Sie alles in Ordnung und sorgen Sie für Abendbrot. Bei Paul und Ihnen ist alles wohlauf? Gut!“

Als genug gelüftet war, schloß sie in beiden Stockwerken wieder die Fenster, zuletzt in ihrem Zimmer. Aus ihrem Schrank holte sie ein Straßenkostüm für kühlere Tage heraus, legte es zurecht und schlüpfte aus ihren

Kleidern, um zu duschen. Sie kam wieder, in Unterkleidern und Strümpfen, zog das bereitgelegte Kostüm an und ging dann ins Wohnzimmer hinunter, um Kate zu empfangen.

Atemlos kam das Mädchen an. Beim ersten Anblick der tiefbraunen Farbe, das Werk jener Stunden auf den Inseln, brach sie in Bewunderung aus.

„Sie haben niemals so gut ausgesehen! Wie ich mich freue, Sie zu sehen!“

Als sie jedoch von der Tür fortgingen, und das Licht von den Wohnzimmerfenstern Ringe unter Marguerites Augen zeigte, bekam sie wieder einen solchen Schreck, wie vorhin bei dem unerwarteten Anruf.

„Was ist geschehen?“

„Ihre Karriere ist hin, meine Liebe. Setzen Sie sich, und nehmen Sie es nicht zu tragisch. Wollen Sie eine Zigarette? Ich komme ins Geschäft zurück, und wir werden so weitermachen, wie vorher.“

„Oh, Madame!“

Das lebhaftes Mitgefühl des Mädchens, das bereits all das ahnte, was schwierig zu erzählen war, erschütterte Marguerites Selbstbeherrschung. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Wir haben uns getrennt, ich bin allein zurückgekommen.“

Kate fuhr auf. „Ich mochte ihn nie! Und sicherlich steckt wieder diese Romain dahinter!“

„Wer? Himmel! Oh nein! Und es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie ihn nicht gern haben. Ich liebe ihn! Nie und nimmer hielt ich es für möglich, daß ich jemand so tief verbunden sein könnte!“

„Aber weshalb dann . . .?“

Marguerite spielte wieder die Rolle des überlegenen Philosophen. „Ich muß eine sehr große Demütigung zu geben“, sagte sie lächelnd. „Ich fürchte, daß er seinerseits mich nicht liebt. Das heißt: nicht genug. Natürlich auch keine andere, aber mich nicht genug. Nun, wir werden nicht wieder davon sprechen; ich bin froh, daß es gesagt ist, weil Sie es wissen sollten. Von jetzt an ist alles wieder wie es war — bevor ich meine Einwilligung zu dieser Dummheit gab! Und was ist mit Ihnen? Sind Sie verheiratet?“

Kate schüttelte den Kopf.

„Ihr habt euch gezankt? Warum?“

Das Mädchen errötete und zögerte. „Es würde lächerlich klingen — oder noch schlimmer.“

Marguerite wurde ungeduldig. „Vertrauen gegen Vertrauen.“

„Nun gut, ich traute seinem Vater nicht — und zwar wegen Ruth Romain — und er quält mich Ihretwegen.“

„Meinetwegen?“

„Er findet Sie zu geheimnisvoll.“

Marguerites alte gute Laune brach wieder durch, sie wollte lachen, erinnerte sich aber und wurde ernst. „Sie meinen, daß er gern wissen möchte, was ich tat, bevor ich seinen Vater traf?“

„Ich fürchte, ja.“

„Aber Sie lieben ihn, nicht wahr?“

„Nicht — wenn er gegen Sie ist!“

„Ach, Unsinn! Mein guter Ruf hat mit Ihrer Heirat nichts zu tun! Wo ist er?“

„In Cambridge. Er kommt immer Mitte der Woche herüber.“

„Und Sie sehen ihn jedesmal?“

„Ja.“

Marguerite langte zum Tisch nach einer Zigarette. „Dann brauche ich mir Ihretwegen also keine Sorgen zu machen.“

„Ich habe einen Fehler begangen“, sagte das Mädchen, um sein Gewissen zu erleichtern. „Praktisch habe ich ihn dazu gebracht, daß er mit Ruth Romain sprach, und jetzt hält er sie für ziemlich beachtlich.“

Diesmal lachte Marguerite, von keinem Nebengedanken gehemmt. „Wie haben Sie die beiden denn zusammengebracht?“

„Ich sagte, daß sein Vater an Ruth Briefe schickte und die alte Beziehung von neuem anginge — obgleich ich wußte, daß er das nicht tat; aber ich hatte meinen Kopf verloren, und er verlor den seinen und schwor, daß er sofort zu dieser Frau gehen würde, um die Wahrheit zu erfahren.“

„Natürlich!“ sagte Marguerite, noch immer riesig vergnügt. „Der Junge hatte wahrscheinlich wochenlang versucht, seine Neugier zu bezähmen, und Sie verhalfen ihm endlich zu einer Gelegenheit, und jetzt wissen Sie nicht genau, was für eine Wahrheit er erfahren hat.“

„Oh, ich wollte nicht . . .“

„Doch, Sie taten es, und Sie hatten Recht! Und die Romain gab sich alle Mühe, keinen schlechten Eindruck zu machen. Kann man ihr das verdenken? . . . Wie geht es Lila und Maude?“

Diese Frage war eine vorläufige Ausflucht, die beide benutzten. „Sie hätten vor einer Woche kommen müssen!“ Kate lachte. „Sie ermorden sich gegenseitig! Lilas Beau, Herr Stringer, lud sie beide zum Essen ins Casino de Patee ein, weil Maude sagte, daß dort der tollste Betrieb



wäre und daß man sein ganzes Leben in Tugendhaftigkeit und Unwissenheit verbringen würde, wenn man nicht einen Freund mit viel Geld hätte. Das sagte sie zu Stringer, als Lila dabei stand, und er hielt es für sehr schlau von ihr; sie gingen also hin und tranken zu viel Schampus – kurz und gut, sie haben sich dann schrecklich angepöbelt.“

„Weiter, verheimlichen Sie mir nichts!“

„Ja, also Stringer vergaß, daß es Lila gewesen war, die er bewundert hatte, und fand Geschmack an Maude. Das Theater begann, als er sie dann gleich in sein Hotelzimmer mitnehmen wollte.“

„Und jetzt geht das Theater in meinem Geschäft also weiter, wenn sie Kleider verkaufen sollen?“

„Sie reißen sich beinahe gegenseitig die Haare aus, Madame!“

„Maude nimmt natürlich Herrn Stringers Partei, stolz darauf, daß wenigstens ein Mann sie einmal verführen wollte, und Lila möchte wissen, welches Gift am qualvollsten wirken könnte. Ich glaube, zwischen euch allen geht mein Geschäft in die Brüche!“

„Es ist ziemlich ruhig, aber wir haben ein paar Sachen verkauft.“

„Schließlich wird Paul als einziger sich ordentlich benommen haben!“

Mit ihrer alten Munterkeit stand sie auf. „Geben Sie mir einen Kuß, meine Liebe! Und dann laufen Sie in den Laden zurück und sagen Sie den Mädchen, daß sie sich vertragen sollen, sonst werde ich sie beide entlassen. Nach dem Essen komme ich hinüber.“

Kate sah sich im Zimmer um. „Haben Sie schon ausgepackt? Kann ich nicht helfen?“

Marguerite zuckte die Achseln. „Die Koffer sind alle noch in Palm Beach. Ich bin ausgerückt.“

Sie blickten sich fest in die Augen, das Mädchen wieder erschreckt, die Frau abermals mit Schwäche und Tränen kämpfend. „Laufen Sie jetzt“, sagte sie, während sie ihr die Hand gab. „Es ist schon gut.“

Kate ließ ihre Hand nicht los. „Ist er noch dort?“

„Ich weiß es nicht — es ist unwesentlich.“

Nachdem Kate fort war, ging Marguerite wieder zum Telephon, verlangte eine Fernverbindung mit der Harvard-Universität und verursachte dort einen ziemlichen Wirrwarr in der heiligen Ordnung der Dinge, ehe Herr Robert Morton aus der Klasse gerufen wurde — mit besonderer Erlaubnis der entsprechenden Autoritäten und im Hinblick darauf, daß ihnen angedeutet worden war, es handele sich um eine sehr dringende Angelegenheit. Man hatte Bob gesagt, daß New York ihn verlangte, und er hatte einen falschen Schluß daraus gezogen.

„Hallo, Kate! Was gibt es?“

Er war überrascht, Marguerites Lachen zu hören. „Hier ist nicht Ihre Frau, sondern Ihre Schwiegermutter. Wenn Sie diese Woche in die Stadt hereinkommen, würden Sie wohl auf ein paar Worte bei mir vorsprechen? Es handelt sich um Kate — und mittelbar auch um Ihren Vater. Bitte, kommen Sie doch bald! Kate weiß nicht, daß ich Sie darum bitte. Werden Sie mein Geheimnis bewahren?“

Gewiß, sie überraschte ihn, aber es war doch auch nett, so dringend gebraucht zu werden; Bob bereitete sich auf seinen New Yorker Besuch sogar mit noch größerem Behagen als sonst vor.

Die Rückkehr in das Geschäft am Nachmittag war für Marguerite so etwas wie eine Feuerprobe. Als sie über die

5. Avenue und dann am Park entlang ging, dachte sie an eine strahlendere Sonne und eine glühendere Landschaft. Auf der 58. Straße, als der Verkehr stockte, ging sie zur Ostseite hinüber und dann weiter hinunter, bis sie dort hin kam, wo Paul etwas nachlässig an der Seite der Tür lehnte. Als er sie erblickte, grinste er erfreut, stand stramm und grüßte.

„Ich bin froh, Sie wieder hier zu sehen, Madame Laval! Ich meine: Frau Morton!“

Sie nahm die Verbesserung in seiner Begrüßungsrede ruhig hin. „Ihnen und Gloria geht es gut, höre ich?“

„Ausgezeichnet, Frau Morton!“

Maude und Lila, die sie mit Paul sprechen sahen, warteten jenseits der Tür; jede machte den Eindruck, als ob sie Marguerite ganz getrennt von der anderen begrüßen wollte. Lila war noch dünner geworden, und ihre Augen waren rot. Marguerite schrieb die Röte nicht Tränen zu, sondern allzu langem Aufbleiben. Maude war gutartig und heiter wie gewöhnlich, aber auf Grund der Dinge, die Kate ihr erzählt hatte, bildete Marguerite sich ein, etwas Lauerndes, Streitsüchtiges, eine neue Festigkeit in ihrem Gesicht zu entdecken.

„Ach, Madame!“ rief sie. „Wir haben Sie sehr vermißt!“

Marguerite schüttelte beiden die Hände, von einem Gesicht zum anderen blickend.

Maude fuhr fort. „Wird Herr Morton Sie das Geschäft weiter führen lassen?“

„Er ist mit diesem Arrangement einverstanden.“

„Ich sagte Lila, daß Sie ihn schon dazu bringen würden! Jeder Mann würde schließlich das tun müssen, was Sie wollen.“

Marguerite wollte einige Fragen stellen, aber die dauernde Erwähnung des Herrn Morton ließ sie in ihr Büro flüchten. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, fühlte sie, daß sie hier eine sichere Zuflucht gefunden hatte.

Auf dem vertrauten Schreibtisch hatte Kate zwei Briefstöße aufgeschichtet, die sofort durchgesehen werden mußten — jene bereits beantwortet, mit den angeklammerten Antwortbriefen, und die neueren, die noch bearbeitet werden mußten. Beim Anblick der Korrespondenz tat Marguerite, als ob sie seufzte. Kate ermutigte sie.

„Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht.“

„Nun, ganz gleich — entrinnen kann ich dem ja doch nicht. Ich werde oben anfangen und der Reihe nach alles durchgehen. Passen Sie auf, daß mich keiner stört. Wenn Telephongespräche kommen, nehmen Sie sie an.“

Beinahe eine Stunde saß sie da und sah die Briefe, Kostenanschläge und Rechnungen durch; sie versuchte, die Stimmung wiederzufinden, die ihr vor ein paar Wochen selbstverständlich gewesen war, aber jetzt drängten sich zwischen sie und jede Seite der Briefe Gedanken an Lattimer, und wieder kam ihr der Kummer zum Bewußtsein, den sie mit sich genommen hatte, als sie ihn verließ. Sie fragte sich, wie lange sie noch die Kraft aufbringen würde, um Klugheit und Festigkeit zu heucheln.

Nichts von allen diesen Papieren erschien ihr wichtig. Wenn man kritisch las, fand man als Beweggrund in allen Fällen Eitelkeit oder Habsucht. Sie sehnte sich in seine Arme zurück.

Ganz zu unterst des einen Stoßes lagen ein Zeitungsausschnitt und zwei Zettel von dem gelben Büroblock, mit Bleistift beschrieben. Marguerite las sie zuerst nicht, weil

sie glaubte, daß sie sie ebensowenig wie dieser große Briefhaufen interessieren würden. Wenn sie den Zettel schließlich doch durchlas, so nur deshalb, weil sie nun einmal an der Generalreinigung des Schreibtisches war.

Der Ausschnitt war eine „Notiz aus der Gesellschaft“ einer New Yorker Zeitung von diesem Morgen, eine Depesche aus Palm Beach.

„Frau Lattimer Morton, die im Whitehall-Hotel ihre Flitterwochen verbracht hat, ist am vergangenen Samstag mit dem Abendzug nach New York abgereist. Herr Morton folgte ihr am Sonntag. Frau Morton ist in Modekreisen sehr bekannt als Madame Laval, 5. Avenue.“

Das mußte Kate dort hingelegt haben, damit sie nicht darüber zu sprechen brauchten. Er war ihr also am nächsten Tage gefolgt. Sie hätte gern gewußt, ob er sie anrufen oder ins Geschäft kommen würde. Wenn ja: konnte sie weiter Widerstand leisten und sich weigern, ihn zu empfangen?

Für einen Augenblick hatte sie die kleinen gelben Papierzettel vergessen. Jetzt blickte sie nieder und las auf dem oberen, von Kates Hand geschrieben:

„Ruth Romain rief an. Sie sagte, Sie wüßten ihre Nummer, sie bittet Sie, bei ihr anzurufen.“

Marguerite riß die Notiz in kleine Stücke.

Auf den anderen Zettel hatte Kate geschrieben: „Herr George Bentoff rief an.“

### III

Am nächsten Morgen kam sie spät ins Geschäft. Sie war frühzeitig aufgestanden und hatte sich nicht länger als sonst mit der Zeitung und dem Frühstück aufgehalten;

aber gerade als sie fortgehen wollte, kam ihr ganzes Gepäck an. Lattimer hatte es ohne Kommentar geschickt. So hatte er sich also endgültig mit ihrem Fortgehen abgefunden!

Sie ließ den Dienstmann die Sachen in ihr Zimmer heraufbringen und hängte eigenhändig die Kleider weg, weil sie vor der schon allzu bestürzten Gloria die Tatsache ihrer Rückkehr nicht noch besonders betonen wollte. Bei jedem Kleid, das sie forthängte, dachte sie daran, in welcher glücklichen Stimmung sie es erst vor wenigen Wochen so hastig eingepackt hatte.

Obleich es zu regnen drohte, ging sie zu Fuß ins Büro und zwar absichtlich langsam. Sie wußte, daß es in der kühlen Luft leichter sein würde, nachzudenken, als in dem Betrieb und der Unruhe des Geschäfts.

Überhaupt wurde es ihr jetzt schwer, dorthin zu gehen, was ihr gestern erst so richtig zum Bewußtsein gekommen war. Da Lattimer zu dem Laden in keiner besonderen Beziehung stand, hatte sie — als sie ihn in Palm Beach verließ — gedacht, daß es tröstlich sein würde, ihre Arbeit in New York wieder aufzunehmen; aber das alte Interesse war mit dem Tage ihrer Hochzeit dahingeschwunden; das fühlte sie nun. Oft hatte sie sich selbst und anderen gepredigt, daß man niemals im Leben zurückgehen kann — doch für einen Augenblick hatte sie diese Weisheit vergessen. Jetzt kam sie ihr wieder in den Sinn. Sie konnte jene Kleider nicht wieder tragen, die sie eben aus dem Koffer genommen hatte, und nur mit äußerster Überwindung konnte sie sich wieder mit ihrem Geschäft abgeben, diesem Geschäft, das ihr erst eine Ruth Romain gebracht hatte, dann Lattimer und dann die gefährliche Glückseligkeit, die sogar noch eher

als sie fürchtete geendet hatte. Man mußte vergessen können, wenn man dieselbe Prüfung zweimal bestehen wollte.

Das Eintreffen der großen und kleinen Koffer erinnerte sie seltsamerweise daran, wie gut und richtig ihre Ehe gewesen war. Liebeserlebnisse hatte sie auch früher gehabt, und die angekränkelte Philosophie, mit der sie Lattimer vor anderen Experimenten gewarnt hatte, war bis zu dieser Zeit nicht angekränkelt, sondern recht gesund und zuverlässig gewesen, — war es immer gewesen, ehe sie aus der Verzauberung erwacht war oder sich von der Illusion frei machte, mit der die Natur uns nasführt. In gewisser Beziehung war sie jetzt, da sie Lattimers Mangel an Vertrauen erkannte, wieder aufgewacht. Wenn es nichts als Liebe zwischen ihnen gegeben hätte, würde sie vielleicht eine neue Enttäuschung überstanden haben, um zu einer neuen Befreiung zu gelangen. Sie hätte es sogar fertig bringen können, so an ihn zu denken, wie sie an Bentoff dachte: in einer Art Freundschaft und ohne Bedauern.

Aber diese letzte Bindung war mehr als Liebe gewesen.

Sie hielt es noch immer für richtig, daß sie gegangen war, aber sie hatte einen Teil von sich selbst aufgegeben. Er war wirklich ihr Gatte, und sie war seine Frau. Wenn sie auch nicht miteinander glücklich sein sollten, würden sie doch noch immer miteinander verbunden sein.

Sie wollte sich einreden, daß die Erkenntnis dieses Zustandes nur ihrer Offenheit und Klugheit zu verdanken sei, aber hinter der Intelligenz arbeitete ein instinktiver Wille. Hätte sie heute morgen vor der Wahl gestanden: sie wäre der Verstrickung nicht entflohen. Sie hatte sich

zur Trennung entschlossen, gewiß, doch für immer würde sie ihm gehören.

Die Stärke dieses Instinktes, dieses blinde Gefühl überraschte sie. In den Jahren der Einsamkeit, an die sie sich — wie sie dachte — gewöhnt hatte, war sie nicht wenig stolz auf die kluge Einsicht gewesen, die sie von anderen Frauen zu unterscheiden schien. Noch vor einem Monat hätte sie gesagt, daß ihr Erfolg im Leben von ihrer Fähigkeit herrührte, die Dinge so zu sehen wie sie wären und Gemütsbewegungen auf das zu beschränken, was die Nächstenliebe erforderte. Eine interessante Welt, so hätte sie behauptet, sofern man sie unberührt durchwandern kann.

Jetzt ließ ihr gesunder Menschenverstand sie im Stich, obwohl sie Lattimers Unzulänglichkeiten durchschaut und zweifellos den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Sie konnte sich nicht erklären, warum sie sich Sorgen machte. Er hatte sie nicht gut behandelt. Oder schließlich doch? Bedeutete die schlimme Eifersucht nicht etwas, das ihr trotz allem immer kostbar sein würde?

Sie hätte gern gewußt, wo er war und ob er unglücklich war. Sie beteuerte es sich mehrfach, daß — wenn sie jemals wieder miteinander sprechen sollten — das erste Wort von ihm kommen müßte. Unter diesen Überlegungen erreichte sie ihr Geschäft.

An der Tür wartete Paul mit seinem Regenschirm und seinem Lächeln, aber sie war zu sehr in Gedanken verloren, um seine Begrüßung zu bemerken. Lila war allein im Vorführungsraum und bot wie gestern mit ihren roten Augen einen häßlichen Anblick.

„Was ist denn mit Ihnen los?“

„Nichts, Madame.“



„Mit diesem Gesicht kann ich Sie nicht gebrauchen. Jammern Sie immer noch um diesen Mann aus Bridgeport?“

Lilas Augen flackerten. „Ich möchte mich nicht mit ihm blicken lassen. Das ist ja nur irgendein Verkäufer!“

„Das ist eine ungenügende Antwort. Sogar Verkäufer werden manchmal geliebt.“

„Von mir nicht, der nicht!“ rief Lila verächtlich. „Den kann Maude haben, sofern seine Frau ihn aufgeben will.“

„Ach, er ist verheiratet?“

„Ich nehme es an. Ich weiß nicht das geringste über ihn.“

Marguerite schüttelte den Kopf. „Sie sind eine Närrin, so sehr verliebt zu sein.“

„Ich bin nicht verliebt!“

„Na, dann sind Sie erst recht eine Närrin!“

Sie ließ Lila über dieses harte Urteil nachdenken und ging ins Büro. Maude hielt Kate soeben Reden, mit einer aufgeregten Stimme, die durch Marguerites Erscheinen nicht gedämpft wurde.

„Oh, Madame!“ rief sie aus. „Hätten Sie heut' einmal für mich Zeit? Ich brauche einen Rat! Gerade fragte ich Fräulein Mitchell, wann Sie kämen.“

„Was haben denn Sie für einen Kummer?“

„Ich habe keinen Kummer, aber es ist etwas, wobei ich keinen Fehler machen will.“

„Also gut, wenn die Post erledigt ist, und wenn niemand hereinkommt.“

Sie nahm an, daß es sich abermals um die Bridgeporter Pest handelte, und war durchaus nicht in der Stimmung, den Liebeskummer einer anderen Frau anzuhören; aber

Maude stand da, gutartig und treu und — ebenso hartnäckig.

„Also, wenn es so sehr eilt, dann sagen Sie es jetzt gleich.“

„Oh, es geht auch später, jederzeit.“

Sie ging hinaus und schloß die Tür, und Kate brachte Bleistift und Block. Marguerite setzte sich zu der morgendlichen Arbeit an den Schreibtisch.

„Ehe wir anfangen, Madame“, sagte Kate, „habe auch ich eine Frage. Hätten Sie für mich Zeit, wenn Sie mit Maude fertig sind?“

Marguerite lachte. „Dieses Geschäft geht in Trümmer!“

„Ach, es ist nichts Besonderes — ich werde Sie gleich fragen. Kann ich morgen nachmittag ein bißchen früher fort? Bob kommt her und möchte mich gleich sprechen. Im Büro wäre es mir nicht angenehm.“

„Nein, nicht wenn ich hier bin“, stimmte Marguerite zu. „Von jetzt an wollen wir die Männer von diesem Platze fernhalten.“

„Er wird nicht wiederkommen.“

„Ach, tatsächlich?“

„Ich werde ihn nicht heiraten. Er wird meinem Brief nicht glauben wollen und wird kommen, um zu streiten.“

„Und Sie werden natürlich fest bleiben!“

Sie wußten beide, daß sie später gründlicher über das Thema sprechen würden; die Morgenarbeit konnte nur einen Waffenstillstand in ihrem Wortgefecht bedeuten. Als das Diktat beendet war und Kate sich in die Ecke begab, wo sie tippte, rief Marguerite hinter ihr her.

„Ich möchte Herrn Morton für meine Koffer danken. Rufen Sie ihn in seiner Wohnung an.“

Sehr überrascht drehte Kate die Nummernscheibe.

„Es antwortet niemand, Madame.“

„Dann“, nach einem kurzen Zögern, „versuchen Sie es in seinem Büro.“

Sie wählte erneut, das Zeichen ertönte und eine entfernte Stimme wurde vernehmlich. „Frau Laval möchte Herrn Morton sprechen.“ Wieder die entfernte Stimme. Kate blickte Marguerite an. „Herr Morton ist noch nicht zurück. Sie wissen nicht, wo er ist.“

„Danke“, sagte Marguerite. „Ich werde ein anderes Mal mit ihm sprechen.“

Doch die Enttäuschung zeichnete sich deutlich auf ihrem Gesicht ab, — Kate bedauerte sie. Nach alledem war es vielleicht doch noch nicht zu Ende! Auch sie konnte schwach werden!

„Soll ich jetzt Maude hereinrufen?“

Die Frau bedeckte die Augen mit den Händen, und Kate machte sich wieder Sorgen, diesmal wegen ihres unangebrachten Eifers. „Oder wenn Sie lieber nicht gestört werden wollen . . .“

„Fangen Sie nur mit Ihrer Arbeit an! Ich will mit ihr sprechen.“

Sie erhob sich, offensichtlich gereizt, und ging rasch durch den Verkaufsraum. In der Nähe der Tür stand Maude und sah zu, wie Lila sich mit einer korpulenten Frau unterhielt, deren Geschmack Schwierigkeiten bereitete. Marguerite ging auf sie zu.

„Guten Morgen, Frau Randal. Finden Sie etwas, das Ihnen gefällt?“

Frau Randal zückte eine Lorgnette und wandte sich ihr zu. „Ich war neugierig, ob Sie wirklich hier wären, Madame. Die Zeitungen bringen so oft falsche Notizen! Wie gut Sie aussehen!“

Marguerite neigte leicht den Kopf, ohne zu lächeln.  
„Es geht mir ausgezeichnet. Haben die Mädchen Sie auch richtig bedient?“

Frau Randal war geduldig. „Das wird sich zeigen, wenn wir alle lange genug leben. Warum legen Sie sich auf solch einen kritischen Stil fest, Madame? Manche von uns wollen nicht schlank sein. Sie haben etwas abgenommen, nicht wahr?“

Marguerite ging zu den Kleiderständen und suchte Riesengrößen heraus. „Zeigen Sie dies Frau Randal, Lila . . . Maude, ich würde gern ein paar Worte mit Ihnen reden.“

Sie ging mit ihr bis zum Ende des Raums, kurz vor dem Büro, von wo aus sie gerade noch Lila im Auge behalten konnte. Sie bat Maude nicht, sich zu setzen. Bridgeport würde schnell erledigt sein.

„Nun, was gibt es?“

„Madame, ich hoffe, Sie werden nichts dagegen haben . . .“

„Los, reden Sie. Ich bin auf alles gefaßt!“

„Es ist nicht, weil — Sie wissen, daß ich immer bei Ihnen bleiben wollte — aber . . .“

„Will er Sie heiraten?“

Maudes Gesichtsausdruck wurde blöde und wirkte überzeugend echt. „Er? Wer?“

„Handelt es sich nicht um Lilas Beau?“

„Dieses arme Bißchen! Himmel, nein, ich habe eine richtige Stellung bekommen! Mein Bruder sagte es mir gestern abend — die Aufsicht über die Modelle im Engros-geschäft, in dem er arbeitet.“

„Oh, dann wünschen Sie also nur, mich zu verlassen?“

Maude protestierte mit großen Augen. „Ich werde nie-

mals wieder für jemand arbeiten, den ich so gern habe, aber ich muß fort, finden Sie das nicht auch? Ihr Geschäft braucht nicht größer zu werden, und die meiste Zeit des Tages kämpfe ich nur mit Lila.“

„Wollen Sie ihretwegen fort?“

„Ich glaube, ich habe eine bessere Stellung bekommen.“

„Geht sie mit Ihnen?“

„Nicht, wenn ich es verhindern kann!“

„Nun, ich dachte, Sie könnten ohne sie nicht existieren! Ich hätte Lila schon vor einem Jahr entlassen!“

Maude schwankte zwischen Heftigkeit und dem Wunsch, großmütig zu sein. „Lila und ich haben solange zusammengehalten, als es möglich war.“

Marguerite machte eine Pause und dachte einen Augenblick nach. „Gibt es außer Lila hier noch irgend etwas, das Ihnen nicht paßt?“

„Die Kundinnen“, sagte Maude, „werden gewöhnlich.“

Marguerite zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Wirklich, Madame – Ihnen kann es nicht so sehr auffallen, wie uns vorn im Laden! Es scheint keine Damen mehr zu geben, oder aber es gibt keine Damen mehr, die Kleider kaufen. Was hierher kommt, sind Personen wie diese Frau Randal dort. Sie legen ihre Kleider in dem Anprobierzimmer ab, und je mehr sie ablegen – um so größer werden sie; und wenn sie dann wieder in ihren Kleidern stecken, nehmen sie ihr feines Lächeln und ihren englischen Akzent wieder an.“

Marguerite schüttelte den Kopf. „Aber so sind sie doch nicht alle!“

Maude war beharrlich. „Nebenbei bemerkt: es kommen zu viele Männer hier herein.“ Sie errötete, weil sie in Marguerites Blick einen Gedanken an Morton und Ben-

toff vermutete. „Ich meine Stringer und diese Sorte. Sie kommen einfach nur herein, um sich mit uns zu verabreden.“

„Also gut, gehen Sie, wenn Sie wollen. Aber Sie werden dieselben Verhältnisse im Engrosgeschäft finden, eher noch schlimmere.“

„Ich verlasse mich auf die Zähigkeit, die ich mir angewöhnt habe, Madame! Was ich nicht vertragen kann, das sind diese Schwindler von der 5. Avenue.“

Marguerite nickte, als ob sie das für eine tiefe Wahrheit hielte. „Wann wollen Sie fort.“

„Sie wollten mich sofort haben; aber ich sagte ihnen, daß ich Ihnen acht Tage vorher kündigen müßte.“

„Sie können morgen gehen. Fräulein Mitchell wird Ihnen heut' abend Ihren Scheck geben.“

Sie sprach ziemlich energisch. Zuerst war sie verletzt darüber, wie bereitwillig Maude sie verlassen wollte, und jetzt freute sie sich doch, zu sehen, daß dem Mädchen diese plötzliche Verabschiedung nicht ganz angenehm war.

„Ich könnte noch eine Woche bleiben, Madame, oder so lange, wie Sie mich brauchen.“

Wenn Marguerite nicht so bei der Sache gewesen wäre, hätte sie den Mann erkannt, der langsam durch den Vorführungsraum auf sie zukam. Sie hielt ihn selbstverständlich für einen Kunden, der sich der unbeschäftigten Verkäuferin näherte.

„Ich werde Lila zur nächsten Woche kündigen.“

Maude sah aus, als ob sie Reue verspürte. „Aber ich möchte nicht, daß sie meinerwegen ihre Stellung verliert.“

„Ich habe nur eine zuverlässige Verkäuferin gehabt. Jetzt werde ich zwei haben.“

Statt einer Antwort blickte Maude auf den Mann, der da geduldig wartete. Als Marguerite sich umwandte, um ihrem Blick zu folgen, traute sie ihren Augen nicht.

„Du!“

„Ich möchte dich nicht stören“, sagte er höflich, vielleicht auch etwas triumphierend. Wenn er sie nicht in dem großen Raum erwischte hätte – wenn er seine Karte hineingeschickt hätte, würde sie ihn wohl kaum empfangen haben.

Maude war immer noch fassungslos. „Darf ich noch einmal darauf zurückkommen, Madame?“

Marguerite platzte jetzt mit einer beinahe wütenden Energie heraus: „Es ist erledigt! Sie können heut' abend gehen!“

Dann ging sie schnell in das Büro, er folgte ihr gemächlich und zuversichtlich.

„Kate, wollen Sie einmal hinausgehen und nachsehen, wie Lila mit Frau Randal fertig wird?“

Als das Mädchen durch das Büro ging, erkannte es George Bentoff und begriff, daß Frau Randal im Augenblick keine Mantelkäuferin, sondern nur ein Vorwand war.

Allein im Büro, blickten die beiden sich an, er höflich wie immer, aber mit einer neuen Zuversicht.

„Da du ihn verlassen hast“, begann er, „bin ich natürlich zurückgekommen.“

Sie ging hinüber und öffnete die Tür, die Kate soeben geschlossen hatte. „Möchtest du nicht gehen?“

„Ich habe nicht die Absicht, zu gehen – durchaus nicht! Ich tat, worum du mich batest; aber du hättest nicht bitten sollen. Es ist uns nicht bestimmt, uns Lebewohl zu sagen.“

Sie schloß wieder die Tür und stand vor ihm, mit flam-

menden Augen. „Zuerst liebten wir uns, dann waren wir Freunde, jetzt hasse ich dich! Du verschwendest deine Zeit! Du hast mir bereits alles Leid zugefügt, das du mir nur zufügen konntest!“

Überrascht hob er seine Hände, aber sie fuhr mit ihren Vorwürfen fort.

„Du folgtest mir! Du hast dich dort niedergelassen, wo wir dich sehen mußten! Du hast das einzige wirkliche Glück zerstört, das ich jemals empfand!“

Er war tief betroffen. „Aber du glaubst doch nicht, daß ich absichtlich nach Palm Beach ging?“

„Ich glaube, daß du ein Teufel bist! Du bist mein böser Geist! Und jetzt bist du nur hier, um dich an dem Unglück zu weiden, das du angerichtet hast!“

Er sah, daß sie völlig außer sich war und begann mit aller Rücksicht auf ihre Fassungslosigkeit sich sacht zu verteidigen.

„Marguerite, ich ging nur dort hinunter, um eine Begegnung mit dir zu vermeiden! Die Notizen über deine Heirat besagten, daß ihr an Bord meines Schiffes gehen würdet. Bis zu jenem Tage im Seminole-Hotel glaubte ich dich jenseits des Ozeans. Du warst es, die mich fand; ich tat mein möglichstes, um mich zu verbergen.“

Die Tatsache, daß sie selbst Lattimer gegenüber dieses Argument vorgebracht hatte, milderte in diesem Augenblick ihre Empörung nicht. „Aber selbst dann . . .“ begann sie.

„Erlaube . . .!“ unterbrach er. „Täusche dich doch nicht selbst! Mach dir doch nichts vor! Nicht über mich bist du jetzt so böse, sondern über ihn, der dich enttäuscht hat! Wenn er dich meinetwegen verließ, so ermutigt mich das mehr, als ich zu hoffen wagte.“



„Ich war es, die fortging“, erklärte sie rasch.

„Aber doch meinetwegen?“

Sie ging zum Schreibtisch hinüber und lehnte sich an ihn — unbewußt verriet sie ihm mit dieser Geste, daß er zu dem Kern der Dinge vorgestoßen war. Er glaubte, für den Augenblick genug Punkte für den endgültigen Sieg erreicht zu haben.

„Ich kam“, fuhr er fort, „um dir noch einmal zu sagen, was du wohl wissen solltest: daß ich dir ergeben bin, jetzt und immer und daß ich nach wie vor daran glaube, dich glücklich machen zu können. Wenn ich in irgendeinem Punkt deinen Anforderungen nicht genüge, so lehre mich, was es ist, und ich werde es lernen. Wenn du — wie es deine Hoffnung war — irgendeinen vollkommenen Mann gefunden hättest, wäre ich fortgeblieben.“

Es gab eine lange Pause, peinlich lang, so als ob sie Stunden hindurch darauf warten könnte, daß er sie verlasse. Er rührte sich nicht.

„Ich habe gefunden, was ich suchte, ihn und keinen anderen Mann!“

„Aber es ist doch wahr, daß ihr euch getrennt habt?“

„Ich kann über unsere Beziehung nicht sprechen. Es muß dir die Erklärung genügen, daß ich ihn liebe.“ Und mit leiserer Stimme fügte sie hinzu: „Und dich hasse ich! Nicht auszudenken, wie sehr! Sage nicht, daß das ungerrecht wäre! Jedenfalls ist es so. Wenn du nicht dort gewesen wärest, würde ich glücklich sein. Ich werde dir nie verzeihen!“

Jetzt war er derjenige, der ärgerlich auffuhr. „Bist du nicht ein bißchen verrückt? Du weißt, daß ich nichts Unrechtes tat!“

„Du hast mein Leben zerstört! Ob absichtlich oder

nicht, spielt keine Rolle! Zum mindesten weigerst du dich, zu tun, was ich wünsche. Ich will nicht, daß du jetzt hier bist. Wenn er hereinkäme und dich vorfände, könnte er annehmen, daß ich dich kommen ließ.“

„Du erwartest ihn?“

Verzweifelt setzte sie sich an ihren Schreibtisch und wühlte mit ihren Händen in einigen Papieren, die dort lagen.

„Also gut“, sagte er mit einem Seufzer. „Ich werde warten, bis du wieder vernünftig bist. Ich gebe dich nicht auf. Damit würde ich unehrlich gegen mich selbst sein. Aber ich kann warten.“

An der Tür blickte er zurück. „Von jetzt an soll es kein Mißverständnis mehr zwischen uns geben. Ich bin und bleibe hier in New York, und meine Gedanken sind einzig bei dir. Ich werde dein Schicksal verfolgen. Wenn du irgendwohin gehst, kannst du darauf gefaßt sein, daß auch ich dort bin.“

Sie antwortete nicht. Er ging auf sie zu.

„Ich mag nicht — auch nur für einen Augenblick — daran denken, daß du mich haßt. Es wäre anständig von dir, zuzugeben, daß du keine Ursache dazu hast.“

Sie sah nicht auf. Er ging wieder zur Tür.

„In ein oder zwei Tagen werde ich anrufen . . .“

„Ich werde nicht antworten.“

„Ich werde anrufen“, wiederholte er, „um dich zu fragen, ob du langsam wieder zu dir kommst.“

#### IV

Am nächsten Morgen wartete Marguerite in ihrer Wohnung auf Bob; sie räumte im Wohnzimmer auf und

richtete alles her. Sie versprach sich viel von dieser Begegnung. Lange hatte sie über die Wahl ihres Anzugs nachgedacht, schließlich hatte sie sich von ihrem Gefühl leiten lassen. Sie trug genau dasselbe wie an jenem Morgen, da Lattimer sie aufsuchte — den gleichen dunkelroten Pyjama aus weichem Krepp, die hellen Strümpfe, die roten Pantoffeln. Er war seines Vaters Sohn. Wenn sie auch jetzt erfolgreich war, könnte ein neues Glück aus dieser Stunde erstehen, diesmal ein besser behütetes und dauerhafteres.

Nur in großen Zügen hatte sie sich überlegt, was sie ihm sagen wollte; aber in der letzten schlaflosen Nacht waren ihr die Dinge immer klarer geworden. Hätten Lattimer und sie sich getroffen, als sie jung waren, dann hätte es nichts zu vergessen gegeben und ihr gemeinsamer Weg wäre ohne Schwierigkeiten gewesen. Hätte sie nicht Kate in ihr Büro genommen und hätte Ruth Romain nicht einen Mantel kaufen wollen, so hätte sich das Schicksal dieser Kinder ungestört erfüllt. Doch nicht für Bob und Kate war ihr an dieser Unterredung gelegen. Sie hatte Bentoff die Wahrheit gesagt — mit jeder Stunde wußte sie klarer, daß sie Lattimer liebte; und mit wachsendem Zorn grollte sie allem, was ihr Glück zerstört hatte und allem, was ihm durch sie — wenn auch nur mittelbar — neue Sorgen bereiten konnte.

Als Bob ankam, öffnete sie — obwohl ihre Bedienung da war — selbst die Tür, wie an jenem Sonntag morgen, als sein Vater läutete. Der große Junge wurde bei dem herzlichen Willkommen verlegen.

„Ich hatte gehofft, daß Sie es wären“, sagte sie, während sie die Hand ausstreckte. „Und ich hoffe, so ungeduldig werden Sie immer von Kate erwartet!“

Auf diese Begrüßung wußte er keine Erwiderung und folgte ihr in das Wohnzimmer.

„Legen Sie Ihren Mantel dort irgendwohin“, sagte sie. „Eine Zigarette?“ Sie reichte ihm ein brennendes Streichholz, dann warf sie sich in ihren großen Sessel und lehnte sich zurück; sie wollte ungezwungen erscheinen. „Nun“, begann sie in einem leichten, kameradschaftlichen Ton, „Sie möchten Kate heiraten, sie möchte Sie heiraten, aber ich habe im Wege gestanden. Und ich begreife, daß auch Ruth ein Hindernis gewesen ist. Jetzt ist sie zur Seite getreten — und ich ebenfalls.“

Er runzelte die Stirn. „Ich finde: weder das eine noch das andere. Ruth ist nicht entschwunden — sie hat die Absicht, ihn zu heiraten, sofern Sie und er sich nicht wieder zusammenfinden — das sagte sie mir selbst. Und Sie sind doch auch noch da, jedenfalls solange, als Sie seine Frau sind.“

Er betonte diese letzten Worte, oder jedenfalls schien es ihr so. Er nahm an, daß sie sich vielleicht nur vorübergehend als Ehefrau betrachtet haben könnte, und er war etwas neugierig, zu erfahren, als was sie sich augenblicklich fühlte.

„Ruth beabsichtigt, ihn zu heiraten, nicht wahr? Das hatte ich erwartet — aber ich bin erstaunt darüber, daß sie Sie warnte.“

Er antwortete vorsichtig, wollte sie aber doch merken lassen, daß er sich in der Welt auskannte. „Meiner Ansicht nach wollte sie beweisen, daß ihre Zuneigung für meinen Vater aufrichtig und beständig ist.“

„Wobei man über ihre Hoffnung hinwegsehen müßte“, meinte Marguerite, „daß seine Ehe auseinandergehen würde. Nein, nein, ich habe die Vermutung, sie beabsich-

tigte etwas ganz anderes: diese Drohung sollte meine Ohren erreichen. Oder sie wünschte Ihre Hilfe, um uns zu trennen!“

Er erinnerte sich ziemlich deutlich daran, was Ruth gesagt hatte, und konnte sie deshalb mit gutem Gewissen nicht verteidigen. „Vater liebt Sie. Von einer Trennung kann keine Rede sein!“

„Aber sie ist bereits erfolgt! Wissen Sie das nicht?“

Sie war bekümmert, als sie das entsetzte Gesicht des Jungen sah. „Ich bin noch nicht zu Haus gewesen — ich kam von der Bahn sofort hierher — er hat mir nichts geschrieben.“

„Ich dachte, er würde es Ihnen zuallererst erzählen.“

Er beugte sich auf seinem Stuhl nach vorn und starrte sie an. „Warum — taten Sie das?“

Ihr Lächeln wurde traurig. „Weil Sie recht hatten! Weil ich nicht gut genug für ihn bin. Kurz, weil ich ihn liebe.“

Bob strich sich ein paarmal gequält über die Stirn. „Das wird er nicht überstehen! . . . Wo ist er?“

„Ich verließ ihn in Palm Beach, aber er ist nach Norden gefahren, ich weiß nur nicht, wohin.“

Er stand auf und begann, durch das Zimmer zu laufen.

„Bitte machen Sie sich deswegen keine Sorgen“, sagte sie. „Zu Ihnen kommt er bestimmt zurück. Sie liebt er am meisten.“

Das hatte Ruth auch gesagt! Beide Frauen hatten es nun gesagt!

„Wenn Sie ihm helfen wollen“, fuhr sie beharrlich fort, „dann heiraten Sie Kate. Sofort. Heute noch, wenn es geht.“

„Aber sie will nicht.“

„Streiten Sie nicht mit ihr. Gehen Sie einfach nur Ihren Weg! Das ist es, was sie von Ihnen erwartet.“

Er dachte darüber nach. „Warum sagen Sie das jetzt?“

„Er muß in eine Welt zurückkommen, an die er glaubt, in eine Welt, wie sie war, ehe er Ruth traf — und mich. Er erwartete, daß Sie eine Frau finden und sie heimführen würden. Ich könnte es nicht ertragen, wenn er um meinetwillen auch darum noch gebracht würde.“

Er vergalt ihr diese Worte mit einem Blick des Verstehens, der den schmerzlichen Ausdruck in seinen Augen um einiges milderte. „Das ist fein von Ihnen;“ rief er aus. „Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb Sie und er nicht weiter miteinander auskommen sollten. Kann ich vielleicht — kann ich helfen, Sie wieder zusammenzubringen?“

Sie hob ihre Hände auf, dann ließ sie sie schlaff herunterfallen. „Wenn es möglich wäre, zwanzig Jahre zurückzugehen! Oder wenn man seine Natur ändern könnte! Aber ich möchte ihn gar nicht anders haben. Er liebt mich, doch gegen meinen Willen bringe ich Unruhe in sein Leben, und so muß ich mich zurückziehen. Jetzt ist die Reihe an Ihnen und — Kate.“

Schweigend blickte er auf den Fußboden.

„Das heißt“, fügte sie matter hinzu, „wenn Sie sie noch heiraten wollen.“

„Erst einmal muß ich ihn finden — er muß in einer recht traurigen Verfassung sein. — Nach alledem . . ., sind Sie ihm überhaupt böse?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich vermisse ihn.“

Er setzte sich wieder hin und zog seinen Stuhl näher zu ihr heran. „Er weiß nicht, wie Sie empfinden, sonst würde er Sie nie und nimmer aufgeben. Ich bin froh

darüber, daß Sie mich hierher holten, ehe diese Neuigkeiten die Runde machen.“

Über diese Unschuld lachte sie, in ihrer alten guten Laune. „Nun, das weiß bereits ein jeder, — seit dem Augenblick, da ich im Laden erschien. Wozu hat man seine Freunde? Ruth weiß es, und . . .“

Bei dem Gedanken an Bentoff machte sie eine Pause. Plötzlich legte Bob seine Hand auf die Lehne ihres Sessels. „Er wird doch nicht bei Ruth sein?“

Daran hatte sie noch gar nicht gedacht, und die Möglichkeit ließ sie zusammenfahren; aber sie hielt zu Lattimer und antwortete: „Nein, das würde er nicht tun! Niemals!“

„Ich würde dieser Frau nicht trauen, nicht, wenn Vater Kummer hat und sie die Gelegenheit sieht, ihn zu trösten! Kennen Sie sie?“

„Gut.“

„Sie ist ganz beachtlich“, meinte er mit Betonung, „und ich verstehe, daß sie ihm in gewissen Stimmungen gefallen konnte. Sie ist kameradschaftlich, sie gehört zu jener Art von Menschen, die offenherzig und geradezu sind.“

„So?“

„Sie sind anderer Meinung?“

Eine Sekunde lang sah er das weltweite Lächeln, von dem Kate gesprochen hatte. „Mein lieber Junge, sprechen Sie von einer Frau? Keine von uns geht schnurstracks auf ihr Ziel zu! Wir kreisen um das herum, was wir wünschen. Männer tun das auch, abgesehen davon, daß sie massiver sind und mehr Kraft haben, also auch länger durchhalten müssen, nachdem sie erst einmal gestartet sind. Wenn eine Frau mit euch fertig ist, wendet sie sich ab. Wenn ein Mann fertig ist, bleibt er stehen.“

Dieser Zynismus gefiel ihm nicht, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, voller Hemmungen und wieder befremdet.

„Ich nehme an, daß Sie heute nachmittag Kate sehen werden“, sagte sie. „In ihrer Wohnung.“

„Ja, sie telegraphierte mir, aber . . .“

„Ändern Sie Ihre Absicht nicht! Nehmen Sie sie mit sich in die Stadt, heiraten Sie, und bringen Sie sie zu einem Glas Champagner her — ja, bitte! Machen Sie mir diese besondere Freude! Ich habe Kate gern, das wissen Sie! Dann können Sie Ihren Vater suchen. Und Sie könnten ihm keine Neuigkeit mitteilen, die er lieber hören würde.“

Er stand auf, um sich zu verabschieden. Im Hinblick auf das, wozu sie ihn soeben ermutigt hatte, versuchte sie, heiter zu sein. „Sie werden tun, worum ich Sie bat?“

„Gut, ich heirate Kate“, sagte er mit plötzlicher Festigkeit. „Ich hatte das schon beschlossen, ehe ich herkam. Aber erst muß ich Vater finden.“ In seinem Blick lag eine Herausforderung. „Ich glaube, ich werde Ruth Romain anrufen.“

„Nein“, schrie sie.

„Doch . . ., das sollte ich wohl tatsächlich tun.“

„Ich verbiete es Ihnen!“

Sie blickten sich an — die Schlacht stand auf unentschieden.

„Schließlich ist er mein Vater!“

„Und mein Mann!“

„Haben Sie nicht gesagt, daß Sie ihn aufgegeben hätten?“

„Nicht für sie! Sie haben kein Recht, die Romain in diese Sache zu verwickeln!“



Sie hatte es aufgegeben, die Gleichgültige zu spielen; sie wußte nur zu gut, daß er schwerer zu überzeugen sein würde als der ältere Mann, dem er äußerlich so verblüffend ähnlich sah. Sie hatte es mit einem anderen Lattimer zu tun, einem, der ihrem Herzen nahe stehen, aber den sie vielleicht nicht beherrschen konnte. Einen Augenblick lang machte er eine Pause, während er ihrem Blick standhielt und seine eigenen Gedanken dachte.

„Ich werde mit Kate sprechen“, sagte er schlicht und hielt ihr die Hand hin.

„Und Sie versprechen, sie zu heiraten?“

„Das Versprechen hat sie bereits.“

Seine Würde entsprach einem Lattimer in seinen besten Stunden. Sie fürchtete, daß ihre Stimme zittern könnte. „Verzeihen Sie, was ich über Ruth sagte. Tun Sie genau das, was Sie für notwendig halten!“

Da sie nun wieder großmütig war, zögerte er. „Wenn ich ihn nicht bei Ruth suchen würde — gäbe es irgendeine Möglichkeit, daß Sie und er wieder zusammenkommen?“

Das war keine glückliche Frage. „Wenn Sie glauben, daß er wirklich dort sein könnte — überzeugen Sie sich doch davon! Er seinerseits würde von Ihnen so etwas niemals glauben!“

Er wollte Erklärungen machen, aber sie kehrte ihm den Rücken zu und blickte aus dem Fenster auf die steinernen Bildhauerarbeiten in dem kleinen Hof. Sie bemerkte, daß eine der Plastiken durch den Frost zerstört worden war. Sie hörte, wie er nach seinem Mantel griff und lauschte seinen Schritten nach, als er allein hinausging.

## V

An diesem Nachmittag arbeitete Marguerite im Laden mit der zweifelhaften Hilfe von Lila. Maude war fort. Keinen schlimmeren Tag hätte Kate für ihre Abwesenheit aussuchen können; aber nachdem sie dem Mädchen den Nachmittag freigegeben und Bob gedrängt hatte, sofort zu heiraten, fand sich Marguerite mit diesem plötzlichen Zustand ab, daß das Büro leer und der Laden nicht voll besetzt war. Es war nutzlos, sich mit der Post zu plagen, weil niemand da war, der sie beantworten konnte. Sie verbrachte die Zeit damit, die Kundinnen von Lila zu befreien oder zum Telephon zu laufen.

Die Kunden kamen an diesem Nachmittag in solchen Scharen, das es schon verdächtig war. Sie war davon überzeugt, daß sie das Geschwätz gehört hatten und selbst feststellen wollten, ob sie Morton verlassen hätte. Es fiel ihr nicht leicht, freundlich zu bleiben, indem man sie begrüßte, die Überraschung dabei nicht verbarg, sie anblickte, Kleider anprobierte und schließlich den Kauf verschob. Sie hätte fortlaufen mögen, fort aus dem Laden, aus der Stadt, fort von diesen Leuten, die zu ihrem Geschäft — aber nicht zu ihrem Leben gehörten.

Um fünf Uhr schickte sie Lila und Paul ohne jede Erklärung nach Hause und schloß das Geschäft. Die beiden gingen betroffen fort. Sie wollte den Champagner bereitstellen, um die Hochzeit zu feiern — wenn überhaupt eine Hochzeit stattfand. Ein Taxi brachte sie nach Haus. Bob und Kate konnten am frühen Nachmittag geheiratet haben. Vielleicht kamen sie mit dieser guten Nachricht zu ihr in die Wohnung; aber nein, dann würden sie doch erst im Laden nach ihr gefragt haben. Nein, sie kam noch zur rechten Zeit.

Die Wohnung erschien ihr besonders düster, obwohl Gloria ein Feuer im Kamin angelegt hatte. Die Gläser und Kuchen standen schon da. Sie zog ein elegantes Kleid an und sagte sich immer wieder, daß sie um der Kinder willen heiter sein müßte.

Aber sie kamen nicht. Später am Abend rief sie bei Frau Mitchell an und erfuhr nur, daß Kate mit Bob gleich nach dem Essen ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt war.

Am Donnerstagsmorgen jedoch saß das Mädchen bereits am Schreibtisch, als Marguerite eintrat.

„Was ist geschehen?“

„Ach, ich hätte es Ihnen mitteilen sollen, aber es war schon so spät, als wir zurückkamen. Wir haben seinen Vater in Long Island aufgestöbert.“

„Warum gerade dort?“

„Bob glaubte, eine Spur gefunden zu haben. Und ich halte es für wahrscheinlich, daß Herr Morton sich wirklich in einem Haus in der Nähe von Oyster-Bay aufhält. Aber gegen Mitternacht gaben wir es auf.“

„Haben Sie geheiratet?“

„Das wollen wir, sobald er seinen Vater gefunden hat. Ich stimmte ihm darin zu und versprach, ihm suchen zu helfen.“

Marguerite machte keine Anspielung auf den Kuchen und den Wein, die vergeblich gewartet hatten.

„Da ist ein großer Berg von Briefen – wollen wir uns also daranmachen. Lassen Sie die Tür offen und sagen Sie es mir, wenn irgend jemand hereinkommt.“

Als die Vormittagspost erledigt war, stand Kate, ziemlich selbstbewußt, wieder vor dem Schreibtisch.

„Es ist mir schrecklich unangenehm, Sie jetzt – da

Maude weg ist — darum zu bitten, aber könnte ich diesen Nachmittag noch einmal frei haben?“

Kate kam mit ihrer Bitte schlecht an, denn Marguerites Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt. Einzig der Zustand, in dem sie sich befand, kann als Entschuldigung für sie gelten.

„Will denn niemand von euch mir beistehen?“

„Aber, Sie wünschten doch, daß ich Bob beistehe! Er sagte mir soeben am Telephon, daß er zu wissen glaubt, wo sein Vater ist. Wenn er Recht hat, heiraten wir so gleich.“

„Mein Geschäft hier“, sagte Maguerite ziemlich unvernünftig, „könnte ebensogut seine Türen schließen!“

Kate blieb fest. „Ich würde alles für Sie tun, aber ich kann Bob nicht im Stich lassen, wenn er um meine Hilfe bittet!“

Obschon Marguerite so müde und erbittert war, gefiel ihr doch diese Antwort. „Also laufen Sie schon und bringen Sie die Sache zu einem Ende! Aber — verheiratet oder nicht — ich erwarte Sie morgen früh! Und für den ganzen Tag! Inzwischen werde ich irgendein menschliches Wesen auftreiben, das keine Herzensgeschichten hat! So etwas muß es doch geben!“

„Sie wollen also eine andere Sekretärin nehmen?“

„Wenn nicht Sie — dann eben eine andere!“

Ich glaube, daß dies wohl nicht der Ton war, in dem sie dem Mädchen Lebewohl sagen wollte, sofern die mühevollte Suche nach Bobs Vater abermals mit einer Enttäuschung enden sollte, und daß er noch weniger dem Segen entsprach, den sie ihnen mitgeben wollte, sofern sie Latimer finden und heiraten sollten. Ohne Zweifel wäre sie in diesem Augenblick gern liebevoll gewesen — aber alles,

was sich in der vergangenen Woche ereignet hatte, machte ihr das unmöglich.

Kate zog den Mantel an, setzte den Hut auf und puderte sich vor dem kleinen Spiegel über der Schreibmaschine. Stellung hin, Stellung her, sie würde zu ihrem Manne halten. Als sie durch das Büro gehen wollte, hielt Marguerite sie zurück.

„Sie haben ganz recht, wenn Sie gehen, Liebe! Ich habe Sie sehr gern! Aber so gut gefielen Sie mir noch nie! Als Sie sich von ihm zurückzogen, waren Sie ziemlich kindisch, aber jetzt handeln Sie wie eine Erwachsene. Da Sie gefunden haben, was Sie suchen: trennen Sie sich nie davon!“

Das Mädchen war gerührt. „Ich werde Sie nicht verlassen! Es ist nur . . .“

Marguerite drängte sie zur Tür. „Laufen Sie! Er wartet!“

So, das war ein besserer Ton!

Jetzt konnte sie sich für ein paar Stunden mit dem einsamen Laden aussöhnen; und vielleicht würde Lila bei dieser Gelegenheit einmal aufwachen und Verstand bezeigen.

Doch diese schöne Hoffnung erwies sich als trügerisch. Lila war durch das Fortgehen von Maude schwer betroffen worden, — einmal, weil sie ihre alte, an Stringer gescheiterte Freundschaft jetzt erst schätzen lernte, aber noch weit mehr, weil Maude ihr seit Jahren zur Seite gestanden hatte; und sie hatte nicht erkannt, was sie der energischen, gutmütigen Kameradin verdankte. Sie hatte Angst vor Marguerite, aber nun wurde das Büro zum Zufluchtsort vor den drei, vier Kundinnen, die die Nachmittagsruhe unterbrachen.

„Frau Meredith sagt, sie will nicht soviel bezahlen!“  
Sie stand in der Tür und hielt einen Mantel hoch.

„Gut, zeigen Sie ihr etwas Billigeres!“

„Aber ich legte diesen zuerst vor, Madame!“

„Und sie will nicht soviel bezahlen? Versuchen Sie es noch einmal!“

„Aber es ist gerade der, den sie haben will, Madame! Ich nannte ihr einen falschen Preis, und dann erinnerte ich mich plötzlich an den richtigen, und jetzt sagt sie, ich schlüge einfach fünfhundert Dollar drauf, weil er ihr gefällt!“

Marguerite ging mit ihr hinaus, um Frau Meredith zu besänftigen; und fast den ganzen Mittag über blieb sie im Vorführungsraum, um Lila, die ein Talent für Streitereien mit der Kundschaft hatte, zu beaufsichtigen. Es war ärgerlich, vom Schreibtisch ferngehalten zu sein, und noch schlimmer, vom Telephon zurückgerufen zu werden. Als sie es kurz vor drei Uhr wieder klingeln hörte, beschloß sie, es ruhig weiter klingeln zu lassen, und ergab sich erst, als der Anrufer sich nicht entmutigen ließ.

Sehr deutlich hörte sie die Stimme einer Frau. „Könnte ich Frau Laval sprechen?“

Wahrscheinlich eine ihrer Kundinnen. „Ich bin es selbst.“

Die Stimme wurde leiser, offenbar in der Absicht, wirkungsvoll zu sein. „Hier ist Ruth Romain. Könnte ich mit Ihnen sprechen, wenn ich jetzt gleich zu Ihnen komme?“

„Nein — bedauere.“ Sie hätte den Hörer aufgelegt, wenn sie nicht neugierig gewesen wäre.

„Vielleicht haben Sie recht“, sagte die Stimme. „Es wäre besser, wenn wir uns an einem mehr privaten Orte

träfen – in Ihrer Wohnung oder in meiner. Aus nahe-  
liegenden Gründen würde ich die Ihre vorziehen.“

„Ich kann mich nicht mit Ihnen treffen“, wiederholte  
Marguerite. „Wenn ich noch deutlicher werden soll: es  
liegt mir nichts daran, Sie zu sprechen!“

Sie konnte das kurze Auflachen am anderen Ende des  
Telephons hören. „Mir auch nicht, wenn es darauf an-  
kommt! Aber wir werden eben unsere Gefühle bezwin-  
gen müssen. Sie werden sehen, daß es schon der Mühe  
wert ist. Ich möchte eine Frage an Sie richten über etwas,  
das uns beide angeht.“

„Wir haben nichts gemeinsam!“

Nun verzichtete Ruth sogar auf die geheuchelte Höf-  
lichkeit und sprach scharf, herausfordernd. „Hören Sie,  
dies ist einer der Augenblicke, da ich versuche, fair play  
zu spielen! Und Sie täten besser daran, mich nicht zu ent-  
mutigen! Kommen Sie heute nachmittag um fünf Uhr in  
meine Wohnung, oder etwas früher. Ich möchte meine  
Karten offen auf den Tisch legen, Ihnen meine Absichten  
mitteilen und von Ihnen hören, ob Sie damit einverstan-  
den sind. Sie wissen, wovon ich spreche! Natürlich können  
Sie fortbleiben, wenn Sie sich nichts mehr aus ihm  
machen. Ich werde das dann dahin verstehen, daß es mir  
freisteht, in meinem eigenen Interesse zu handeln.“

Marguerite zögerte eine Sekunde, doch als sie antwor-  
tete, versuchte sie, ihrem Tonfall etwas Endgültiges zu  
verleihen. „Ich werde nicht kommen!“

„Wenn Sie darüber nachdenken, werden Sie es doch.  
Ich werde dem Mädchen sagen, daß um viertel vor fünf  
der Tee fertig sein soll.“

Marguerite wartete, so als ob sie noch mehr hören  
wollte, aber die Verbindung war unterbrochen. Sie legte

die Hände auf die Stirn. Natürlich würde sie hingehen! Sie sah das genau so klar wie Ruth. Wenn es Lattimer betraf, würde sie gehen, mochte es ihrem Stolz auch noch so hart ankommen, — ja auf die Gefahr hin, jetzt erfahren zu müssen, daß er diese Frau in dem Augenblick aufgesucht hatte, in dem er allein gelassen wurde! Wenn es zutraf, so würde sie wohl auch das noch ertragen! Andererseits, wenn Ruth gesiegt hatte, weshalb sollte sie Marguerite dann noch zu einer Besprechung rufen?

Die nächste Stunde erschien ihr sehr lang, sie blickte so oft auf ihre Uhr, daß Lila ihre Ungeduld bemerkte.

„Gehen Sie irgendwohin, Madame? Sie werden mich doch nicht allein lassen, nicht wahr?“

„Ich habe um vier Uhr dreißig eine Verabredung. Lassen Sie das Geschäft bis halb sechs offen. Ich bezweifle, daß irgend jemand heut so spät noch hereinkommt.“

„Aber wenn doch jemand kommt?“

Sie wandte sich dem Mädchen zu. „Dann haben Sie die Chance, zu beweisen, daß Sie kein so großer Dummkopf sind, als ich befürchtete. Halten Sie Ihre fünf Sinne beisammen! Tun Sie so, als ob dies Ihr Geschäft wäre und Ihr Leben davon abhinge!“

Als sie zwanzig Minuten später in Hut und Mantel aus dem Büro herauskam, war Lila sehr mit einem Verkauf beschäftigt, und es schien ebenso menschlich wie klug, sie mit einem freundlichen Lächeln zu ermutigen. Lila entschuldigte sich bei der Kundin und kam herüber, um ihr etwas zuzuflüstern.

„Wenn ich eine Frage habe, kann ich Sie irgendwo erreichen?“

Natürlich konnte sie nicht Ruths Adresse angeben, und



für einen Augenblick war sie froh, daß beide — Maude und Kate — fort waren. Die beiden kannten jene privaten Nummern. Hastig kritzelte sie auf eine ihrer Karten das Amt und die vier Ziffern.

„Rufen Sie mich dort an! Oder bei mir zu Hause.“

Als sie mit einer Taxe die 5. Avenue hinauffuhr, den Weg ein Stückchen bei der 66. Straße abkürzte, dann quer über die 72. und Riverside-Drive hinauf, konnte sie sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß Lattimer hier entlang gekommen sein mußte, viele Male, sooft er Lust gehabt hatte, Ruth zu sehen. Die Vorstellung verletzte sie mit überraschender Heftigkeit. Sie wurde böse über diese seltsame Einladung, die sein vergangenes Leben ihr in den Sinn bringen mußte. Hatte Ruth aus Spitzfindigkeit, ja aus Teufelei sie an diesem Nachmittag hierher gebeten, um gerade das wieder aufleben zu lassen, was Marguerite unfehlbar Kummer bereiten mußte?

Als sie vor der Wohnung ankam und Elise die Tür öffnete, hatte sie beschlossen, ruhig und ungerührt zu bleiben; aber die Tatsache, daß sie bewußt diesen Entschluß faßte, war ein Geständnis des Zorns, der in ihr wuchs und bereit war, hervorzubrechen.

## VI

Als sie in das Wohnzimmer eintrat, gelang es ihr nicht, über die Sicherheit in Ruths Haltung so ohne weiteres hinwegzugehen. Sie glaubte, jene Zuversicht zu erkennen, die der offenbare Vorteil verleiht. Aber es schien ihr auch, sowohl in dem halben Lächeln, mit dem Elise sie begrüßte, wie in Ruths Zügen selbst, eine leichte Besorgnis vorhanden zu sein. Die Atmosphäre in der kleinen Woh-

nung war gespannt, war geladen von Kampf Stimmung oder gar von einem drohenden Unheil.

Ruth hatte in der Mitte des Raumes gewartet und hatte sie allein durch die Halle gehen lassen, — Marguerite kam das theatralisch, wie Effekthascherei vor. Das hellblaue Nachmittagskleid, das sie trug, verbarg die verschwenderischen Reize, auf deren Wirkung sie gerechnet haben würde, wenn Lattimer sie besucht hätte. Vor Marguerite wollte sie sie anscheinend nicht so zur Schau stellen; sie wollte lieber alltäglich wirken, mit jener Einfachheit, die selbstbewußte Kraft ankündigt. Alles hatte sie in der Gewalt — nur ihre Augen nicht! Ein unruhiges Flimmern ließ argwöhnen, daß sie auf einen Zusammenstoß vorbereitet war oder eine Überraschung plante.

Elise hatte den Teetisch an die Couch und einen Sessel für den Besuch an die andere Seite gestellt.

Ruth streckte die Hand aus. „Es ist sehr nett, daß Sie gekommen sind.“

Marguerite konnte diese Begrüßung nicht gut übersehen. Ihre Finger berührten jene Ruths.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“

Marguerite nahm Platz, jedoch so, als ob sie sich nur versuchsweise niederließe und jeden Augenblick aufstehen und fortgehen könnte. Ruth beschäftigte sich mit der Spiritusflamme unter dem Teekessel.

„Ich habe sie schon vor einer Weile angesteckt, aber es dauert schrecklich lange, wenn man darauf wartet.“

Marguerite schwieg.

„Ich hätte Sie nicht gebeten zu kommen, wenn mir ein anderer Weg eingefallen wäre. Ich verstehe Ihre Hemmungen sehr gut!“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Marguerite.

Ruth blickte erheitert vom Teekessel auf. „Als ob Sie das nicht wüßten! Natürlich will ich Lattimer Morton, das heißt, sofern Sie beide miteinander fertig sind; so schien es mir richtig, Sie zu fragen, bevor ich irgendetwas unternehme. — Ich gehöre nicht zu jener Sorte, die einer anderen Frau den Mann wegnimmt!“

„Ich habe ihn Ihnen nicht weggenommen!“

Ruth lächelte mit merklich wachsendem Vertrauen. „Sagte ich denn, daß Sie es getan hätten?“

„Er erzählte mir“, erklärte Marguerite, „daß Sie ihn fortschickten! Hätte er noch irgendwelche Verpflichtungen gehabt, so würde ich seinen Antrag nicht angenommen haben!“

Ruth setzte sich in ihre Ecke zurück und beobachtete sie schärfer, jedes Wort erwägend. „Das ist richtig, natürlich — ich schickte ihn fort; aber jetzt gestehe ich, einen Fehler gemacht zu haben! Ich gehe sogar so weit, anzunehmen, daß es auch für ihn falsch war, so wie ohne Zweifel für mich. Ich schloß das aus dem, was vielleicht nur ein Gerücht ist, — und niemand außer Ihnen kann mir das Gerücht bestätigen. Ist es wahr, daß Sie ihn verlassen haben?“

Die Situation war für Marguerite mehr als peinlich, und deshalb verlor sie nur noch schneller die Geduld.

„Warum soll ich darauf antworten? Warum soll ich mit Ihnen über mein Leben sprechen?“

Ruth heuchelte Gleichgültigkeit. „Aus gar keinem Grunde, wenn es Ihnen widerstrebt. Ich dachte dereinst, daß Lattimer und ich heiraten würden, dann glaubte ich zu erkennen, daß es nicht zu seinem Besten wäre. Jetzt bin ich davon überzeugt, daß er mich braucht — ob er es nun weiß oder nicht. Also frei heraus, Frau Laval, ich

habe die Absicht, diesen Mann für mich zu gewinnen! Aber natürlich nicht, wenn Sie mit ihm noch zusammenleben! Ich zerstöre kein Heim. Man sagt, Sie verließen ihn. Stimmt das?“

Die dunkle Frau verweigerte die Antwort. Die große, blonde hetzte sie weiter.

„Wenn es nicht an dem ist, brauchen Sie es mir nur zu sagen. Früher oder später werde ich es selbst herausfinden, aber wir können, wenn Sie wollen, Zeit sparen.“

Marguerite saß noch immer aufgerichtet in Verteidigungsstellung auf ihrem Sessel. Von dem Augenblick an, da sie das Zimmer betreten hatte, hatte sie ihre dunklen Augen kaum von dem Gegner abgewandt.

„Da Sie nicht antworten, muß ich folgern, daß Sie mit ihm fertig sind. Wenn Sie eine andere Antwort geben könnten, würden Sie es nur zu gerne tun!“

„Wir haben uns getrennt“, antwortete Marguerite langsam. „Das ist kein Geheimnis mehr, und ich habe keine Veranlassung, Ihnen Ihre Frage übelzunehmen. Übel nehme ich Ihnen nur, daß Sie mich hierher brachten, wo diese Frage kaum zu besprechen ist.“

„Aber ich schlug ja Ihr Geschäft oder Ihre Wohnung vor! Ich wußte, daß dieser Platz Sie verletzen würde! Hier können Sie nicht begreifen, daß ich versuche, fair zu sein. Sie denken immer nur daran, daß wir uns in diesem Zimmer liebten! Indem wir sprechen, fragen Sie sich, ob er auf dem Sessel saß, den Sie jetzt innehaben, oder lieber auf der Couch hier neben mir. Habe ich das nicht alles vorausgesehen? Und hätten wir uns in Ihrer Wohnung getroffen, so wäre es für mich peinlich gewesen. Dann hätte ich vermuten müssen, was sich dort ereignet haben könnte, hätte mir in meinem Neid und meiner Ent-

täuschung ausmalen müssen, wie er Ihnen dort gehuldigt hat! Aber der Laden wäre neutral gewesen. Dort küßte er mich nie, und Sie wohl auch nicht. Sie hätten mir an einem neutralen Ort gegenübertreten müssen. Da Sie das nicht wollten, machte ich Ihnen den Vorschlag, den schwierigeren Teil zu übernehmen und Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen. Sie haben darauf bestanden, hierherzukommen – und jetzt beschweren Sie sich bitte nicht!“

Sie blickten sich schweigend an, bis Ruth an den Tee dachte.

„Wie unachtsam! Ich lasse das Wasser verkochen! Nehmen Sie Zitrone oder Sahne?“

Marguerite sah die Tasse nicht, die vor ihr auf den Tisch gestellt wurde. „Ich möchte noch immer gern wissen, warum Sie mich herbateten. Daß Sie ihn zurückhaben wollen, wußte ich, und Ihre Reize bezweifle ich auch nicht. Warum also war es nötig, daß Sie und ich zusammenkamen?“

„Ich rief in seiner Wohnung an“, sagte Ruth offen, „aber Muri gab vor, nichts zu wissen. In seinem Büro sagen sie, daß er noch nicht wieder in der Stadt sei. Wenn Sie wirklich mit ihm Schluß gemacht haben, könnten Sie mir doch sagen, wo er ist.“

„Ich weiß es nicht.“

Ruth verstand diese Antwort, wie sie sie verstehen mußte. „Ich an Ihrer Stelle würde wahrscheinlich dasselbe sagen, doch würde es mir keine Ehre machen, und Ihrer ist es auch nicht würdig. Als Sie ihn liebten, folgten Sie ihm. Ich gebe zu, daß Sie ihn wiedergewinnen könnten, wenn Sie es wollten, und ich unterstelle, daß es Ihnen gelingt. Wollen Sie, daß ich aus dem Spiel bleibe und

Ihnen noch einmal eine Chance gebe? Oder wollen Sie abtreten und mir das Feld überlassen?“

Marguerite lächelte bitter. „Genießen Sie ruhig diesen Augenblick — er wird für Sie nicht wiederkommen! Ich bin bereits abgetreten — wie Sie das bezeichnen. Ich weiß, ich könnte ihn zurückgewinnen. Gegenwärtig lege ich keinen Wert darauf.“

„Doch seine Adresse wollen Sie mir nicht sagen?“

„Aber ich weiß sie doch nicht!“

Ruths Augen wurden schmal und spöttisch. „Das kann ich Ihnen natürlich nicht glauben.“

„Wie Sie wollen!“

„Kommt er nach New York?“

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung!“

„Wenn ich niederträchtig sein wollte“, sagte Ruth boshaft, „könnte ich Ihnen zeigen, welche Genugtuung mir Ihre vollkommene Unwissenheit verschafft!“

Marguerite errötete. „Das dachte ich mir! Vielleicht haben Sie mich überhaupt nur hierher, um festzustellen, wie wenig ich über ihn weiß! Vielleicht weiden Sie sich an der Tatsache, daß Sie mehr wissen als ich! Möglich, daß er nachts gerade in dieses Zimmer zurückkehrt, möglich, daß Sie mich zu dieser Folter eingeladen haben, um Ihre Rache vollkommen zu machen!“

Ruth starrte sie an, mit offenem Munde. „Glauben Sie etwa im Ernst, daß er mich hier aufgesucht hat, seit Sie zurück sind?“

„Sie sind eine Schauspielerin“, sagte Marguerite, „und ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihre Begabung.“

„Sie sind verrückt!“ schrie Ruth. „Ich habe den Mann nicht gesehen seit dem Abend, an dem er mich verlieb — ich meine, seit dem Abend, an dem ich ihn fortschickte!“

„Jetzt ist die Reihe an mir, ungläubig zu sein“, sagte Marguerite.

Die Wohnungsklingel läutete.

„Wie fatal!“ rief Ruth aus, die Stirn runzelnd. „Elise, ich bin nicht zu Haus!“ Sie blickte wieder Marguerite an. „Ich lege die Hand aufs Herz und schwöre bei allem, was Sie wollen! Wenn er mich bereits aufgesucht hätte, würde ich dann einen Augenblick Zeit an Sie verschwenden? Ich appellierte an Ihre Großzügigkeit. Nun werde ich ihm also nachlaufen müssen – denn ich kann mir ja nicht einbilden, daß er jemals von selbst hierher zurückkehren wird!“

Beide hielten den Atem an, als sie einen schnellen, schweren Schritt durch die Halle kommen hörten. An der Tür stand Lattimer.

In seinem Gesicht lag unverkennbar Furcht, aber auch – wie es Marguerite schien – Beschämung und Verlegenheit. Sie war sofort aufgestanden, aber er sprach zuerst.

„Was tust du hier?“

Die Form der Frage ebenso wie der inquisitorische Ton machten sie rasend. Kalt, sarkastisch begann sie, aber indem sie weitersprach, wuchs ihr Zorn, und ihre Stimme wurde heiser.

„Bin ich in deinen Privatbesitz eingedrungen? Gehört dir diese Wohnung? Ist das der Grund, weshalb du deinerseits hier bist?“

Er ging auf sie zu. „Marguerite . . .“ bat er.

„Du brauchst dich nicht zu verteidigen“, unterbrach sie, „und ich erwarte keine Entschuldigung von dir, – als ob das noch zu etwas helfen könnte! Ich bin hier, weil ihr mich in eine Falle gelockt habt! Du und diese Frau hier, ihr hattet vor, mich zu demütigen – und das ist euch

gut gelungen! Zuerst mußte ich eingestehen, daß ich dich verloren habe, und dann inszenierte sie diesen fabelhaften Auftritt, um zu beweisen, wie gründlich sie dich zurückgewonnen hat!“

„Marguerite!“ bat er wieder. „Wenn du einen Augenblick zuhören wolltest . . .“

„Als ich Lebewohl sagte, tat es mir leid, daß ich gehen mußte; aber jetzt werde ich mich stets fragen, warum ich so lange blieb! Was hast du mich genarrt! Jene Briefe da, die du und sie wechselten, — ich glaubte dir auf das Wort, daß sie nichts zu bedeuten hätten! Du aber gabst vor, eifersüchtig zu sein! Hat das etwa zu deinem Plan gehört: mich fortzutreiben, damit du frei sein könntest?“

Er versuchte, ihre Hände zu fassen, aber sie stieß ihn fort. Und plötzlich fand sie ihre Ruhe wieder, sie bückte sich, um ihre Handschuhe vom Sessel aufzunehmen.

Sie wandte sich Ruth zu. „Ich habe Ihren Tee nicht getrunken! Sie hatten es nicht nötig, noch Gift hineinzutun! Das Böse, das Sie Ihren Gästen vorsetzen, ist viel gefährlicher. Aber auch ich nehme meine Rache — ich überlasse Sie ihm!“

Die Genugtuung in Ruths Gesicht machte sie rasend. Während des ganzen Auftritts mit Lattimer hatte Ruth nichts gesagt, hatte sich nur in ihre Ecke zurückgelehnt und ironisch und überlegen gelächelt. Lattimer folgte Marguerite durch die Halle.

„Um Gotteswillen, Marguerite! Sei einen Augenblick vernünftig! Hör mich an!“

Er war ihr so nahe, daß sie sich einbildete, seine Hand würde sogleich ihre Schulter berühren. In jäher Wut drehte sie sich um.

„Wenn du mich anfaßt, schlage ich dich!“



Sie glaubte noch sein entsetztes Gesicht zu sehen, indem sie zur Tür hinausging; und – um den Ausdruck des Entsetzens von diesem Gesicht zu vertreiben, – wäre sie gern noch einen Augenblick geblieben, hätte sie nicht auch Ruth bemerkt, die jetzt aufrecht im Wohnzimmer stand, um besser sehen zu können – lebhaft, zufrieden und vielleicht voller Hoffnung, daß sie wirklich die Hand gegen ihn aufheben könnte, oder er gegen sie.

## VII

Als Marguerite am nächsten Morgen ins Büro kam, war sie enttäuscht, daß Kate nicht da war und auf sie wartete. Paul war da, und Lila war da, und der Laden war auf, aber die Post lag unberührt auf dem Schreibtisch.

„Haben Sie irgendetwas von Fräulein Mitchell gehört?“

„Nein, Madame“, antwortete Lila, „kein Wort. Aber ich würde Ihnen gern erzählen, was sich zugetragen hat, nachdem Sie fort waren.“

„Später“, sagte Marguerite scharf. Lilas Sorgen lagen ihr in ihrer augenblicklichen Verfassung wahrhaftig fern genug. Kate wäre nicht ein zweites Mal fortgeblieben, ohne sie entsprechend zu benachrichtigen. Zweifellos hatte sich irgendetwas ereignet, – irgendetwas Bedauerliches vielleicht? Hatten sie etwa Lattimer gefunden? Und hatte er zugegeben, daß er zu Ruth zurückgekehrt war? Hatte er das wirklich fertiggebracht, so mußte sein Sohn bitter enttäuscht und Kate vielleicht zu sehr erschüttert sein, um ihn zu heiraten.

Sie öffnete die Briefe, einen nach dem anderen, und begann zu lesen. Sie war halbwegs fertig, als ihr ein Umschlag in die Hand fiel, adressiert von Kates Hand und in

New York am Abend vorher aufgegeben. Marguerite riß ihn auf. Der Briefkopf trug die Adresse der Wohnung am Gramercy-Park. Nur zwei oder drei Zeilen standen da.

„Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß Sie sich weigern würden, zu meiner Hochzeit zu kommen. Sie werden verstehen, warum ich nicht in das Büro zurückkehre. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen dankbar dafür bin, daß Sie so freundlich zu mir waren, — ehe dies alles passierte.“

Wovon beim Himmel sprach das Mädchen? Wer hatte sich geweigert, zu welcher Hochzeit zu gehen? Warum konnte Kate nicht mehr zurückkommen? Marguerite ging zur Tür, und da keine Kundinnen da waren, rief sie Lila.

„Rief Fräulein Mitchell gestern an?“

„Nein, Madame.“ Lila ging auf sie zu.

„Sie wissen, daß sie geheiratet hat?“

„Du meine Güte! Wann?“

Marguerite ging zum Schreibtisch zurück, ohne zu antworten, — die Neugier trieb Lila hinter ihr drein.

„Hat sie wirklich geheiratet?“

„Gestern.“

„Den Sohn von Herrn Morton?“

„Ich nehme es an.“

„Ist das nicht großartig! Das muß Sie doch sehr freuen! — Ich wollte Ihnen noch erzählen, Madame; nachdem Sie fort waren . . .“

Marguerite wurde ungeduldig. „Ein andermal! Passen Sie auf den Laden auf, während ich telephoniere.“

Nachdem Lila sich — abgewiesen, aber noch immer mit vollem Herzen — zurückgezogen hatte, rief sie eine Stel-

lenvermittlung an und beschrieb die Sekretärin, die sie brauchte; jede Tugend, die sie einzeln als wünschenswert aufzählte, war ein Lob für Kate. Die Vermittlung zögerte, solch einen Ausbund an Tugend zuzusagen, wollte aber am Nachmittag probeweise ein paar Bewerberinnen schicken.

Mit einem unwillkürlichen Seufzer legte sie den Hörer auf, und einen Augenblick lang ruhte ihr müder Kopf auf ihren Händen. Dies war wirklich das Ende! War es der Mühe wert, das Büro wieder zu ergänzen? Lattimers Treulosigkeit hatte sie härter getroffen als jedes andere Mißgeschick, das sie bisher zu überwinden hatte; und eine so ungeheure Enttäuschung war — wie sie sich selbst sagte — in ihrem Alter entscheidend für alle Zukunft. Wie konnte sie noch an irgendein menschliches Wesen glauben? Sie dachte zurück an jene Zeit, da er die Heirat vorgeschlagen und sie Zweifel gehegt hatte, und fand, daß sie damals unglaublich einfältig und unerfahren gewesen war. Sie hatte angenommen, daß männlicher Besitztrieb und beständige Eifersucht die einzigen Fallgruben sein könnten. Als unmöglich war es ihr erschienen, daß ein Liebhaber sie innerhalb eines Monats verraten und sich mit einer Nebenbuhlerin verbinden könnte. Solche Enttäuschungen hatte sie bisher nicht erlebt. Ein so rohes Hinüberwechseln von einer Frau zur anderen war für sie undenkbar gewesen bei einem Manne, den sie liebte — und nur noch undenkbarer bei einer Natur wie Lattimer, die sie fest verwurzelt und unerschütterlich wähnte.

Nun, so lagen die Dinge, und er würde ihr nichts mehr bedeuten, jetzt, da sie ihn klar erkannt hatte! Sie würde ihn vergessen — das heißt, sie würde den Mann, der er augenblicklich war, vergessen; der feinere Mensch, an

den sie geglaubt hatte, würde ihr hoffentlich als eine schmerzliche Gestalt zur Seite bleiben.

Und wie sie ihn mißverstanden hatte, so war es ihr auch nicht gelungen, Kate oder auch nur Maude zu begreifen. Wie blind sie gewesen war! Maude hatte sie als ein gutes, treues und fast immer schweigsames Haustier betrachtet. Kate hatte sie für ein überempfindliches Gemüt gehalten, unfähig zu kraftvollen Entschlüssen.

Doch Maude hatte nur wegen einer besseren Stellung sich von ihr abgewandt, und Kate — im Gegensatz zu allen Voraussagen — hatte sich als entschlossen und ein wenig hart erwiesen.

Blieben nur noch Paul und Lila, die ihr am wenigsten nützten. Sie konnte sich selbst gut und gern gleichfalls zu den untauglichen Überbleibseln rechnen. Das Schicksal hatte ihren kleinen Laden ereilt, und sie selbst hatte als erste dran glauben müssen, war das erste Opfer gewesen! Von dem Tage an, da Ruth den Mantel aussuchen kam, hatten sie alle damit zu tun gehabt, sich selbst zu entdecken! Dieses kühne Leopardenfell hatte in schneller Folge Lattimer und die Heirat und die Trennung nach sich gezogen, hatte beinahe Kates Hochzeit zum Scheitern gebracht und sie sodann beschleunigt, hatte mittelbar Lila und Maude einen Grund für ihren Streit gegeben, hatte die beiden — Maude und Kate — fortgetrieben.

Sie machte verzweifelte Anstrengungen, um wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren. Als sie aus dem Büro herauskam, erhaschte Lila, die in der Nähe der Schau-  
fenster ihr Nahen beobachtete, einen erschreckenden Eindruck davon, wie diese geheimnisvolle Frau aussehen würde, wenn sie wirklich alt war.

„Madame! Sind Sie krank?“

„Sie wollten mir etwas darüber sagen, was sich gestern hier abspielte?“

Lila fiel sichtlich von einer Bestürzung in die andere.

„Oh ja, Madame. Ihr Gatte kam her.“

War es Zufall oder eine boshafte Absicht, daß das Mädchen anfang, in der Wunde zu wühlen? Marguerite gab sich rechtzeitig einen Ruck, um ruhig zu bleiben.

„Sagen Sie das niemals wieder zu mir! Ich habe keinen Gatten!“

Lilas Augen wurden von Bestürzung größer und größer.

„Nicht Herr Morton?“

„Wir sind nicht mehr verheiratet!“

„Dann habe ich ja etwas angerichtet!“ Alle Möglichkeiten menschlicher Verfehlung lagen in dem Klang ihrer Worte. „Als er hereinkam, sah er schrecklich enttäuscht aus, und ich dachte, Sie würden sich freuen, ihn zu sehen. Und als er fragte, wo Sie wären, sagte ich deshalb, ich hätte keine Ahnung, aber Sie hätten eine Telephonnummer hinterlassen; er setzte sich also an Ihren Schreibtisch, um Sie anzurufen, aber als er die Nummer sah, sagte er ‚Mein Gott!‘ und griff nach seinem Hut und rannte hinaus. Paul sagt, daß er in ein Taxi sprang, fast ohne die Tür aufzumachen. Der Gedanke, daß irgendetwas nicht in Ordnung sein könnte, hat mich sehr gequält. Was ist es, Madame?“

Marguerite drehte sich um und ging in ihr Büro zurück; sie begriff langsam die Bedeutung seines Besuches und die Folgen ihres Fehlers. Dann hatte er sie also gesucht! Vielleicht — nein, es war beinahe sicher, daß Ruth die Wahrheit gesagt hatte!

Plötzlich wurde sie in den Knien schwach. Kaum im Büro angelangt, schloß sie die Tür und sank auf den

Stuhl, den er benutzt hatte – und Bentoff desgleichen. Da stand der Schreibtisch, an dem er sich zuletzt aufgehalten hatte, um sie anzurufen!

Hieß seine Rückkehr, daß er sie noch liebte? Das hatte jetzt keine Bedeutung mehr. Nicht mehr nach diesem Zusammentreffen bei Ruth. Ihre eigenen Worte mußten die Quelle jeder Zuneigung verschüttet haben. Sie hatte ihr Glück in ihren Händen gehalten – ohne es zu wissen! Jetzt verstand sie seine Frage – „Was tust du hier?“ Er war zurückgekommen, um ihr wieder zu gehören, hatte dann aber ihren Besuch dort, ausgerechnet bei Ruth Roman, falsch ausgelegt! Vielleicht hatte er gedacht, daß sie dorthin gegangen war, um ihm nachzuspionieren. Wenn sie ihn jetzt nur für einen Augenblick sprechen könnte! –

Das Eintreten von zwei oder drei Kundinnen während des Vormittags rettete sie dann und wann vor ihren Gedanken, aber in der Zwischenzeit verfiel sie immer wieder diesem neuen Schmerz, diesem Schmerz, gemischt aus der Gewißheit, daß er sie noch liebte und aus der Befürchtung, daß sie seine Liebe endgültig zerstört hatte. Sie dachte sich alle möglichen Arbeiten aus, um den Tag überhaupt zu ertragen. Sie versuchte, ein paar Briefe auf der Maschine zu tippen, um – wenn auch ohne großen Erfolg – der neuen Stenotypistin etwas Arbeit abzunehmen, wer sie auch immer sein mochte.

Nach dem Mittagessen befand sie sich bereits in einem solchen Zustand von hysterischer Verzweiflung, daß sie die erste, von der Vermittlung geschickte Bewerberin engagierte, ein dünnes Geschöpf mit stark geschminkten Wangen und von unschlüssigem Wesen. Aber immer noch besser als nichts! Wenigstens konnte das Mädchen tippen.

Sie engagierte sie unter der Bedingung, daß sie — zum mindesten für eine Weile — auch Maudes Arbeit noch übernehmen müßte, sobald der Andrang der Kundinnen Lilas Leistungsfähigkeit übersteigen sollte. Sie befahl dem Mädchen, sofort anzufangen, seinen Bleistift und Block vorzunehmen und sich einen Stuhl an den Schreibtisch heranzuholen.

Sie war beinahe mit dem Diktieren fertig, als Lila mit einem auffallend weißen Gesicht an der Tür erschien. Marguerite wartete nicht erst darauf, ihre Klagen in aller Breite anzuhören.

„Gut, gut, ich komme. Zeigen Sie ihr irgendetwas anderes, bis ich mit diesem Brief fertig bin!“

Lila steckte ihren Kopf noch weiter zur Tür herein.

„Aber es ist doch kein Kunde! Nach dem, was Sie heut morgen sagten, wollen Sie vielleicht gar nicht da sein? Soll ich sagen, daß Sie ausgegangen sind?“

Verwirrt erhob sich Marguerite. „Lächerlich! Natürlich bin ich hier!“

Sie hatte schon beinahe die Schwelle überschritten, um nachzusehen, wer da wäre, als Lila sie zurückdrängte und ihr ins Ohr flüsterte:

„Wenn er Sie nicht sieht, kann ich ihn fortschicken!“

Marguerite verstand die Warnung nicht. Ärgerlich über Lilas Gehabe und belästigt von den Händen auf ihrer Schulter, machte sie sich los und blickte durch den Raum bis zur Straße. In der Nähe der Tür wartete Latimer. So standen sie dort einen Augenblick, durch die Länge des Raumes getrennt, und beobachteten einander.

„Sie können im Büro bleiben“, sagte sie ruhig zu Lila. „Nehmen Sie die Telephongespräche entgegen.“ Dann ging sie nachdenklich auf ihn zu, zuerst ziemlich selbst-

bewußt, dann aber verdrossen darüber, daß er auf sie wartete und sie herankommen ließ. Instinktiv bereitete sie sich auf einen jener Angriffe vor, von denen man sagt, daß sie die beste Verteidigung sind.

„Du warst gestern hier. Warum hast du mich nicht wissen lassen, daß du kommen wolltest? Warum über-rumpelst du mich jetzt? Wenn wir uns irgendetwas zu sagen haben, dann gibt es wohl passendere Orte als . . .“

„Als Ruth Romains Wohnung? Da gebe ich dir recht.“

„Mein Geschäft hier ist ein Stück Öffentlichkeit“, antwortete sie etwas ungeschickt. „Die Mädchen hören uns sprechen, die Leute, die auf der Straße vorbeigehen, können uns sehen!“

Er blickte sie mit klaren Augen an, mit dieser Kraft, die sie bewundert hatte, als er das erste Mal hierhergekommen war. Sie liebte ihn darum nicht weniger, weil er jetzt — nach diesen Wochen der Leidenschaft und der Eifersucht — plötzlich seine berechnete Selbstgenügsamkeit wiedergefunden hatte. Wieder einmal war er ein freier Mann, — gern mochte sie nicht daran denken —, und vielleicht war er frei, weil sie ihm jetzt nichts mehr bedeutete.

„Ich bleibe nur einen Augenblick“, versicherte er. „Gestern kam ich, um dich um Verzeihung zu bitten, heute lasse ich dir die Adresse eines Freundes zurück, der mich bei der Scheidung vertreten wird. Es ist kaum ein Fall, den ich selbst übernehmen könnte.“ Er reichte ihr die Karte. „Ich wäre dankbar, wenn dein eigener Anwalt ihn anrufen würde, so daß wir schnell damit fertig werden.“

Sie drehte die Karte in ihren Händen hin und her, ohne den Namen — Ralph Allen — zu sehen. „Wie du meinst.“



„Wie ich meine?“ Es überraschte sie, wie ungestüm und bitter seine Worte hervorkamen; am Ende war er doch nicht frei! „Mein Junge überzeugte mich davon, daß du dir noch etwas aus mir machtest und vielleicht froh sein würdest, zu erfahren, daß ich dich noch immer verehrte! Weil ich das glauben wollte — weil ich es unmöglich fand, ohne dich zu leben, eilte ich hierher, mit innigeren Gefühlen für dich denn je . . . Endlich hatte ich erkannt, wie töricht und schandbar ich mich benommen hatte, — die unnötigen Befürchtungen, die Undankbarkeit für das, was du mir gabst, die empörenden Beleidigungen in vielen meiner Worte. Ich versprach den Kindern, daß ich dich sofort zu ihrer Hochzeit mitbringen würde . . . Sie hatten mich dazu überredet, so kindlich wie sie selbst zu sein. Ich dachte, daß ich dich nur zu bitten brauchte.“

Sie unterbrach ihn. „Wissen sie, was sich ereignet hat?“

„Ich sagte ihnen nur, du kämst nicht.“

Abermals blickten sie sich eine Weile an. Er hatte ihr gesagt, daß sein Besuch bezwecke, ihre Verbindung unbarmherzig zu beenden, zeigte aber ebensowenig den Wunsch, sie zu verlassen — als sie jenen, ihn fortgehen zu lassen. Ihr Blick fiel auf die Karte in ihrer Hand.

„Es tut mir leid!“

„Als ich erfuhr, wo du warst“, fuhr er fort, „bekam ich Angst, welchen Trick Ruth jetzt anwenden könnte. Nach dem, was Bob sagte, wußte ich, daß sie dein Feind war und — in gewissem Sinne — auch der meine. Vielleicht hatte ich kein Recht, dir zu folgen, vielleicht aber konntest du Hilfe brauchen.“

Wie gut war es, daß ich wirklich ging! So wenig mir deine Behandlung gefiel, — so sehr befriedigt es mich, dich jetzt so zu kennen, wie du eigentlich bist, und zu

sehen, daß unsere Rechnung glatt ist. Wenn du in einem solchen Ton mit mir sprechen konntest, dann liebste du mich nicht!“

„Sagte ich so viel, wie du in Palm Beach?“ wandte sie ein. „Und bewies dein Gerede, daß du mich nicht liebtest?“

Er blieb kühl. „Ich wiederhole: unsere Rechnung ist glatt. Heute brauche ich mich kaum noch für meine gemeinen und verrückten Reden zu entschuldigen. Du sagtest, daß nur ein Mann seinen Verstand dermaßen verlieren könnte, aber gegen meinen Willen mußte ich eine Frau anhören, die schlimmer war als ich.“

Als er innehielt, unternahm sie keinen Versuch, sich zu verteidigen. Sie hörte sich die Anklage mit einer Ruhe an, die ihm nicht ganz am Platze zu sein schien. Er hatte Rechtfertigung oder Reue erwartet. Er war ziemlich verblüfft, als sie mit ihren nächsten Worten das Thema wechselte.

„Wo sind die Kinder?“

Nun gut, wenn sie die Trennung unter dem Anschein freundschaftlichen Geschwätzes wünschte, so sollte sie ihren Willen haben! „In der Wohnung, glaube ich. Ich habe sie gestern abend überredet, dorthin zu gehen. Ich bin zu jenem Freund von mir nach Long Island zurückgefahren“ — er wies auf die Karte in ihrer Hand.

„Gehen sie sofort nach Cambridge?“

„Sie werden heut abend mit mir essen und fahren anschließend um neun Uhr dreißig; nach einer kurzen Reise werden sie in der Nähe der Universität eine Wohnung suchen.“

„Ich freue mich“, sagte sie. „Ich freue mich sehr, daß — wenigstens sie — glücklich sind.“

Seit er in den Laden gekommen war, hatte er sich kaum

von der Stelle gerührt. Hinter ihm, auf der Straße, sah sie eine Frau herankommen. Paul grüßte, aber in einer plötzlichen Laune änderte die Frau ihren Kurs und ging weiter. Wenn sie meine Thür geöffnet hätte, dachte Marguerite, dann wäre die leise Aussicht auf eine Versöhnung endgültig dahingewesen.

„Kamst du wirklich, um mir zu sagen, daß wir wieder beginnen könnten?“

„Das war gestern.“

„Könnten wir nicht — könntest du heute mir verzeihen? Da einzig ich es ja wohl sein soll, die sich hier zu entschuldigen hat? Schließlich ist dein Zorn nur deshalb so übermäßig, weil du vorher keine Eifersucht bei mir erlebt hast. Bei dir erlebte ich so viel, daß ich Geduld gelernt habe. Denke daran, wie oft du vor dem Schatten des armen Bentoff davonranntest — und es war wirklich nur ein Schatten! — während ich gestern die richtigen Worte finden sollte, indem Ruth uns sehr quicklebendig gegenüberstand, in ihrem Heim! Ist es da noch so verwunderlich, daß ich alle möglichen Dummheiten sagte? Du brauchtest Bentoff nur einmal zu sehen — und das war ein Zufall, den er nicht herbeigeführt hatte. Er hatte nicht die leiseste Absicht, unseren Frieden zu stören. Er wollte einzig aus unserer Welt verschwinden. Wenn du darüber nachdenkst, Lattimer, bleibt dir wenig zur Entschuldigung. Aber wenn ich nur einmal, ein einziges Mal, meinen Kopf verlor, und dein Auftauchen in ihrer Wohnung mißverstand; wird diese meine Schwäche nicht durch dein Benehmen reichlich aufgehoben? Ich weiß, Ruth will dich zurückgewinnen. Wahrscheinlich werde ich ihr immer wieder begegnen müssen; das war einer der Gründe, weshalb ich so böse wurde. Bestimmt hätte

ich mich vernünftig benommen, wenn ich gewußt hätte, daß sie genau so aus deinem Leben gestrichen ist wie Bentoff aus dem meinen.“

Sie hörte das Telephon im Büro klingeln, und aus Gewohnheit wollte sie hinübergehen, dachte dann aber daran, daß Lila da war.

„Wenn du es einmal so betrachtest“, fuhr sie zutraulicher fort, „scheint es dir nicht der Mühe wert, noch einmal einen Versuch zu machen? Oder willst du nicht? Es war unrecht von mir, dich in Palm Beach zu verlassen. Ich glaubte, es müßte sein, aber ich hatte unrecht. Könnten wir nicht unsere Fehler vergessen und uns an die guten Dinge erinnern?“

Der Groll schwand immer mehr von seinen Lippen und aus seinen Augen.

„Madame“, sagte Lila plötzlich neben ihr, „da ist ein Anruf für Sie.“

„Nehmen Sie ihn entgegen.“

„Aber es ist persönlich.“

„Wer?“

„Herr George Bentoff.“

Sie sah, wie Lattimer sich instinktiv mit einem Lächeln gegen diesen Schlag wappnete, mit einem Lächeln, das sich langsam über sein Gesicht ausbreitete, indem er den obersten Knopf seines Jacketts schloß, sich ironisch verbeugte und auf die Straße hinausging.

## VIII

Nachdem er die Tür geschlossen hatte und verschwunden war, wandte sich Marguerite, mechanisch ihre Pflichten wieder aufnehmend, an Lila.

„Ich habe keine Lust, mit Herrn Bentoff zu sprechen. Sagen Sie ihm, daß ich nicht im Laden bin.“

„Oh, es tut mir leid — aber ich sagte, Sie wären hier!“

„Dann sagen Sie ihm, daß Sie sich geirrt haben.“

Arg verwirrt ging Lila fort, um diese schwierige Schwindelei durchzuführen. Marguerite folgte. Ihre Gedanken waren bei anderen Dingen. Sie hatte sich geweigert, mit Bentoff zu sprechen — nicht, weil sein Anruf ihr Ärger verursacht hatte, sondern weil er ihr in allem Ernst nichts mehr bedeutete. Er war zu einer Plage geworden, deren man sich endlich entledigen mußte.

Der Abbruch des gerade in diesem Augenblick so vielversprechenden Gespräches mit Lattimer hatte sie nicht mutlos zurückgelassen. Als sie sich wieder im Büro an ihren Schreibtisch setzte, war sie ausgesprochen heiter. Selbst die neue Sekretärin, noch eine Fremde, bemerkte die Veränderung. In ihren Mundwinkeln lag wieder die Andeutung eines Lächelns, und der Kummer war aus ihren Augen entwichen.

Die Worte, die sie ihm — aus einem Impuls heraus — gesagt hatte, waren für sie selbst eine ausgezeichnete Medizin gewesen. Es gab zwischen ihnen wirklich nichts, worüber sie streiten mußten, am allerwenigsten Grund zur Eifersucht. Sie war sich jetzt ganz klar darüber, daß das, was ihre eigene Niederlage zu sein schien — indem sie nämlich im Anblick von Lattimer und Ruth ihre Besonnenheit vergaß —, nur ein Streich des Schicksals gewesen war, das wieder gütlich machen wollte. Sie wußte, daß er ihr leichter verzeihen konnte, da auch er etwas zu erklären hatte. Nachdem auch sie diesen einen offenkundigen Fehler begangen hatte, mußte er sein eigenes Unrecht völlig einsehen.

Die Hauptsache war, daß er noch liebte! Mochte Ben-  
toffs Anruf ihn auch wieder erschreckt haben, er konnte  
doch zurückgewonnen werden! Der Gedanke daran  
machte sie glücklich.

„Passen Sie jetzt auf den Laden auf“, sagte sie zu Lila,  
„ich habe etwas zu erledigen. Machen Sie sich keine Sor-  
gen, wenn ich länger ausbleibe.“

Sofort bekam Lilas Gesicht Kummerfalten. „Aber Sie  
kommen doch heute nachmittag noch zurück, nicht wahr?“

Marguerite setzte ihren Hut auf. „Vielleicht. Jeden-  
falls können Sie es ja beide allein schaffen.“

„Wenn wir Sie brauchen sollten“, fragte Lila, „wo  
können wir anrufen?“

Marguerite brach in ein helles Lachen aus. „Ich werde  
unauffindbar sein, meine Liebe! Diesmal werden Sie nicht  
wissen, wo ich bin!“

„Aber angenommen, wir brauchten Sie?“

Marguerite war bereits auf dem Wege zur Ladentür.  
„Wenn Sie ahnen könnten, wie wenig ich im Augenblick  
an Sie und Ihre Sorgen denke, würden Sie sich wundern!  
Schwimmt oder — geht unter!“

Damit eilte sie hinaus und wandte sich zum nördlichen  
Teil der Avenue, — eine Lila zurücklassend, die auf Pauls  
Hinterkopf starrte, der einzige Blickfang, der ihr bei  
ihren dumpfen Betrachtungen noch übrig blieb.

Marguerite ging rasch an ein paar Häuserblocks vor-  
bei, dann schritt sie langsamer auf den Park zu, wo die  
Stadtverwaltung — einer seltenen Eingebung folgend —  
den Zoo renovierte und dem alten Zeughaus wieder das  
Aussehen gab, das es in den sechziger Jahren hatte. An-  
scheinend war die Besorgung, die sie erwähnt hatte, nicht  
eilig. Jedenfalls nahm sie sich die Zeit, die neuen Unter-

künfte für die Elefanten, Bären, Schlangen und andere Lieblinge des Publikums eingehend zu betrachten. Mit sogar noch größerem Interesse sah sie zu, was mit dem Dach des alten Zeughauses geschah.

Der Anblick stimmte sie philosophisch. Warum stellte man es nach seinem ursprünglichen Entwurf wieder her? Warum entwickelten plötzlich diese Amerikaner — diese seltsamen Leute, die nur deshalb Amerikaner waren, weil sie ein paar Jahre vor ihr hierher verpflanzt worden waren — Geschmack für Restauration? Sie hatte das auch sonst in der Stadt festgestellt, hatte gelesen, daß es sich wie eine Manie weit und breit im Lande ausdehnte. Warum glaubten die guten Leute, sich stärker oder behaglicher zu fühlen, nachdem sie Vergangenes wieder aufgebaut hatten, über das sie nach dem Willen des Schicksals hinauswachsen sollten? Warum sollte es für Männer und Frauen so schwierig sein, die reine Gegenwart zu genießen?

Sie hatte Lattimer gesagt, daß amerikanische Männer weniger intelligent wären als die männlichen Wesen anderer Länder, eben weil sie nicht vergessen konnten. Offenbar wollten sie es auch gar nicht. Die Vergangenheit wurde für sie zu einem Kult.

Durch den Park führte sie ihr Weg zum „Spa“, dem kleinen Haus mit der Mineralwasserquelle in der Nähe des Westwegs, wo man in der eigentlichen Saison Sprudelwasser kaufen konnte. Jetzt war es für den Winter verschlossen, aber selbst noch in seinem verdunkelten Zustande liebte sie es. Irgendwie erinnerte sie das Häuschen an die prächtigeren Pavillons der europäischen Kurorte; und die Wiedererinnerung an eine Welt, die sie hinter sich gelassen hatte, war wohltuend. Sie wurde nicht ge-

wahr, daß dies gleichfalls jenseits der Logik war, die sie Lattimer hatte beibringen wollen.

Auch die Schafhürde mußte eine radikale Umgestaltung über sich ergehen lassen. Fortan sollte es hier keine Schafe mehr geben, und das altmodische Gehege mußte — wie man sehen konnte — verschiedene bedeutende Amputationen und Operationen erdulden. Man hatte die Hoffnung, dadurch endgültig die alten Düfte zu beseitigen, die in einem Kaffee- oder Biergarten nicht recht am Platze waren. Gelang das, so wollte man die alten Ziegelsteine in den Mauern lassen und nur dort einen Fußboden legen, wo die Schafe noch über die bloße Erde getrappelt waren, wollte Tische anstelle der Tröge hinsetzen, und die Schafhirten würden weiße Schürzen tragen und Getränke servieren.

Marguerite sah diese Veränderungen ohne Begeisterung voraus. In ihrer Vergangenheit hatte es keine Schafhürde gegeben, und ihr Ehrgeiz galt nicht dem Bier. Aber sie dachte weiter über dieses Wiederaufbauen nach, das die Stadt beschäftigte, diese Rückkehr zu alten Gebräuchen und lange aufgegebenen Formen. Die Amerikaner, die sie zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, behandelten die Aufhebung der Prohibition in Wahrheit als eine geistige Wiederherstellung in dieser oder jener Form — es war nicht der Alkohol, der sie reizte, sondern ihr Sinn für die Vergangenheit.

Vielleicht hatte sie Unrecht gehabt mit dem, was sie Lattimer gesagt hatte! Vielleicht konnte niemand der Vergangenheit entfliehen? Diese antiquarischen Versuche hier waren ein stiller Vorwurf für sie.

Sie setzte ihren Spaziergang fort, ging um den Wasserturm und hinaus auf die 5. Avenue, sie dachte weder an



die Mittagszeit noch an jene Verabredung, die sie Lilas wegen erfunden hatte. Sie wollte in freier Luft nachdenken, und der lange Spaziergang schenkte ihr die Einsamkeit, die sie sonst nirgendwo finden konnte, nicht einmal in ihrem behüteten Heim.

Als sie sich von der 5. Avenue weg ihrer eigenen Straße zuwandte, begegnete ihr die Vergangenheit noch einmal, ihre eigene Vergangenheit. Die gärtnerischen Arbeiten, die die Stadt in Angriff genommen hatte, dehnten sich über die Parkmauern hinaus bis auf die Avenue aus. Sie bemerkte, wie viele Bäume gepflanzt wurden, wie viele Ahornbäume — eigentlich nur Ahornbäume. Solche Bäume hatte sie in den Parkanlagen ihres Heimatlandes gesehen.

Die Stadtväter hatten jetzt anscheinend auch ihren zähen Optimismus in bezug auf den Rasen aufgegeben. Die kümmerlichen Andeutungen von Gras, die sich früher von Baum zu Baum erstreckt hatten, waren ausgegraben worden, und man hatte die leeren Flächen mit Kieselsteinen ausgefüllt. Das war auch früher Brauch gewesen — in der Welt ihrer Kindheit. Dort, in ihrer Heimat, kam alles Grün nur von den Bäumen, und niemand dachte daran, die Kieselsteine zu beseitigen. Sie mochte es gern, wenn auf diese Weise eine freie Fläche geschaffen wurde.

Vielleicht würde New York noch andere, ähnliche Einrichtungen von Europa übernehmen — zum mindesten von Frankreich. Im letzten Sommer hatten schon Tische auf den Bürgersteigen gestanden. Es gingen Gerüchte um, daß im nächsten Sommer noch mehr Restaurants und Kaffees Plätze im Freien einrichten würden. Sie hatte es für ein Glück gehalten, in eine neue Welt zu fliehen und

von neuem beginnen zu können, aber sie hatte doch nicht allem entfliehen wollen. Ihre Wohnung schien vom Schicksal für sie bestimmt gewesen zu sein, weil der Blick von ihren Fenstern ihr Paris in Erinnerung brachte.

Nein, sie wollte nicht vergessen! Weder die Erlebnisse, durch die sie gegangen war, noch die Menschen, an denen ihr Auge oder ihr Herz gehangen hatte; sie würden ihre Hände halten und neben ihr gehen, bis ihre Zeit vorüber war. Und gerade wegen dieser Menschen, gerade weil die Lehren, die sie ihr erteilt hatten, fühlbar und beständig blieben, konnte sie Lattimer eine unbeschwerter und ausdauernde Liebe entgegenbringen. Das sah sie jetzt klar.

Sie wandte sich nach Osten, der 66. Straße zu, erreichte ihre Wohnung und suchte in ihrer Tasche nach den Schlüsseln. Gloria war überrascht, sie so früh zu sehen.

„Haben Sie schon gegessen, Madame?“

„Ich möchte nichts!“

„Aber Sie können doch nicht hungern!“

„Jetzt möchte ich nichts“, wiederholte Marguerite, während sie die kleine Wendeltreppe hinaufstieg. „Machen Sie zu sieben Uhr ein Kotelett für mich fertig.“

„Vielleicht etwas Tee oder Fleischbrühe vorher, Madame!“

„Nein, danke.“ So konnte Wohltat zur Plage werden! In Wirklichkeit war sie recht hungrig und freute sich über die gehobene Stimmung, die manchmal durch Enthaltsamkeit verbunden mit moralischer Eitelkeit ausgelöst wird. Ihr Kopf war ungewöhnlich klar, sie wußte, sie war klüger als sonst. Sie wollte jetzt den Nachmittag über ruhen, so daß sie — wenn sie später mit ihm sprach — in der allerbesten geistigen Verfassung sein mußte.

„Hier ist ein Brief für Sie, Madame.“

Eine weibliche Handschrift, die Marguerite nicht kannte. Und die kürzeste aller Mitteilungen.

„Meine Liebe,

ich habe Ihre Adresse diesem Ihrem Mann abgeluchst. Er hat überhaupt keinen Verstand, aber er liebt sie. Kann ich irgendwie helfen?

Mit mehr Verständnis für Männer — Ihre

Hope Allen.“

Sie lächelte über die Worte und dachte an das reizende Mittagessen bei „New Yorker“; wie lange war das her! Sie fühlte sich ebenso müde wie hungrig und stieg die Treppen hinauf, den Brief in der Hand.

In ihrem Zimmer legte sie die Kleider ab, zog einen Pyjama an und streckte sich unter einer leichten Decke auf dem Bett aus. Sie dachte noch lange über dieses und jenes nach, ehe sie endlich einschlief. Um fünf Uhr dreißig klopfte Gloria an die Tür.

„Fräulein Gill ist da, Madame. Können Sie sie jetzt empfangen — es wäre sehr wichtig?“

Marguerite schüttelte den Schlaf ab und versuchte, sich zu erinnern, wer Fräulein Gill wäre.

„Ach — Maude! Gut, ich bin in einem Augenblick unten!“

Die Heiterkeit, mit der sie ihren Spaziergang beendet hatte und unter der sie eingeschlummert war, erfüllte sie noch, als sie in ihrem Straßenkostüm die Treppe hinunterkam. Maude ging — stämmig und vollblütig wie immer, aber mit Anzeichen von Erschöpfung, vor dem nicht brennenden Kamin hin und her.

„Es ist mir entsetzlich unangenehm, hier einzubrechen, Madame“, begann sie, „aber Lila wollte mir nicht sagen,

wo Sie wären, obwohl sie es bestimmt wußte; also mußte ich es eben auskundschaften, und natürlich habe ich es zuerst hier versucht.“

Gastfreundlich wies Marguerite auf einen Stuhl. „Schon gut. Ich wollte sowieso jetzt aufstehen. Was gibt es?“

Sie konnte beobachten, wie Maude nach einer diplomatischen Einleitung für ihr Anliegen — was immer es auch sein mochte — suchte, dann aber in einem Anfall von Aufrichtigkeit beschloß, auf alle Diplomatie zu verzichten.

„Ich meine, Madame — wollen Sie mich zurücknehmen? Ich habe den Engros-handel satt!“

Marguerite lächelte. „Wenn ich noch richtig rechnen kann, so ist dies erst Ihr zweiter Tag dort.“

„Das hat mir genügt! Die Stellung ist gut wegen der Bezahlung und der Arbeitszeit und alledem — aber ob Sie es glauben wollen oder nicht — Stringer ist dort!“

Marguerite begriff nicht gleich, welche verheerenden Folgen die Gegenwart des Herrn Stringer haben sollte; sie wußte sogar im Augenblick nicht einmal, wer Herr Stringer war.

„Das ist dieser Kerl aus Bridgeport, wissen Sie — der mit Lila schön tat und sich dann an mich heranmachen wollte. Ich hatte keine Ahnung, daß er in dem Engros-geschäft schwer arbeitete — da kauft er also wirklich etwas! — und nebenbei mäkelte er an den Modellen herum; und als er mich sah, dachte er — hören Sie bloß, Madame — ich wäre nur dorthin gekommen, um ihm die Mühe abzunehmen, selbst in den anderen Teil der Stadt zu kommen! Das hat er wirklich geglaubt! Nehmen Sie mich zurück?“

Es gehörte nicht zu Marguerites Grundsätzen von Disziplin, eine solche Bitte sogleich zu erfüllen — obwohl sie erleichtert aufatmete, während sie Maudes Worten lauschte.

„Ich habe bereits ein neues Mädchen eingestellt, die auch als Sekretärin arbeitet. Sie wird natürlich bleiben müssen, wenn sie ihre Sache gut macht — und ich denke, das wird sie.“

„Dann haben Sie keinen Platz mehr für mich?“

Marguerite tat so, als ob es schwierig wäre. „Lassen Sie mich nachdenken.“

Aber das Bedauern des Mädchens war zu ehrlich, um damit spielen zu können. „Kommen Sie morgen früh.“

„Sie nehmen mich zurück?“

Marguerite kniff die Augen zusammen. „Aber ich möchte nicht, daß dieser Stringer noch irgendwo herumspukt.“

Vor lauter Anstrengung, rasch zu denken, machte Maude ein ganz komisches Gesicht. „Sie müssen nämlich wissen, Madame, daß ich jene Stellung nicht von selbst verließ — ich wurde hinausgefeuert! Ich habe Stringer eine geklebt.“

„Unter diesen Umständen“, räumte Marguerite sanft ein, „können Sie sich natürlich als wiedereingestellt betrachten. Keinen Dank — ich liebe solche Ergüsse nicht. Seien Sie morgen da!“

Doch als Maude zur Tür ging, rief sie sie zurück.

„Unter einer Bedingung, — für eine oder zwei Wochen ist die Sache noch nicht ganz sicher. Ihre Rückkehr könnte Lila außer Fassung bringen. Sie können ihr von mir bestellen, daß es sich für mich darum handelt, ob ich euch beide entlasse — oder nur eine. Ja, es ist so, wie ich sagte!“ fügte sie hinzu, als Maude sie noch um eine Erklärung bitten wollte. „Berichten Sie ihr genau meine Worte und denken Sie darüber nach, Sie beide!“

Sie blieb eine Weile unten und las wie gewöhnlich die

Abendzeitung. Die Neuigkeiten an diesem Tag waren nicht aufregend — was sich in Deutschland, Japan oder unter den Türken ereignete, verblich mehr und mehr neben ihrem eigenen Erlebnis. Sie hielt die Zeitung in ihren Händen und fragte sich, was Lattimer wohl sagen würde, wenn sie ihn überraschte, und welchen Kurs ihre Beredsamkeit nehmen würde. Ja, diesmal wollte sie beredt sein, sie wollte alles einsetzen.

Um sieben brachte ihr Gloria das Kotelett, eine Platte mit Salat und etwas Kaffee. Ein paar Minuten nach neun rief sie ein Taxi und fuhr in die Stadt.

## IX

In Lattimers Wohnung hatte Muri gerade den Abendbrottisch abgeräumt. Sie hatten zeitig gegessen, so daß Bob und Kate ihren Zug ohne Hast erreichen konnten. Muri kam noch einmal, um die leeren Kaffeetassen zu holen, zog sich dann in die Küche zurück und schloß die Tür. Es war das Zeichen dafür, daß sie sich nun freier unterhalten konnten.

Lattimer war im Abendanzug. Er hatte versucht, seinem Sohn und seiner Schwiegertochter einen glücklichen Abend zu bereiten, aber irgendwoanders hätten sie beide mehr voneinander gehabt. Ihre gegenseitige Verliebtheit brauchte keine Aufmunterung, nicht einmal von ihm, und sie hatten ihn in einer Verfassung vorgefunden, die nicht dazu geeignet war, sie heiter zu stimmen. Während des Nachmittags hatte er sich mit Schnäpsen gestärkt. Der Cocktail, den er während des Essens servierte, und der Burgunder und Champagner, auf denen er zur Hochzeitsfeier bestand, hatten allmählich den letzten Rest von sei-

ner Selbstbeherrschung fortgeschwemmt. Jede Erwähnung von Marguerite war Öl ins Feuer. Kate und Bob suchten mühsam nach Gesprächsthemen, die ihm die Frau nicht in Erinnerung bringen konnten.

Nach Kates Gefühl befand er sich in einem unverdient erbärmlichen Zustand. Die harte Lehre dieser zwei Tage hatte in ihrer Einstellung manches geändert. Marguerite war zu tadeln, nicht der verlassene Gatte. Nebenbei bemerkt — wenn Marguerite sie wirklich geliebt hätte, so wäre sie zu ihrer Hochzeit gekommen.

Bob war weniger streng. Obwohl seine Bewunderung für seinen Vater sich niemals gewandelt hatte, glaubte er doch daran, daß diese Frau, die Laval, im Grunde ihres Herzens zuverlässig war; aber sie war eine Ausländerin. Und wenn sein Vater eine Weltbürgerin geheiratet hatte, so mußte er eben selbst in eine kosmopolitische Haut schlüpfen. Die Empfindsamkeit, so meinte er, war in jedem Nationalcharakter eine andere und von unterschiedlicher Stärke.

„Nehmt ihr Brandy“, fragte Lattimer, „oder etwas anderes?“

„Nein, danke. Ich glaube, für dich ist es auch nicht gut. Wir haben alle genug gehabt.“

Lattimer hörte nicht darauf und goß sich selbst mit sicherer Hand etwas ein. „Versäumt euren Zug nicht“, sagte er. „Ich habe auszudrücken versucht, wie sehr ich euch beide liebe. Seid glücklich und kommt bald zurück!“ Er trank Kate zu, die sich hinüberbeugte und ihm einen Kuß gab.

„Ich werde mich fertigmachen“, sagte sie und sah Bob an. „Es dauert keine Minute.“

Sie beugte sich noch einmal hinüber, um ihn zu küssen.

„Ich bin froh, daß Bob einen solchen Vater hat! Er und ich wünschen so sehr, daß auch du glücklich wärst! Ich wünschte — ich wünschte, du würdest eine andere Frau finden und sie heiraten! Wirklich! Es muß doch eine geben, die — ich meine, du solltest hier nicht so einsam bleiben. Es macht uns so traurig, fortzugehen und dich hier . . .“

Er unterbrach sie. „Meine Zeit ist vorbei, jetzt seid ihr an der Reihe — du und Bob. Versäumt euch nicht! Lauft!“

Nachdem sie gegangen war, blickten die beiden Männer sich an.

„Ich möchte es eben noch einmal sagen“, begann Bob.

„Bitte nicht.“

„Aber es muß sein! Du hast ihr sehr unrecht getan! Ich wette, wenn ich mit ihr sprechen könnte, dann würde sich alles klären. Was würdest du selbst empfinden, wenn du sie mit diesem Burschen, diesem Bentoff finden würdest, in seiner Wohnung?“

„Das könnte leicht geschehen“, meinte Lattimer, „wenn ich töricht genug wäre, mit diesem Abenteuer nicht endlich Schluß zu machen. Die Amputation ist jetzt weniger schmerzhaft als später.“

„Du weißt“, sagte Bob, „ich glaube nicht, daß du etwas von Frauen verstehst!“

Sein Vater blickte ihn an. „Einmal glaubte ich: Ja — dann fürchtete ich: nein — und jetzt hoffe ich: nie.“

Bob lachte, aber er konnte seinen Vater nicht aus seiner Ernsthaftigkeit aufrütteln. „Ich bezweifle, daß alle die hübschen Dinge, die die Männer den Frauen zuschreiben, jemals ihnen oder uns viel Gutes gebracht haben!“

„Ach, nun hör aber auf!“ warf Bob ein.

Sein Vater drohte ihm mit dem Finger. „Männer sind



selten aufrichtig in diesen Dingen, sogar sich selbst gegenüber; aber diejenigen von uns sind nicht die Dümme-  
sten, die die Frauen so behandeln, wie das im Höhlen-  
zeitalter Sitte war.“

„Altes Zeug, Dad!“

„Nicht, solange die Frauen sich nicht ändern. Beob-  
achte dich selbst, mein Junge! Sage leise von Zeit zu Zeit  
vor dich hin: ‚entzückend, köstlich und gefährlich‘, — aber  
gefährlich nur dann, wenn du ihnen zu viel Freiheit  
läßt.“

Sie hörten, wie Kate die Tür ihres Zimmers aufmachte.  
Bob stand auf.

„Kate und ich müssen uns entgegenkommen, nicht  
wahr?“

„Das werdet ihr müssen“, antwortete sein Vater ernst,  
„sofern ihr die Gabe dazu habt. Aber sie ist selten!“

Mit diesem Segen ließ er seinen Sohn ziehen, um ein  
neues Kapitel des alten Hauses zu beginnen. Bob verließ  
sein Vaterhaus mit einem Geheimnis vor seiner Frau —  
der erste winzige Riß zwischen ihnen. Er hielt es für bes-  
ser, ihr nichts von seines Vaters Rat zu sagen.

Nachdem sie gegangen waren, setzte sich Morton in die  
kleine Bibliothek, an den Tisch, an dem er die Briefe an  
seinen Jungen zu schreiben pflegte. In diesem Augenblick  
hätten sich seine Gedanken mit dem Sohn beschäftigen  
sollen, der soeben mit seiner jungen Frau abgereist war,  
aber als Lattimer — vollkommen ermattet — den Kopf auf  
die Hände stütze und seine Augen schloß, sah er vor sich  
eine schlanke, dunkle Frau, etwas größer als der Durch-  
schnitt, eine Frau, die einem mit ihrer rassigen Schönheit  
von Gestalt und Gesicht die Sinne verwirrte, und deren  
edelgeformte Hände vollendet zu ihrer hohen Stirn stimm-

ten. Er beugte sich weiter nach vorn, um über diese Erscheinung nachzusinnen — die beglückend hätte sein sollen, aber es nicht war — als die Haustürklingel Muri aus der Küche rief. Lattimer lauschte dem leisen Fußgetrappel in der Halle und einer leisen Stimme, die er im Augenblick nicht erkannte, nicht, bis er die Tür ins Schloß fallen hörte und begriff, daß Muri den Besucher hereingelassen hatte.

„Ich bin nicht zu Hause!“ rief er verzweifelt. „Muri, ich möchte niemand sehen!“

Er stand auf und lehnte sich an den Tisch, als sie auch schon aus der Ecke der Halle kam, um ihn zu suchen — die Erscheinung, die er eben mit geschlossenen Augen vor sich gesehen hatte, jetzt in einen dunklen, knapp anliegenden Mantel gehüllt und mit einem kleinen, schrägsitzenden Hut auf dem Kopf. Sie wartete, bis Muri sie verließ und Schweigen zwischen ihnen herrschte.

„Du kannst mich nicht fernhalten“, sagte sie schließlich. „Ich kann dich nicht aufgeben! Ich bin gekommen, um dir die Wahrheit über uns beide zu sagen.“

Er verbeugte sich. „Wenn es dir nichts ausmacht — ich ziehe vor, sie nicht zu hören!“

Sie kam um den Tisch herum, stellte sich neben ihn und blickte zu seinem Gesicht empor.

„Als ich dich davor warnte, daß du auf meine Vergangenheit eifersüchtig sein würdest, hatte ich recht. Als ich dir sagte, daß ich — weil ich eine Frau und darum klug bin — nie eifersüchtig sein würde, war ich ein großer Dummkopf. Ich sagte, du könntest nicht vergessen, — als ob das etwas wäre, auf das man stolz sein könnte, wenn man sich nicht erinnert! Ich kann ebenso wenig vergessen, und ich will es auch nicht! Ich sagte dir,

daß Bentoff vollkommen aus meinem Leben verschwunden ist und jene beiden anderen Männer, die tot sind. Sie werden mich niemals verlassen, und ich meine, sie sollten es auch nicht — ebensowenig, wie Ruth von der Summe aller Erlebnisse zu streichen ist, die dich schließlich zu dem gemacht haben, was du bist!

Wir werden nicht vergessen, wir werden immer wieder daran denken, und einige Erinnerungen werden immer schmerzlich für uns sein, für uns beide!“

Ihre Finger spielten mit dem Knopf an seiner Jacke.

„Aber ich glaube auch, Lattimer, Liebster, daß wir uns lieben werden — immer!“

## X

Ich vermute, daß sie mit strahlenden Augen zu ihm aufsah, um festzustellen, ob er mit ihr einig war. Ich hoffe, daß er ihre Arme nahm und sie an sich zog — oder was sonst ein versöhnter Gatte tun sollte. Aber da sie sonst alles von ihren Erlebnissen enthüllt hatten, schwiegen sie natürlich über diese mehr äußerlichen Einzelheiten.

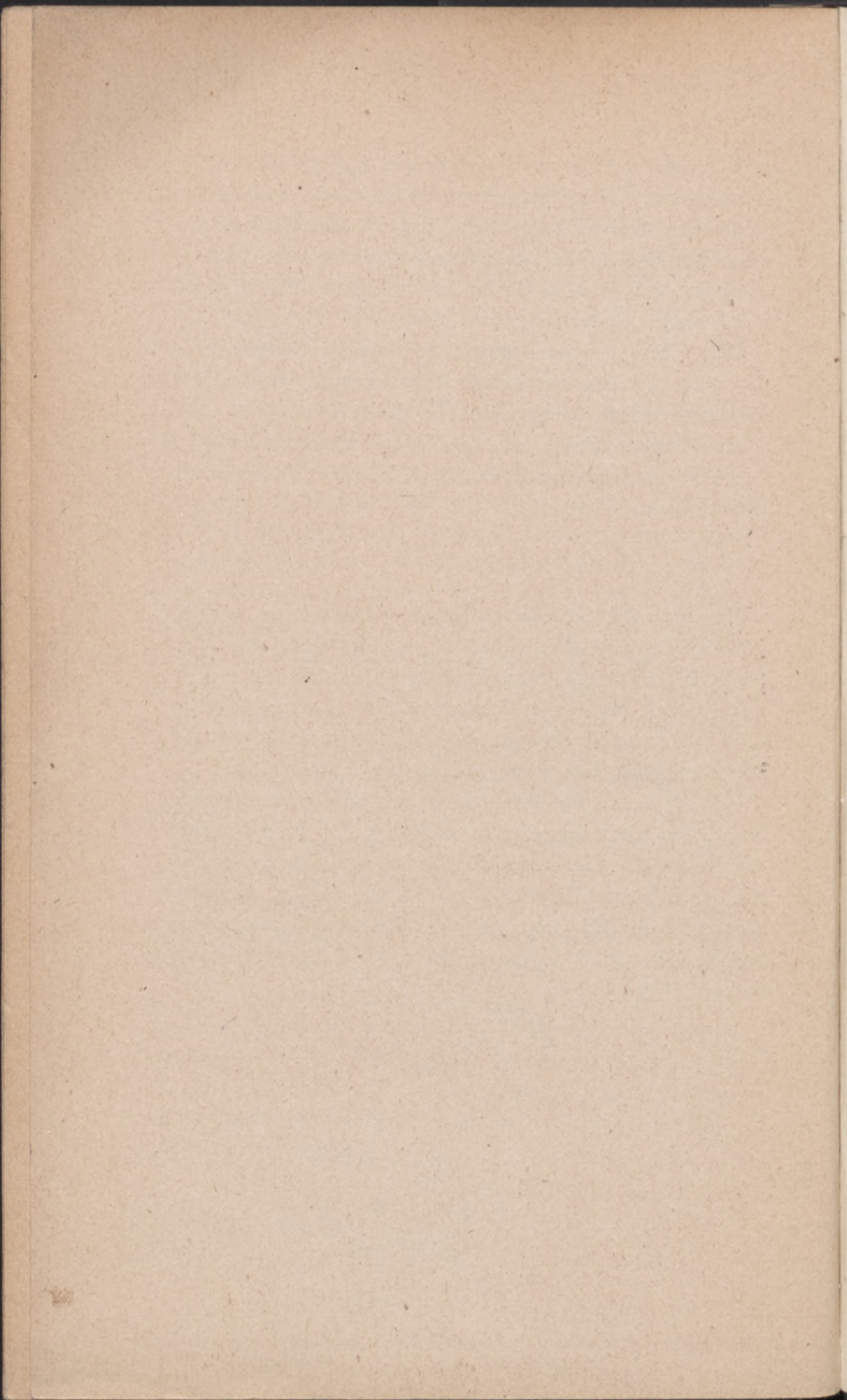
Als ich sie zuletzt sah, schien er glücklich und voller Ruhe, was ich indessen nicht unbedingt für ein gutes Zeichen halte. Sie schien gründlich in ihn verliebt zu sein und mit einer Entschlossenheit, als ob sie sich in unserem menschlichen Daseinskampf gegen Zeit und Veränderung auf die Höhen zurückgezogen hätte, um die letzte Festung zu verteidigen.

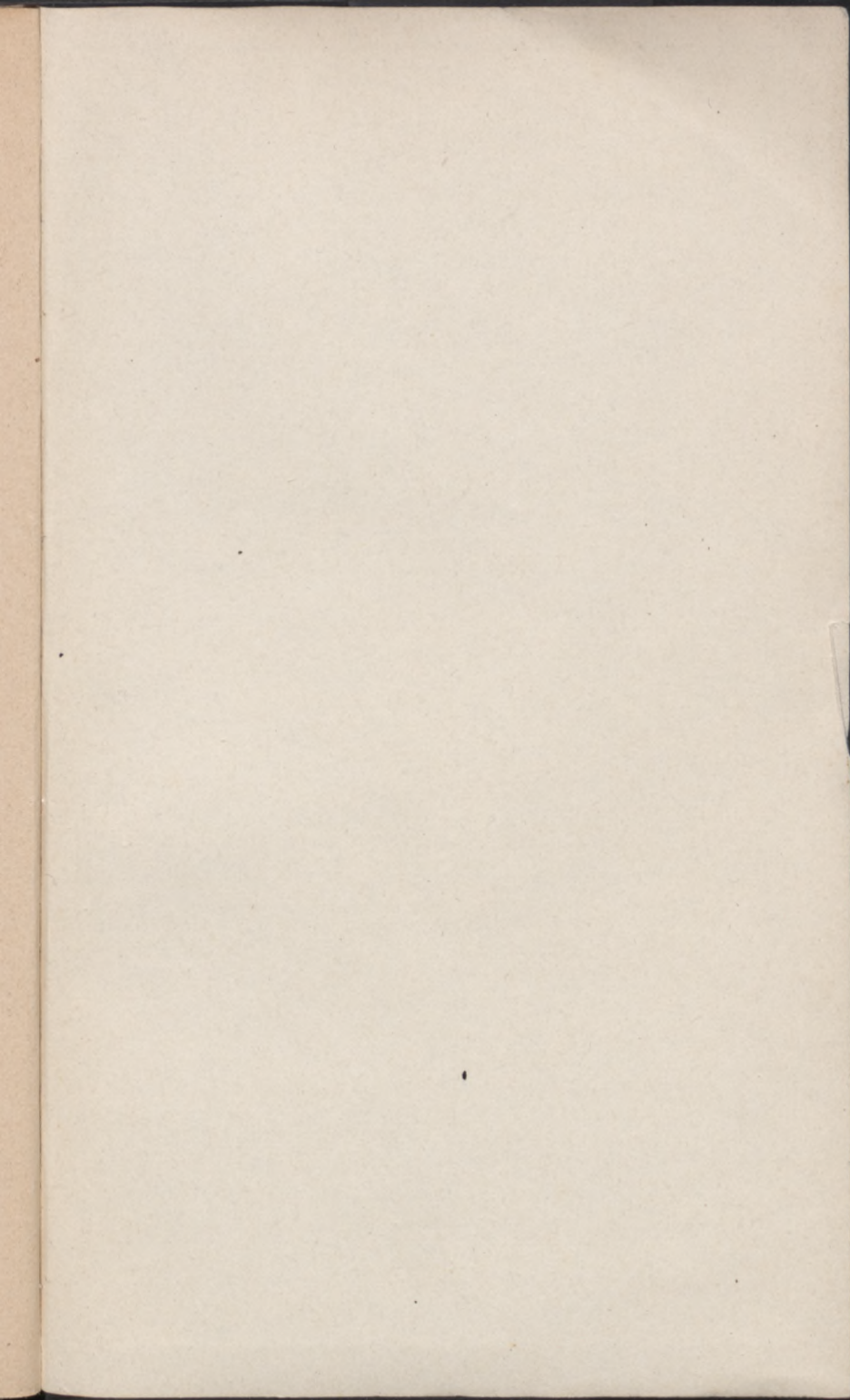


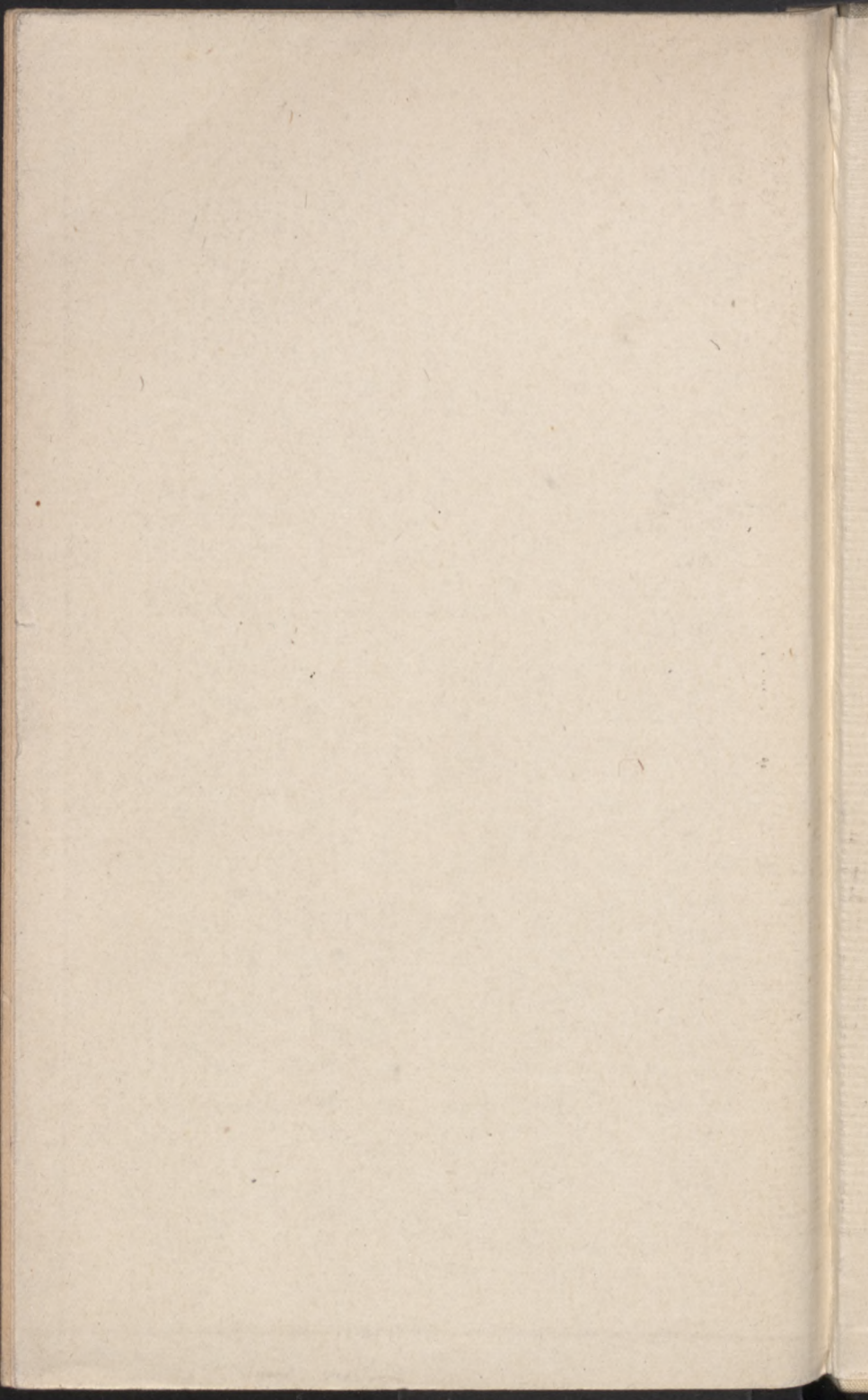
Biblioteka Główna UMK



300000180066







rec.

